

Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas und seine Wirkung auf die Besucher

Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
doctor philosophiae
(Dr. phil.)

eingereicht an
der Philosophischen Fakultät III
der Humboldt-Universität zu Berlin

von
Diplom-Sozialwissenschaftlerin Katharina Steinberg

Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin
Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz

Dekan der Philosophischen Fakultät III
Prof. Dr. Dr. h. c. Bernd Wegener

Gutachter: 1. Prof. Dr. Talja Blokland
2. Prof. Dr. Selma Leydesdorff

Tag der mündlichen Prüfung: 14. August 2012

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	5
1. Formen des gesellschaftlichen Gedächtnisses.....	13
1.1. Die kulturwissenschaftliche Erinnerungstheorie von Jan und Aleida Assmann.....	13
1.2. Kritik an der Theorie von Assmann/ Assmann.....	16
1.3. Die sozialwissenschaftliche Erinnerungstheorie von Horst-Alfred Heinrich ...	18
2. Der repräsentative öffentliche Raum.....	27
2.1. Die Gestaltung des repräsentativen öffentlichen Raums in unterschiedlichen Staatsformen.....	32
2.2. Der repräsentative öffentliche Raum in demokratischen Staaten.....	33
2.3. Der repräsentative öffentliche Raum Berlins im historischen Wandel.....	35
3. Der Denkmalsbegriff.....	47
4. Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland.....	52
4.1. Denkmäler in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR 1945-1990.....	53
4.2. Denkmäler in den westlichen Besatzungszonen und der Bundesrepublik 1945-1990.....	66
4.3. Denkmalsetzungen für die Opfer des Nationalsozialismus in der DDR und in der Bundesrepublik – Vergleich der Erinnerungskulturen.....	79
4.4. Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus nach der Wiedervereinigung.....	81
5. Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas.....	87
5.1. Die Entstehung des Denkmals.....	88
6. Ansätze zur Wirkungsforschung.....	101
6.1. Systematisch vernachlässigt: Forschung zur Wirkung von Denkmälern.....	101
6.2. Die Wirkung des repräsentativen öffentlichen Raums und der politischen Ikonographie.....	106
6.3. Die Wirkung von Kunst aus der Perspektive der Kunstsoziologie.....	109
6.4. Die Wirkung von Gedenkstätten.....	116
6.5. Die Wirkung von Kunst aus der Perspektive der Kunstpsychologie.....	122
7. Untersuchungsvariablen, Hypothesen, Untersuchungsmethode und Untersuchungsinstrument.....	125
7.1. Herleitung der abhängigen und der unabhängigen Variablen.....	125

7.2.Hypothesen für die Untersuchung.....	128
7.2.1.Hypothese zum Einfluss von Bildung auf die Wirkung des Denkmals.....	128
7.2.2.Hypothese zum Einfluss von feldspezifischem kulturellem Kapital auf die Wirkung des Denkmals.....	129
7.2.3.Hypothese zum Einfluss, den die Sozialisation in der DDR oder in der Bundesrepublik auf die Wirkung des Denkmals hat.....	130
7.2.4.Hypothese zum Einfluss der Nationalität auf die Wirkung des Denkmals.....	132
7.2.5.Hypothese zum Einfluss des Alters auf die Wirkung des Denkmals.....	132
7.2.6.Hypothese zum Einfluss der Besuchsvorbereitung auf die Wirkung des Denkmals.....	133
7.2.7.Hypothese zum Einfluss der Besuchsmotivation auf die Wirkung des Denkmals.....	134
7.2.8.Hypothese zum Einfluss, den die Bewertung des Holocaust auf die Wirkung des Denkmals hat.....	135
7.2.9.Hypothese zum Einfluss, den ein familiärer Bezug zu nationalsozialistisch Verfolgten auf die Wirkung des Denkmals hat.....	135
7.3.Die Untersuchungsmethode.....	136
7.4.Das Untersuchungsinstrument: der Fragebogen für die Besucher des Denkmals.....	138
8.Bildung, Nationalität, Alter ... Zum Einfluss soziodemographischer Merkmale auf die Rezeption des Denkmals.....	144
8.1.Überprüfung der Hypothesen.....	144
8.1.1.Wie wirkt das Denkmal auf Personen mit unterschiedlichem Bildungshintergrund?.....	145
8.1.2.Wie wirkt das Denkmal auf Personen mit feldspezifischem Wissen zum Thema Holocaust?.....	150
8.1.3.Wie wirkt das Denkmal auf bundesrepublikanisch und DDR-sozialisierte Besucher?	152
8.1.4.Wie wirkt das Denkmal auf Deutsche und Ausländer?	152
8.1.5.Wie wirkt das Denkmal auf Personen unterschiedlichen Alters?	157
8.1.6.Wie wirkt das Denkmal auf Frauen und Männer?	160
8.1.7.Wie wirkt das Denkmal auf unterschiedlich vorbereitete Besucher?.....	162
8.1.8.Wie wirkt das Denkmal auf extrinsisch und intrinsisch motivierte Befragte?.....	167
8.1.9.Wie wirkt das Denkmal auf Befragte, die den Holocaust unterschiedlich bewerten?.....	169
8.1.10.Wie wirkt das Denkmal auf Besucher, deren Verwandte im Nationalsozialismus verfolgt worden waren?.....	171
8.2.Die Daten im Test: Oversampling.....	172
9.Interpretationen, Gefühle und Bewertungen ... Zur kognitiven, emotionalen und konativen Rezeption des Denkmals.....	180
9.1.Daten zur Wirkung des Denkmals	180
9.1.1.Daten zu den kognitiven Wirkungen des Denkmals	181
9.1.2.Daten zur emotionalen Wirkung des Denkmals.....	192
9.1.3.Daten zur konativen Wirkung des Denkmals	196

9.1.4.Daten zur Bewertung des Denkmals.....	197
9.1.5.Am Rande bemerkt – Kommentare der Besucher	205
9.2.Die Untersuchungsergebnisse im Kontext erinnerungskultureller Debatten...	207
9.2.1.Der veränderte Stellenwert des Holocaust.....	207
9.2.2.Der Umgang mit der abstrakten Gestaltung des Denkmals: bezuglos oder offen für Interpretationen	209
9.2.3.Inhalte und Ziele des Gedenkens.....	213
9.2.4.Die emotionale Komponente des Denkmals	216
9.2.5.Intensives Gedenken oder spielerischer Umgang mit dem Denkmal.....	221
9.2.6.Schuldabwehr unter den Befragten.....	223
10.Schlussbetrachtung.....	226
11.Literaturverzeichnis.....	233
12.Anhang	262
12.1.Fragebogen für die Besucher des Denkmals für die ermordeten Juden Europas	262
12.2.Tabellen.....	264
12.2.1.Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom Bildungs- grad.....	264
12.2.2.Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom feldspezifi- schen Wissen.....	267
12.2.3.Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit von der Nationa- lität.....	270
12.2.4.Erschließung des Denkmals in Abhängigkeit vom Geschlecht.....	273
12.2.5.Erschließung in Abhängigkeit von der selbstständigen Vorbereitung des Be- suchs.....	274
12.2.6.Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom Besuch des Ortes der Information.....	276
12.2.7.Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit von der Teilnah- me an einer Führung.....	278
12.2.8.Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom extrinsisch bzw. intrinsisch motivierten Interesse am Denkmalbesuch.....	280
12.2.9.Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom Stellen- wert, den die Besucher dem Holocaust zuschrieben	282
12.2.10.Erschließung des Denkmals in Abhängigkeit von der Verwandtschaft mit im Nationalsozialismus verfolgten Personen	284

Einleitung

Das 2005 eingeweihte Denkmal für die ermordeten Juden Europas gilt als eines der wichtigsten Denkmäler Berlins und des wiedervereinigten Deutschlands. Innerhalb kurzer Zeit ist das Stelenfeld zu einem der meistbesuchten Gedenkort der Hauptstadt geworden. Knapp sieben Millionen Menschen aus dem In- und Ausland besichtigten es zwischen Juni 2005 und Juni 2007 (Stiftung Denkmal 2011).

Welche Wirkung das Mahnmal auf die Besucher hat – darüber ist allerdings fast nichts bekannt. Trotz einer Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten über das Denkmal sind Besucherreaktionen bisher kaum erforscht worden. Eine Wirkungsstudie fehlt jedoch nicht nur für das Berliner Holocaust-Denkmal. Auch für andere Denkmäler liegen noch keine Untersuchungen vor. Bislang ist die Wirkungs- und Rezeptionsforschung von Denkmälern systematisch vernachlässigt worden (Welzer 2010).

Ziel dieser Studie ist es, mittels einer quantitativen Befragung von 500 Besuchern herauszuarbeiten, wie das Holocaust-Denkmal wirkt: Stellen sich die Besucher Fragen, haben sie Interpretationen für das Denkmal, erkennen sie im Denkmal einen Gegenwartsbezug und empfinden sie Gefühle? Äußern sie Kritik am Denkmal oder gefällt ihnen das Denkmal? Gefragt wird, ob Besucher mit unterschiedlichen soziodemographischen Merkmalen das Denkmal unterschiedlich rezipieren. Wie beeinflussen der Bildungsgrad, die Nationalität, die Sozialisation in der DDR oder in der alten Bundesrepublik und die Generationenzugehörigkeit die Wahrnehmung des Denkmals?

Forschungsstand zum Denkmal für die ermordeten Juden Europas

Schon vor der Errichtung des Denkmals haben sich einige Wissenschaftler mit der Debatte um die Mahnmalentstehung auseinandergesetzt. Sie haben hauptsächlich die kommentierenden Medienberichte, offene Briefe, Reden und Interviews mit Personen, die an der Diskussion um den Denkmalsbau beteiligt waren, analysiert.

Im Mittelpunkt der Diplomarbeit der Kulturwissenschaftlerin Miriam Haardt (2001) und der Dissertationen der Historiker Jan-Holger Kirsch (2003) und Hans-Georg Stavginski

(2002) steht die Frage, welche Rolle die Debatte um das Denkmal für die Konstruktion nationaler Identität einnimmt. Alle drei Autoren sind der Auffassung, dass sich die Deutschen mit dem Holocaust-Denkmal zur eigenen Täterschaft bekennen und so die Verantwortung für die Verbrechen des Nationalsozialismus übernehmen. Die Autoren schlussfolgern, diese Verantwortungsübernahme ermögliche es den Deutschen, sich wieder positiv auf die Nation zu beziehen. Haardt und Kirsch halten dies jedoch für problematisch. So argumentiert Haardt (2001: 101): Wenn die nationale Identität über die gemeinsame Abkunft von den Tätern begründet werde, seien jüdische Deutsche, im Nationalsozialismus verfolgte nichtjüdische Deutsche und deren Nachkommen ebenso ausgeschlossen wie Migranten. Auch Kirsch (2002: 317) meint, infolge dieser deutschen Identitätspolitik würden insbesondere die Juden erneut ausgegrenzt. Kirsch (2002: 312) kritisiert außerdem, die Rahmenbedingungen des Denkmalvorhabens hätten eher eine Gedenkmetaphysik gefördert als die genaue Beschäftigung mit den historischen Ereignissen und Verantwortlichkeiten.

Stavginski (2002: 22) bewertet die Diskussion um die Denkmalerrection als die erste gesamtdeutsche Auseinandersetzung um die Identität und das politische Selbstverständnis der Deutschen. Da an der Debatte um das Mahnmal kaum ostdeutsche Diskutanten beteiligt waren, ist seine Position nicht ohne Weiteres nachvollziehbar.

In zwei weiteren Arbeiten wird die Debatte um das Holocaust-Denkmal im internationalen Vergleich betrachtet. Der Historiker Holger Thünemann (2005) stellt in seiner Doktorarbeit der Auseinandersetzung um das Berliner Denkmal die Diskussion um das zentrale österreichische Holocaust-Mahnmal in Wien gegenüber; der Politikwissenschaftler Peter Carrier (2005) zieht in seiner Dissertation die Debatte um das französische Holocaust-Denkmal Vélodrome d'Hiver als Vergleich heran. Auch diese Autoren kommen zu dem Ergebnis, in der deutschen Denkmaldebatte habe sich vor allem gezeigt, dass der Holocaust¹ inzwischen der positiven deutschen Identitätsstiftung diene.

¹Als Holocaust (griech. hólos: ganz, total; káutein: verbrennen, Brandopfer) oder Shoah (hebr. Verwüstung, Vernichtung) wird die Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland zwischen 1941 und 1945 verstanden. Der Begriff „Holocaust“ wurde durch die 1979 im deutschen Fernsehen ausgestrahlte US-amerikanische Serie gleichen Namens populär. Der Begriff „Shoah“ fand bereits 1940 in einem Bericht über Massenmorde an polnischen Juden Verwendung (Young 1997a: 143). Im

Dass alle Autoren in ihren Arbeiten die Identitätsfrage behandeln, weist auf entscheidende Veränderungen in der deutschen Erinnerungskultur hin. In der Debatte um das Denkmal wurde das Ausmaß der deutschen Verbrechen erstmals von der breiten politischen Öffentlichkeit thematisiert und über die Verantwortung für die Verbrechen gesprochen. Ob und inwieweit sich dieser Wandel des Geschichtsbewusstseins auch in der Bevölkerung und damit bei den Denkmalbesuchern vollzogen hat, ist nicht Thema der Arbeiten. Die Studienergebnisse regen jedoch dazu an, diese Frage in der vorliegenden Untersuchung zu berücksichtigen.

In den Studien, die nach der Einweihung des Denkmals entstanden sind, ändert sich die Fragestellung. Nun wird das Mahnmal als Gedenkort in den Blick genommen. So beschäftigen sich der Sozialwissenschaftler Hans-Christian Psaar (2008) und die Religionswissenschaftlerin Brigitte Sion (2009) mit den unterschiedlichen Ansprüchen, die mit dem Denkmal verbunden werden und die ihrer Meinung nach die Gedenkpraxis erschweren. Psaar (2008: 55) arbeitet in seiner Diplomarbeit heraus, dass unterschiedliche Akteure ganz unterschiedliche Ansprüche an das Denkmal stellten und dies zu Dissonanzen führe. Während der Architekt Peter Eisenman einen nichtsakralen Ort habe schaffen wollen, habe die Initiatorin Lea Rosh das Mahnmal zu einem Ort sakralen Totengedenkens machen wollen. Von Tourismusagenturen wiederum werde das Denkmal als Unterhaltungsort vermarktet, die Aufgaben als Gedenkstätte und Informationsort über den Holocaust träten dagegen zurück.

Sion (2009: 247) ist der Auffassung, das Denkmal versage in seiner Funktion als Erinnerungsort. Die Besucher könnten nicht unterscheiden, ob sie sich an einem Gedenkort oder in einem Kunstwerk befänden. Außerdem werde den Besuchern die Einfühlung in die Opfer erschwert, weil ständig laute Schreie durch das Denkmal drängen und die Konzentration, die der unebene Boden verlange, vom Gedenken ablenke.

Gegensatz zu Holocaust fasst der Begriff Shoah die Ereignisse eindeutig jüdisch. Beide Bezeichnungen sind umstritten, weil sie Verallgemeinerungen implizieren. Für den bürokratisch organisierten und industriell durchgeführten Massenmord an sechs Millionen europäischen Juden im nationalsozialistischen Machtbereich stellen beide Begriffe nur unzureichende Chiffren dar (Günter 2001: 540).

Auch die Kunsthistorikerin Simone Mangos (2007) untersucht anhand von Fotos die Dissonanz zwischen dem Denkmal als Kunstwerk und als Ort des Gedenkens. Für sie ist das Denkmal „a monumental mockery“. Die Bilder von lachenden, springenden und essenden Denkmalbesuchern dienen ihr als Beleg, dass das Denkmal für die meisten Besucher „a user-friendly theme park“ sei, „where one goes to amuse oneself“ (Mangos 2007: 178).

Ausgehend von der Erkenntnis, dass das Denkmal selbst keine Bedeutung transportiere, beschäftigt sich die Soziologin Irit Dekel (2009) mit der Frage, wie die Besucher dem Denkmal Bedeutung zuschreiben. Sie geht davon aus, dass sich die Bedeutung des Denkmals und darüber hinaus die Erinnerung an den Holocaust über die Interaktion der Besucher mit dem Denkmal konstruiere. Diese Konstruktion findet nach Dekel insbesondere durch Beobachtung statt.

In diesen ersten Arbeiten nach der Eröffnung des Denkmals spiegelt sich das Erstaunen über das ungewöhnliche Denkmalkonzept. Aufgrund der interpretatorischen Offenheit, die nicht auf die Funktion als Gedenkort hinweist, ist es möglich, das Denkmal ausschließlich als Kunstwerk wahrzunehmen. Die Gestaltung animiert außerdem zu spielerischer Betätigung im Stelenfeld. Es sind jedoch keineswegs alle Besucher, die solche Verhaltensweisen praktizieren. Interessanter für die vorliegende Untersuchung ist daher die Frage, ob die künstlerische Gestaltung das Denkmal so dominiert, dass seine Funktion als Gedenkort für die Besucher zurücktritt.

Der Politikwissenschaftler Mathias Möller (2006) untersucht in seiner Diplomarbeit, ob das Denkmal von den Besuchern als nationale Gedenkstätte akzeptiert wird, und greift damit eine ähnliche Frage auf, wie sie auch in dieser Arbeit gestellt wird. Für seine Studie interviewte Möller Mitarbeiter der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas und Persönlichkeiten, die an der Debatte um das Denkmal beteiligt waren. Aus ihren Einschätzungen und Erfahrungen schließt er auf die Haltung der Besucher. Möller (2006: 86) geht davon aus, dass die Akzeptanz, die die Besucher dem Denkmal entgegenbrächten, von ihrem Wissen über den Holocaust beeinflusst sei. Die Befragung der Mitarbeiter der Stiftung lässt einen solchen Zusammenhang jedoch nicht erkennen. So

berichteten die Interviewten, die Besucher seien in der Regel auf den Denkmalbesuch kaum vorbereitet und besäßen selten vertieftes Wissen über den Holocaust. Dennoch werde das Denkmal, so die mehrheitliche Erfahrung der Mitarbeiter, von den Besuchern akzeptiert (Möller 2006: 93). Überzeugte Gegner besuchten das Denkmal selten (Möller 2006: 88 f.).

Die Frage, welche Bedeutung Wissen über den Holocaust für die Wirkung des Denkmals hat, wird auch in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen. Es wird untersucht, ob sich Besucher das Denkmal besser erschließen können, wenn sie sich ausführlich mit dem Thema Holocaust beschäftigt haben.

In den bisherigen Arbeiten über die Besucherreaktionen wird entweder das beobachtbare Verhalten interpretiert, oder sie sind auf Expertenbefragungen gestützt. Wie die Besucher selbst das Denkmal deuten und bewerten, ist noch in keiner Studie mittels einer systematischen Befragung untersucht worden.

Aufbau der Arbeit

Das erste Kapitel dieser Arbeit befasst sich mit Erinnerungstheorien. Aleida und Jan Assmann gehören zu den ersten Wissenschaftlern, die sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht mit der Frage beschäftigt haben, wie die Erinnerung an vergangene Ereignisse gesellschaftlich etabliert und tradiert wird. Zunächst erfolgt eine kurze Einführung in ihre Theorie. Der Schwerpunkt des Kapitels liegt jedoch auf der soziologischen Weiterentwicklung des Assmann'schen Ansatzes durch Horst-Alfred Heinrich (2002). Heinrich unterscheidet Erinnerung auf der gesellschaftlichen Mikro- und Makroebene. Er ordnet das kulturelle Gedächtnis, das sich zum Beispiel in Texten oder Symbolen materialisiert, der Makroebene zu; die kulturellen Erinnerungen – als Schnittmengen der individuellen Gedächtnisse – verortet er auf der Mikroebene. Das lässt die soziologisch entscheidende Annahme zu, dass sich gesellschaftliche Subgruppen in ihren Erinnerungen unterscheiden – eine Differenzierung, die Assmann/ Assmann nicht berücksichtigen, die aber für die Frage bedeutsam ist, wie das Denkmal von Besuchergruppen mit unterschiedlichen Geschichtserfahrungen beurteilt wird.

Das Holocaust-Denkmal wird im Kontext seiner Umgebung und im Bezug zu anderen Symbolzeichen wahrgenommen. Es ist Bestandteil des repräsentativen öffentlichen Raums. Im zweiten Kapitel sollen dieser von Hartmut Häussermann entwickelte Begriff und Charakteristika repräsentativer Bauten vorgestellt werden. Aufgezeigt wird weiterhin, wie sich politische Systeme im repräsentativen öffentlichen Raum inszenieren und wie über Symbolisierung Bedeutung erzeugt wird. Es folgt ein historischer Überblick über die Veränderungen des repräsentativen öffentlichen Raums Berlins vom Kaiserreich bis zur Berliner Republik.

Im dritten Kapitel wird der Denkmalbegriff eingeführt und dargestellt, welche Funktionen Denkmälern in der Geschichte und in der Gegenwart zugeschrieben worden sind. Denn Denkmäler werden nicht grundlos errichtet. Sie sollen die Vergangenheit strukturieren und deuten und die Erinnerung für die Gegenwart nutzen. Zudem spiegeln sich in Denkmälern die gesellschaftlichen Strukturen, unter denen sie errichtet worden sind.

Unter der Fragestellung, wie der Opfer des Nationalsozialismus seit 1945 gedacht worden ist, werden im vierten Kapitel die Denkmalsetzungen der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) und der Bundesrepublik untersucht. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den Mahnmalen für die jüdischen Opfer. Der Überblick zeigt, dass die Denkmalsetzungen beider deutscher Staaten maßgeblich von den Systemzugehörigkeiten und der Ost-West-Auseinandersetzung geprägt waren. Beide Staaten brachten eine je eigene Erinnerungskultur hervor, die auch beeinflusst, wie ost- und westdeutsch Sozialisierte das Holocaust-Denkmal rezipieren. Abschließend werden die Denkmalsetzungen nach der Wiedervereinigung betrachtet.

Im fünften Kapitel wird die Debatte um das Denkmal für die ermordeten Juden Europas behandelt. Von der ersten Idee für ein Holocaust-Denkmal bis zur Eröffnung des Denkmals im Jahr 2005 vergingen 16 Jahre. In dieser Zeit wurde über unterschiedliche Mahnmalentwürfe gestritten, der Entwurf für das heutige Denkmal mehrmals verändert, und es fand eine intensive Auseinandersetzung statt um die Widmung, den Standort und die Gestaltung des Denkmals. Das Kapitel zeigt auf, welche Fragen die Debatte be-

stimmten und welche Ansprüche an die Wirkung des Denkmals formuliert wurden. Zudem werden die Gestaltungsabsichten des Architekten Peter Eisenman vorgestellt.

Die Frage, wie Denkmäler wirken, ist in den Sozialwissenschaften bisher nicht berücksichtigt worden, und es existieren keine Theorien über die Rezeption von Denkmälern. Dies wird in der Darstellung des Forschungsstandes im sechsten Kapitel deutlich. Um dennoch Hypothesen über die Wirkung des Holocaust-Denkmals aufstellen zu können, werden deshalb theoretische Erkenntnisse und empirische Untersuchungen über verwandte Forschungsgegenstände herangezogen. Zurückgegriffen wird auf Pierre Bourdieus kunstsoziologische Theorie, die sich mit der Frage befasst, welche Rolle der Bildung bei der Rezeption von Kunstwerken zukommt. Herangezogen werden weiterhin eine Untersuchung von Dorothee Halcour über die emotionale Wirkung von Gemälden und eine Studie von Bert Pampel über die Wirkung von Gedenkstätten. Pampel fragt, wie sich Vorbereitung, Motivation und Bewertung eines geschichtlichen Ereignisses auf die Wahrnehmung von Gedenkstätten auswirken.

Mit dem siebten Kapitel beginnt der empirische Teil der Arbeit. Zunächst werden die abhängigen und die unabhängigen Variablen für die Untersuchung definiert. Anschließend werden neun Hypothesen für die Untersuchung formuliert. Die Annahme, dass sich Besucher aufgrund unterschiedlicher soziodemographischer Merkmale in ihren Reaktionen auf das Denkmal unterscheiden, stützt sich für das Merkmal Bildungsgrad auf die kunstsoziologischen Erkenntnisse Bourdieus und die Ergebnisse der Gedenkstättenforschung sowie der Kunstpsychologie. Es ist jedoch davon auszugehen, dass sich auch deutsche und ausländische, bundesrepublikanisch und DDR-sozialisierte Befragte und Besucher unterschiedlichen Alters in der Denkmalrezeption unterscheiden. Hierzu werden ebenfalls Annahmen formuliert. Sie werden für das Merkmal Sozialisation in der Bundesrepublik oder in der DDR aus der Forschung zur Tradierung von Erinnerung hergeleitet. Zudem wird auf die unterschiedliche Entwicklung der Erinnerungskultur der beiden deutschen Staaten zurückgegriffen, die im vierten Kapitel analysiert wird. Die

Annahmen zu unterschiedlichen Reaktionen aufgrund des Alters basieren ebenfalls auf der Forschung zur Tradierung von Erinnerung. Als schwierig erweist es sich, in der Literatur Hinweise zu finden, wie die Nationalität die Wirkung des Denkmals beeinflusst. Hierzu werden lediglich eigene Überlegungen formuliert. Hypothesen werden außerdem darüber aufgestellt, wie die Bedingungen des Denkmalbesuchs und die Haltung zur Erinnerung an den Holocaust die Wirkung des Stelenfeldes beeinflussen.

Anschließend wird die Untersuchungsmethode, eine Straßenbefragung von 500 Besuchern, vorgestellt. Durch die Entwicklung des Fragebogens für die Untersuchung werden die Hypothesen operationalisiert.

Im achten Kapitel folgt die Überprüfung der Hypothesen: Es wird ausgewertet, wie das Denkmal auf Befragte mit unterschiedlichen soziodemographischen Merkmalen wirkt.

Mittels der Straßenbefragung wurde eine willkürliche Stichprobe erzeugt. Abschließende Oversampling-Tests zeigen jedoch, dass die Daten robust gegenüber Verzerrungen sind.

Danach gegliedert, ob kognitive, emotionale oder konative (also das Verhalten betreffende) Wirkungen des Denkmals erfasst worden sind und wie die Besucher das Denkmal beurteilen, werden die Antworten auf die offenen Fragen im neunten Kapitel ausgewertet. Anschließend werden die Ergebnisse – thematisch gebündelt – im Kontext erinnerungspolitischer Debatten diskutiert.

Im letzten Kapitel werden Schlussfolgerungen aus den Befragungsergebnissen gezogen.²

² Die Rechtschreibung in dieser Arbeit folgt den neuen Rechtschreibregeln. Zitate werden den neuen Regelungen angepasst, Fehler stillschweigend korrigiert. Auf weibliche oder neutrale Pluralendungen wird verzichtet. Die Arbeit wurde mit einem Elsa-Neumann-Stipendium des Landes Berlin gefördert.

1. Formen des gesellschaftlichen Gedächtnisses

Denkmäler sind ebenso wie Texte, Bilder, Feste und Riten Objektivationen und Kristallisationen des gesellschaftlichen Gedächtnisses. Sie stellen eine der „Gedächtnisstützen“ (J. Assmann 2004: 19) dar, mit denen Gesellschaften versuchen, die Erinnerung an vergangene Ereignisse zu bewahren. Es lässt „sich schlechterdings keine soziale Gruppierung denken, in der sich nicht – in wie abgeschwächter Form auch immer – Formen von Erinnerungskultur nachweisen ließen“ (J. Assmann 1992: 31). Unter dem Begriff Erinnerungskultur werden dabei „alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse“ verstanden, seien sie ästhetischer, politischer oder kognitiver Natur (Cornelißen 2003: 555).

Auch im Holocaust-Denkmal wird in symbolischer Form Vergangenheit vergegenwärtigt und das gesellschaftliche Gedächtnis erfahrbar. Das Denkmal ist Ausdruck des offiziellen Umgangs mit der deutschen Geschichte; die Besucher kommen jedoch mit eigenen Erinnerungen zum Denkmal. Zwar sind auch ihre Erinnerungen gesellschaftlich geprägt, diese müssen aber mit dem gesellschaftlichen Gedächtnis, wie es sich im Denkmal manifestiert, nicht übereinstimmen. Somit erleben die Besucher das Denkmal nicht voraussetzungslos, und die Erinnerungen, die sie mitbringen, werden ihre Wahrnehmung und Bewertung des Denkmals beeinflussen.

Wie sich das Gedächtnis einer Gesellschaft herausbildet und welche Formen es annimmt, aber auch wie die Erinnerung gesellschaftlicher Subgruppen entsteht und in welchem Verhältnis beide zueinander stehen, ist Untersuchungsgegenstand der Erinnerungstheorie. Sowohl der deutsche Kunsthistoriker Aby Warburg als auch der französische Soziologe Maurice Halbwachs haben in den 1920er-Jahren Theorien des kollektiven Erinnerns erarbeitet. Insbesondere Halbwachs (1991: 35) hat darauf hingewiesen, dass das individuelle Gedächtnis eines Menschen sozial geprägt sei.

1.1. Die kulturwissenschaftliche Erinnerungstheorie von Jan und Aleida Assmann

In den 1980er-Jahren haben der Ägyptologe Jan Assmann und die Anglistin Aleida Assmann die Erkenntnisse von Halbwachs aufgegriffen und eine bis heute weitverbreitete kulturwissenschaftliche Erinnerungs- und Gedächtnistheorie entwickelt. Im Mittelpunkt ihrer Theorie steht die Frage, wie sich kulturelle Erinnerung, kollektive Identitätsbildung und politische Legitimierung beeinflussen. Denn Gesellschaften bedienen sich der Vergangenheit, damit sie die Gegenwart erklären und der Zukunft eine Perspektive geben können (Borsdorf/ Grütter 1999: 2). Assmann/ Assmann unterscheiden in ihrer Theorie zwei Formen des kollektiven Gedächtnisses, die sie als Extrempole einer Skala mit fließenden Übergängen verstehen: das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis (J. Assmann 1992: 55).

Der Begriff des kommunikativen Gedächtnisses bezeichnet den von Halbwachs herausgearbeiteten sozialen Aspekt des individuellen Gedächtnisses. So kann ein absolut einsamer Mensch überhaupt kein Gedächtnis ausbilden, weil erst durch die affektiv besetzten Formen der Kommunikation Struktur, Perspektive, Relevanz, Prägnanz und Horizont im Gedächtnis entstehen (J. Assmann 2004: 13). Die Alltagskommunikation, aus der sich im einzelnen Individuum ein sozial vermitteltes und gruppenbezogenes Gedächtnis konstituiert, ist meist ungeformt, unspezialisiert und thematisch nicht festgelegt (J. Assmann 1988: 10). Das kommunikative Gedächtnis umfasst daher Erinnerungen, die sich auf die rezente Vergangenheit des Alltags beziehen, und individuelle biographische Geschichtserfahrungen (J. Assmann 1992: 50). Es stützt sich auf einen spezifischen Zeithorizont von etwa 80 bis 100 Jahren, über den es nicht hinausreicht. Eine erste kritische Schwelle wird bereits nach 40 Jahren erreicht, wenn ein Generationenwechsel stattfindet. Dann scheiden Personen, die ein Ereignis als Erwachsene erlebt haben, aus dem eher zukunftsorientierten Berufsleben aus, und das Erinnerungsprofil einer Gesellschaft verschiebt sich: „Haltungen, die einmal bestimmend und repräsentativ waren, rücken vom Zentrum an die Peripherie“ (A. Assmann 1999: 37). Nach etwa 80 bis 100 Jahren existieren in der Regel drei, in Ausnahmefällen fünf Generationen gleichzeitig,

die eine „Erfahrungs-, Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft“ (A. Assmann 1999: 37) bilden. Diese „Zeitzeugen einer Erinnerungsgemeinschaft“ werden als Träger des kommunikativen Gedächtnisses bezeichnet. Sie sind weder Spezialisten noch Experten, und jeder gilt als gleich kompetent (J. Assmann 1992: 53). Wenn die Träger sterben, geht das kommunikative Gedächtnis einer Generation verloren und weicht dem Gedächtnis der folgenden Generationen.

Damit sich Ereignisse für zukünftige Generationen erhalten, bedarf es einer anderen Form des gesellschaftlichen Gedächtnisses, die Assmann/ Assmann als kulturelles Gedächtnis bezeichnen. Es wird definiert als der „jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümliche [...] Bestand an Wiedergebrauchstexten, -bildern und -riten, in deren Pflege eine Gesellschaft ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt. Es ist ein kollektives Wissen, vorzugsweise, aber nicht ausschließlich über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewusstsein von Eigenheit und Einheit stützt“ (J. Assmann 1988: 15).

Vom kommunikativen Gedächtnis unterscheidet sich das kulturelle Gedächtnis vor allem durch seine Alltagsferne und seine Zeitstruktur: Während der typische Drei-Generationen-Zeitraum des kommunikativen Gedächtnisses als ein synchroner Erinnerungsraum verstanden wird, hat das kulturelle Gedächtnis anhand weit in die Vergangenheit zurückreichender Überlieferung eine diachrone Achse (J. Assmann 2004: 19). Das kulturelle Gedächtnis besitzt also keinen Zeithorizont wie das kommunikative Gedächtnis, sondern ist von lange zurückliegenden „schicksalhafte[n] Ereignisse[n] der Vergangenheit“ (J. Assmann 1988: 12) geprägt, die Fixpunkte bilden. Es speichert die „mythische Urgeschichte“ einer Gesellschaft (Assmann 1992: 56). Das kulturelle Gedächtnis ist immer identitätskonkret und gruppenbezogen. Das heißt: Es ist nicht universell gültig, sondern bezieht sich auf das Identitätskonzept bestimmter Kollektive wie Völker, Staaten, Familien oder Parteien (Bering 2001: 330). Über diesen Wissensvorrat wird die eigene Gruppe von anderen Gruppen abgegrenzt, und es kann zwischen Zugehörigen und Nichtzugehörigen unterschieden werden (J. Assmann 1988: 13). Allerdings werden im kulturellen Gedächtnis nur solche Ereignisse aus der Vergangenheit gespeichert, die eine

Gesellschaft mit ihrem gegenwärtigen Bezugsrahmen³ rekonstruieren kann (J. Assmann 1988: 14 f.). Die Vergangenheit wird „nicht wahrheitsorientiert, voraussetzungs- und interesselos“ erforscht, sondern ausgehend vom aktuellen Identitätsbedürfnis nach Stabilisierendem durchsucht (Bering 2001: 330). Damit stützt sich das kulturelle Gedächtnis auf „unverrückbare Erinnerungsfiguren und Wissensbestände“, bezieht sich aber auf die Gegenwart (J. Assmann 1988: 13).

Um das kulturelle Gedächtnis im „kulturell institutionalisierten Erbgang einer Gesellschaft“ (J. Assmann 1988: 14) tradieren zu können, muss der kommunizierte Sinn in Objektivationen und Kristallisationen festgehalten werden. Die Tradierung des kulturellen Gedächtnisses ist in spezifischer Weise organisiert. Professionelle Träger wie Lehrer, Künstler oder Wissenschaftler und spezialisierte Institutionen wie Universitäten und Museen pflegen das kulturelle Gedächtnis (J. Assmann 1992: 54). Anders als das kommunikative Gedächtnis ist das kulturelle Gedächtnis also nicht an individuelle Träger geknüpft und erlischt nicht, wenn einzelne Künstler oder Wissenschaftler sterben.

Das kulturelle Gedächtnis wird außerdem als verbindlich angesehen: Das normative Selbstbild, das durch das kulturelle Gedächtnis erzeugt wird, schafft eine Wertperspektive und ein Relevanzgefälle. Innerhalb eines kulturellen Gedächtnisses gibt es wichtige und unwichtige, zentrale und periphere, lokale und innerlokale Symbole (J. Assmann 1988: 14).⁴

1.2. Kritik an der Theorie von Assmann/ Assmann

Die Theorie der Assmanns gilt im deutschsprachigen Raum als die wirkungsvollste und im internationalen Vergleich als die am besten ausgearbeitete (Erl 2005: 13). Die Historikerin Ulrike Jureit (2010) kritisiert jedoch einige der Grundannahmen. Nach Jureit

³ Den Begriff „Bezugsrahmen“ übernehmen Aleida und Jan Assmann von Halbwachs, der darunter zunächst die Menschen versteht, die uns umgeben. Im Umgang mit diesen Menschen würden uns kollektive Raum- und Zeitvorstellungen sowie Denk- und Erfahrungsströmungen vermittelt. Aus dem sozialen Bezugsrahmen im wörtlichen Sinn ergäben sich so soziale Rahmen im metaphorischen Sinn: Dabei handele es sich um Denk- und Wahrnehmungsschemata, die unsere Wahrnehmung und Erinnerung beeinflussen (Halbwachs 1985: 143-145). Auf diese metaphorische Bedeutung beziehen sich Assmanns.

⁴ Dieser Abschnitt stützt sich auf das erste Kapitel der Diplomarbeit der Autorin (Steinberg 2007: 4-7).

(2010: 65) wird das kollektive Gedächtnis von Assmann/ Assmann als selbstbildbezogenes Wissensreservoir einer Gruppe verstanden, durch dessen Pflege und Weitergabe sich diese Gruppe im Sinne kultureller Arterhaltung reproduziert. Jureit (2010: 67) meint, diese Fokussierung auf die kulturelle Arterhaltung markiere eine Forschungsperspektive, die auf die Konstituierung und Sicherung von Kulturen und Gesellschaft verengt sei und das kollektive Gedächtnis „als einen identitätsstiftenden Mechanismus ethnogenetischer Prozesse konzipiert“. Das zugrunde liegende Verständnis von Volksbildungen bleibe jedoch unklar.

Ethnogenetische Konzepte basieren zudem auf der Vorstellung homogener Gemeinschaften (Jureit 2010: 68). Das trifft nach Jureit auch auf Assmanns Erinnerungstheorie zu. Denn für Assmann/ Assmann sei das kollektive Gedächtnis eine identitätskonkrete Wissensstruktur, auf die eine Gruppe ein Bewusstsein ihrer Einheit und Eigenart stütze, woraus sie wiederum die formativen und normativen Kräfte beziehe, um ihre Identität zu reproduzieren. So werden aus Kollektiven „bruchlos erinnernde Subjekte“ konstituiert (Jureit 2010: 69). Für Jureit (2010: 70) ist jedoch fraglich, wie in funktional differenzierten und massenmedial geprägten Gesellschaften mit enormen Komplexitätssteigerungen überhaupt noch sinnvoll von einem kollektiven Gedächtnis gesprochen werden könne. Denn solche Gesellschaften seien durch eine nicht mehr in ein Gesamtkonstrukt zu integrierende Vielzahl heterogener, hybrider und zunehmend flüchtig angeeigneter Identitätsentwürfe geprägt (Jureit 2010: 71). So werde die ohnehin schwache Integrationskraft von bereits komplexitätsreduzierten Sinnangeboten zusätzlich verringert.

Auch der Politikwissenschaftler Horst-Alfred Heinrich (2002: 17) wendet sich gegen die Auffassung von Assmann/ Assmann, es gebe ein einheitliches gesellschaftliches Gedächtnis. Dagegen sprechen seines Erachtens langjährige Diskussionen über bestimmte historische Ereignisse, zum Beispiel auch über den Nationalsozialismus. Da die Bewertung der nationalsozialistischen Zeit immer noch umstritten sei, müsse angenommen werden, dass „wir es in Deutschland mit vielen kollektiven Gedächtnissen zu tun haben“ (Heinrich 2002: 17).

Zudem kritisiert Heinrich (2002: 34), dass Assmann/ Assmann Fragen nach den Machtverhältnissen, unter denen eine bestimmte Geschichtspolitik betrieben wird, ausblenden. So bleibe in ihrer Theorie offen, welche Konstellationen dazu führten, dass neue Aspekte der Vergangenheit gesellschaftliche Bedeutung erhielten oder wie sich der Wechsel der Gedächtnisform vollziehe, wenn nach einem staatlichen Umbruch die Geschichtsauffassung von Minderheiten in der gesamten Gesellschaft dominierend wird (Heinrich 2002: 35). Beispielsweise übernahmen kommunistische Exilanten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit Unterstützung der Sowjetunion die Staatsmacht in Ostdeutschland. Gegen die nationalsozialistische Ideologie und bürgerliche Geschichtsinterpretationen setzte diese gesellschaftliche Minderheit ihr zuvor subkulturelles Geschichtsverständnis durch.

Heinrich (2002: 35 f.) widerspricht auch der Unterscheidung zwischen dem kulturellen Gedächtnis, das die mythische Urgeschichte einer Gesellschaft umfasst, und dem kommunikativen Gedächtnis, das aus individuellen biographischen Geschichtserfahrungen besteht. Denn nach Heinrich lassen sich über den erinnerten Inhalt keine eindeutig voneinander abzugrenzenden Gedächtnistypen bestimmen. Zwar seien der öffentliche Vergangenheitsdiskurs und private Erinnerungen an öffentliche Ereignisse nicht gleichzusetzen, sie beeinflussten sich jedoch gegenseitig.

1.3. Die sozialwissenschaftliche Erinnerungstheorie von Horst-Alfred Heinrich

Ausgehend von seiner Kritik an Assmann/ Assmann entwirft Heinrich (2002) eine sozialwissenschaftliche Erinnerungstheorie, die er auch empirisch überprüft. Den Begriff des kulturellen Gedächtnisses übernimmt er von Assmann/ Assmann, den Begriff des kommunikativen Gedächtnisses ersetzt er jedoch durch den Begriff der kollektiven Erinnerungen. Anders als Assmann/ Assmann versteht Heinrich das kulturelle Gedächtnis und kollektive Erinnerungen nicht als zeitlich aufeinanderfolgende Gedächtnisse. Stattdessen verortet er das kulturelle Gedächtnis auf der Makroebene und kollektive Erinnerungen auf der Mikroebene der Gesellschaft (Heinrich 2002: 44 f.). Das bedeutet, dass

sich das kulturelle Gedächtnis und kollektive Erinnerungen zeitgleich mit demselben historischen Ereignis beschäftigen können.

Das kulturelle Gedächtnis beschreibt Heinrich (2002: 44) als Institution, die in Texten, Bildern, Symbolen und Riten sichtbar wird. Die mit dem kulturellen Gedächtnis verbundenen Erinnerungen gelten als Ressourcen, die in Archiven, Bibliotheken oder Denkmälern gespeichert sind. Sie werden von kollektiven Akteuren wie Organisationen oder Interessenorganisationen an die Individuen herangetragen und zum Beispiel bei Gedenkfeiern öffentlich zelebriert. In ihrer Gesamtheit bildeten diese Ressourcen ein Normensystem, das der Sanktionierung unterliegt und über familiäre und gesellschaftliche Sozialisationsinstanzen vermittelt wird. Zwar sei es von Menschen produziert worden, doch wenn ein Text erst an die Öffentlichkeit gelangt sei und später archiviert werde, stehe es den Menschen frei, ihn wahrzunehmen oder nicht. Daher verortet Heinrich das kulturelle Gedächtnis außerhalb der Menschen auf der Makroebene.

Heinrich nimmt an, dass das kulturelle Gedächtnis weitgehend auf einem Konsens beruhe, da eine Gesellschaft nicht auf Dauer ohne gemeinsam geteilte fundierende Erinnerung existieren könne. Dennoch könnten diejenigen, die den öffentlichen Diskurs bestimmen, „am leichtesten Einfluss auf die gesellschaftliche Erinnerung nehmen“ (Heinrich 2002: 44).

Kollektive Erinnerungen siedelt Heinrich (2002: 44 f.) auf der Mikroebene an. Sie gliichen der Schnittmenge der individuellen Gedächtnisse und beruhten auf gesellschaftlicher Sozialisation: Indem sich Einzelne als Angehörige einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe wahrnahmen und sich entsprechend verhielten, handelten sie als Träger der gemeinschaftlichen Erinnerungen. Die von der Gruppe als bedeutsam festgelegten historischen Kategorien seien folglich individuell gedacht und ließen sich nur in der Interaktion mit anderen bestätigen. Hier stehe die Kommunikation im Vordergrund. „Durch Austauschprozesse einigen sich die Gruppenmitglieder auf das Erinnerungswerte“ (Heinrich 2002: 45). Dass sie sich auf eine gemeinsame Version von Geschichte verständigen, hängt nach Heinrich (2002: 46) damit zusammen, dass sie den Dissens zwischen unterschiedlichen individuellen Wahrnehmungen auflösen wollen. Denn Menschen hätten ein

individuelles Bedürfnis nach einem positiven Selbstkonzept und positiver sozialer Identität. Die gemeinsame Geschichtsinterpretation vermittele das Bild relativer Verhaltensstabilität (Heinrich 2002: 46).

Heinrich geht davon aus, dass innerhalb einer Gesellschaft verschiedene kollektive Erinnerungen unterschieden werden könnten, und wendet sich damit gegen Assmanns Annahme eines homogenen Gedächtnisses. „Eine Gleichheit in der Bewertung von Geschichte innerhalb einer Gesellschaft kann wegen vorhandener Wissens-, Erfahrungs-, Rollen- und politischer Differenzen nicht vorausgesetzt werden“ (Heinrich 2002: 47). Heinrich nimmt an, dass geschichtliche Ereignisse in Nationalstaaten zwar von Mehrheiten, nicht jedoch von allen Gesellschaftsmitgliedern, mit einem ähnlichen Bedeutungsgehalt versehen würden.

Gegensätze in den kollektiven Erinnerungen – wie sie in Demokratien öffentlich sichtbar werden – tangierten zwar den gesellschaftlichen Zusammenhalt, daraus müsse jedoch keine Instabilität des Gemeinwesens entstehen. Denn Erinnerung sei neben bürgerrechtlichen Garantien, rechtsstaatlichen Verfahren, der politischen Partizipation oder der Sozialordnung mit der in ihr geregelten Verteilung nutzbarer Potenziale und Ressourcen nur eine Voraussetzung für geschichtliche Identität (Heinrich 2002: 47). Zudem hätten die von der Gesellschaft präsentierten Deutungen der Vergangenheit für die Individuen lediglich die Funktion von Rahmen, die mit eigenen autobiographischen Erinnerungen gefüllt werden. Daher erfolge der Rückgriff auf die nationale Geschichte auf der Ebene kollektiver Erinnerungen über Globalkategorien, die lediglich Epochen oder Zeitenwenden als bedeutsam markieren. So mäßen die Deutschen dem Nationalsozialismus und dem Zweiten Weltkrieg einen hohen Stellenwert bei. Die konkrete politische Bewertung – ob der Holocaust, die Vertreibung aus den Ostgebieten oder Kampfhandlungen der Soldaten einen hohen Stellenwert haben – bleibe davon jedoch unberührt (Heinrich 2002: 47 f.).

Heinrich (2002: 69) beklagt ein Theoriedefizit, wenn jene gesellschaftlichen Institutionen und Gruppen bestimmt werden sollen, die die Ausgestaltung der gemeinschaftlichen Erinnerungen beeinflussen. So thematisierten zwar einige Untersuchungen zur Erinne-

rung Ost-West-Differenzen oder die Generationenfrage. Die Begründung dieser Variablen werde jedoch nicht zum Forschungsgegenstand erhoben.

Grundsätzlich beruht die Differenzierung nach Subgruppen auf der Annahme, dass Geschichte aufgrund von Partizipationsmöglichkeiten und Rollenzuschreibungen, über bestimmte Sozialisationsagenturen oder auch in einzelnen Lebensabschnitten auf spezifische Weise erfahren wird. In seiner eigenen Untersuchung zieht Heinrich (2002: 70) das Alter, die Bildung, die Geschlechtszugehörigkeit und die Regionszugehörigkeit als Differenzierungskriterien heran.

Vornehmlich interessiert sich Heinrich (2002: 57-61) für die Frage, wie sich das kulturelle Gedächtnis auf der gesellschaftlichen Makroebene und die kollektiven Erinnerungen auf der gesellschaftlichen Mikroebene gegenseitig beeinflussen, und entwickelt dafür ein Modell: Zu einem Zeitpunkt tritt ein Ereignis ein, dessen Folgen die Mitglieder einer Gesellschaft wahrnehmen. Wenn das Ereignis als bedeutsam eingeschätzt wird, löst es zumindest in Subgruppen der Gesellschaft, also auf der Mikroebene, eine Wirkung aus. Weil die Individuen durch das Ereignis tangiert werden, führen ihre Reaktionen zu Veränderungen des kulturellen Gedächtnisses auf der Makroebene. Davon sind auch die Mitglieder anderer gesellschaftlicher Gruppen auf der Mikroebene betroffen, die nun auf ihre Weise darauf antworten. Ihre Reaktionen können abermals Modifikationen der Makroebene auslösen. Damit beschreibt Heinrich einen wechselseitigen Prozess, in dem gesellschaftliche Gruppen permanent um die Interpretation der Vergangenheit ringen. Beispielhaft führt Heinrich (2002: 59 f.) den Umgang mit dem Nationalsozialismus in Deutschland an. Als Ausgangsereignis dient ihm der 8. Mai 1945. Von diesem Zeitpunkt an führten die Alliierten Entnazifizierungsmaßnahmen durch, die Heinrich auf der Makroebene verortet. Die Absichten der Alliierten misslangen jedoch auf der Mikroebene, weil die meisten Deutschen die Entnazifizierungsmaßnahmen ablehnten. Das Scheitern der Maßnahmen bestätigte viele Deutsche in ihrem Verhalten, sich selbst von der historischen Verantwortung freizusprechen (Heinrich 2002: 60). Personen, die nach wie vor vom Nationalsozialismus überzeugt waren, hielten es sogar für legitim, jegliche Verantwortung abzulehnen. Nur wenige Deutsche begannen, sich mit der

Vergangenheit auseinanderzusetzen. Der Strafverfolgung der Täter und dem moralischen Protest auf der Makroebene standen das Schweigen und die Verweigerung der Deutschen auf der Mikroebene gegenüber (Heinrich 2002: 60). Dennoch trug die Entnazifizierung zur Diskreditierung des nationalsozialistischen Regimes bei.

Die unterschiedlichen Reaktionen auf die Maßnahmen der Alliierten hatten spezifische Formen und Inhalte des Erinnerns an die nationalsozialistische Zeit zur Folge: Vorhandene Muster wurden gestärkt, variiert oder der Gegenwart angepasst, wenn das Bild der Vergangenheit – zum Beispiel angeregt von den Entnazifizierungsmaßnahmen – eine Neubewertung erfuhr. „Alle diese Vorstellungen über den Nationalsozialismus formten im weiteren Zeitverlauf die Erinnerungsgrundlage, von der aus Reaktionen auf erneute Interventionen erfolgten“ (Heinrich 2002: 60).

Bestimmte Ereignisse werden in Gesellschaften nicht erinnert und vergessen. Um den Versuch, dem Vergessen Einhalt zu gebieten, in sein Modell einzubauen, nimmt Heinrich (2002: 61) zwei Modifikationen vor. Erstens gibt es Versuche, vergessene Ereignisse abermals im Bewusstsein der Menschen zu verankern. Heinrich (2002: 61) bezeichnet das Modell, das diesen Versuch beschreibt, als Manipulationsvariante, weil es sich dabei um Beeinflussung handle. Wenn einem Ereignis längerfristig keine oder nur eine geringe Bedeutung beigemessen werde, nähmen die kollektiven Erinnerungen daran ab. Zur Manipulation komme es, wenn Interessenvertreter versuchten, diese historische Erinnerung aufzufrischen, oder aus Legitimationsbedürfnissen versuchten, an diese Vergangenheit anzuknüpfen. Im Falle einer erfolgreichen Manipulation werde dieser Teil der Geschichte wieder stärker im Gedächtnis der Individuen verankert. Mehr Individuen erinnerten das Ereignis und stuften es als bedeutsam ein.

In Demokratien werden Menschen vor allem beeinflusst, indem Interessengruppen bestimmte Themen über die Medien lancieren. Als Beispiel führt Heinrich (2002: 63 f.) die Fernsehserie „Holocaust“ an, die 1979 im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde. Unzählige Telefonate und Leserbriefe in Tageszeitungen wiesen darauf hin, dass die Ermordung der europäischen Juden dem bislang vorherrschenden Vergessen entrissen

worden sei. Der von Heinrich gewählte Begriff Manipulation scheint für diese Form der Beeinflussung allerdings weniger tauglich.

Zweitens beschreibt Heinrich (2002: 64) die Verweigerungsvariante. So könnten Versuche, ein Ereignis dem Vergessen zu entreißen, scheitern, weil sich die Menschen nicht von ihnen überzeugen lassen. Wenn ein Ereignis aus der Vergangenheit längerfristig keine Bedeutung für die Individuen habe, verbänden sie keinen Sinn mehr mit ihm – auch wenn Interessengruppen versuchen, das Ereignis in Erinnerung zu rufen. Heinrich nennt als Beispiel die Reaktion der Westdeutschen auf den Nationalfeiertag am 17. Juni. Bis zum Bau der Mauer nahmen zahlreiche Bundesbürger an den Nationaltagsfeierlichkeiten teil. Danach wurde die Zweiteilung Deutschlands jedoch zunehmend akzeptiert und der 17. Juni hauptsächlich als arbeitsfreier Tag verstanden. Trotz der öffentlichen Kommemoration änderte sich daran nichts.

Als Teil des kulturellen Gedächtnisses ist das Holocaust-Denkmal auf der gesellschaftlichen Makroebene verortet. Angeregt von zivilgesellschaftlichen Initiativen und im Entstehungsprozess begleitet von kontroversen Diskussionen, die das Ringen unterschiedlicher Gruppen um die Deutungshoheit über die gesellschaftliche Erinnerung anzeigen, ist der Bau des Denkmals ein Akt der staatlichen Positionierung gewesen. Die Erinnerung an den Holocaust wurde mit dem Denkmal unwiderruflich in das öffentliche Bewusstsein geholt, die Ermordung der Juden als zentrales Verbrechen der nationalsozialistischen Zeit definiert.

Ausgehend von Heinrichs Überlegungen muss jedoch vermutet werden, dass sich gesellschaftliche Subgruppen in ihren kollektiven Erinnerungen auf der Mikroebene weiterhin darin unterscheiden, welchen Stellenwert sie der Erinnerung an den Holocaust zuschreiben und dementsprechend auch, wie das Denkmal auf sie wirkt. Eigenständige Publikationen zu diesen Fragen liegen nicht vor. Es lassen sich aber in einigen Untersuchungen Hinweise dazu finden. So liefert die Studie der Politikwissenschaftlerin Nina Leonhard „Politik- und Geschichtsbewusstsein im Wandel. Die politische Bedeutung

der nationalsozialistischen Vergangenheit im Verlauf von drei Generationen in Ost- und Westdeutschland“ (2002) Erkenntnisse, wie sich unterschiedliche Generationen in Deutschland an die nationalsozialistischen Verbrechen erinnern. Die Untersuchung der Sozialwissenschaftlerin Iris Wachsmuth (2008) über die Tradierung der Vergangenheit in Ost und West deutet darauf hin, dass sich DDR- und bundesrepublikanisch Sozialisierte in ihrer Erinnerung an den Nationalsozialismus unterscheiden. Auch in Heinrichs eigener Untersuchung finden sich dazu erste Erkenntnisse.

Leonhard (2002) untersucht bezugnehmend auf Karl Mannheims Definition der Generation, wie die nationalsozialistischen Verbrechen von drei Generationen in Ost- und Westdeutschland wahrgenommen werden. Nach Mannheim wird eine Generation durch den biologischen Rhythmus des menschlichen Daseins fundiert. Aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Generation sind Individuen „im historischen Strome des gesellschaftlichen Geschehens verwandt gelagert“ (Mannheim 1964: 527). Infolge der verwandten Lagerung werden die Individuen auf einen „bestimmten Spielraum möglichen Geschehens“ festgelegt. So weisen die Angehörigen einer Generation ähnliche Verhaltens-, Gefühls- und Denkweisen auf (Mannheim 1964: 528). Indem sie an gemeinsamen Schicksalen und an den geistigen Strömungen der Zeit partizipieren, verbinden sich Generationen gleicher Lagerung zu einem Generationenzusammenhang.

Leonhard hat jeweils drei Mitglieder einer direkten Filiationslinie befragt. Die erste oder Großelterngeneration ist jene Generation, die den Nationalsozialismus als junge Erwachsene erlebt hat. Ihre Kinder bilden die zweite oder Elterngeneration, und die Kinder der zweiten Generation wiederum gehören der dritten oder Enkelgeneration an (Leonhard 2002: 48).

Leonhard (2002: 306) stellt fest: In den Erzählungen der ersten Generation hat die Kriegs- und Nachkriegszeit Vorrang gegenüber den nationalsozialistischen Verbrechen. Im Mittelpunkt steht das eigene Leiden oder die persönliche Distanz zum nationalsozialistischen Regime. Die Distanz wird vor allem hervorgehoben, wenn direkt oder indirekt die Schuldfrage thematisiert wird. Um Empathie für die Opfer des nationalsozialistischen Regimes oder „eine Betroffenheit angesichts der Verbrechen, insbesondere an den

Juden“ zu empfinden, ist die erste Generation meist zu sehr mit sich selbst beschäftigt (Leonhard 2002: 307).

Die zweite Generation wird nach Leonhard (2002: 308) davon beeinflusst, wie die erste Generation über die Zeit des Nationalsozialismus spreche „Nicht die konkreten Erfahrungen der ersten Generation, sondern ihre Interpretationen dieser Erfahrungen sind der Referenzpunkt für die zweite Generation.“ Die Berichte der Eltern würden nur infrage gestellt, wenn sich die Angehörigen der zweiten Generation eigenständig mit dem Nationalsozialismus beschäftigt hätten. Anders als die erste Generation thematisiere die zweite Generation die Verbrechen der Nationalsozialisten in den geführten Interviews jedoch explizit (Leonhard 2002: 308).

Das Geschichts- und Politikbewusstsein der dritten Generation ist nach Leonhard (2002: 311) stärker als das der zweiten Generation von Institutionen wie Schule und Universität geprägt. Vorrangig assoziiere die dritte Generation die Verfolgung und Ermordung der Juden mit dem Nationalsozialismus. Im Vergleich zur ersten Generation habe hier eine thematische Verschiebung von der Erinnerung an die Kriegsjahre zur Erinnerung an den Holocaust stattgefunden, die Leonhard auf die öffentliche Geschichtserinnerung zurückführt. Zum Teil weise die dritte Generation gegenüber der ersten und zweiten Generation eine größere Empathiefähigkeit auf. Leonhard (2002: 311) bezeichnet den Umgang der Enkelgeneration mit der nationalsozialistischen Vergangenheit insgesamt als „gelassener“. Für die Enkel gehörten die Erfahrungen der Großeltern zu einer abgeschlossenen Epoche.

Wachsmuth (2008: 293), die in ihrer Studie ebenfalls mehrere Familien aus Ost- und Westdeutschland interviewt hat, stellt fest: Grundsätzlich unterscheiden sich die befragten DDR- und bundesrepublikanisch sozialisierten Familien nicht darin, wie Erlebnisse der im Nationalsozialismus aufgewachsenen Generation innerhalb der Familie überliefert wurden. Allerdings nahmen sich Familienmitglieder aus Ostdeutschland, die als Christen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus aktiv gewesen waren, in Wachsmuths Studie nicht als Verfolgte wahr. Christen waren in der DDR nicht als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt worden, und die Befragten hatten diese Sichtweise über-

nommen (Wachsmuth 2008: 294). Das deutet darauf hin, dass die in der DDR vom Staat verordnete Erinnerungspolitik tatsächlich die Wahrnehmung der Bevölkerung bestimmte und sich auch gegenwärtig noch bei ehemaligen DDR-Bürgern wiederfindet.

Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangt auch Heinrich. Er hat in zwei aufeinanderfolgenden Befragungen untersucht, wie sich die Deutschen an historische Ereignisse erinnern, und zeigt, dass die ost- und westdeutsch sozialisierten Interviewten weiterhin die Sprachdiktation des jeweiligen Landesteiles verwenden, wenn sie die Zeit zwischen 1933 und 1945 thematisieren. So sprachen ostdeutsche Befragte vom Faschismus und westdeutsche Befragte vom Nationalsozialismus. Heinrich (2002: 219) schlussfolgert: „Insofern folgen Ost- und Westdeutsche nach wie vor den Vorgaben des politischen Diskurses, wie er in beiden Landesteilen in der Zeit der Trennung vorherrschte.“

2. Der repräsentative öffentliche Raum

Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas wird nicht isoliert als Denkmal an sich wahrgenommen. Der räumliche Kontext, in dem es sich befindet, bestimmt, wie es wirkt und welche Aussage es transportiert. „Die inhaltlichen und gestalterischen Gegebenheiten des Standortes sind für die Aussage und Wirkung eines Denkmals von beinahe ebenso großer Bedeutung wie dessen künstlerische Gestaltung selbst. Dies gilt umso mehr, wenn die Wahl mit deutlichem Bezug auf die Vorgeschichte des Ortes erfolgt“ (Fibich 1999: 136). Als Erinnerungsort ist das Denkmal auch Bestandteil des repräsentativen öffentlichen Raums. Darunter versteht der Stadtsoziologe Hartmut Häussermann (2002: 83) einen bewusst gestalteten Raum, der mit Symbolen angefüllt ist. Symbole sind Dinge, die auf etwas von sich Verschiedenes hinweisen und mit ihrer Erscheinungsform übergeordnete Bedeutungen und geistige Inhalte und Ideen vermitteln. Symbole ergeben somit nicht von sich aus Sinn, sondern dieser wird ihnen von einer „Interpretationsgemeinschaft“ (Speth 1997: 78) zugesprochen. Sie werden in sozialen Beziehungen hervorgebracht (Speth 1997: 67). So wird Symbolen von ihren Setzern immer eine bestimmte Bedeutung zugeschrieben, die sich aber je nach historischem, räumlichem und politischem Kontext verändern kann. Der Politikwissenschaftler Andreas Dörner (1995: 79) bezeichnet diese Eigenschaft als die „semantische Pluralität“ von Symbolen.

Den Bürgern eines Staates wird im repräsentativen öffentlichen Raum das staatliche Selbstverständnis vermittelt: „Mit Zeichen und Symbolen verschafft sich der Staat aktiv ein Bild, das seine abstrakte Existenz in eine konkrete Lokalisierung überführt“ (Peters 2003: 185). Denn erst wenn der Staat personifiziert und symbolisiert wird, können Menschen daran glauben, dass jeder eine Nationalität besitzt, so wie jeder ein biologisches Geschlecht hat (Kertzer 2008: 367). Über Symbolisierungen wird dem Bürger im repräsentativen öffentlichen Raum eine Rolle zugewiesen, und ihm werden Grenzen aufgezeigt. Er ist der Ästhetik der Macht und der Institutionen ausgesetzt (Häussermann 2002: 83).

Die wichtigsten bewusst errichteten Symbole sind öffentliche Gebäude wie Regierungssitze und Parlamentsgebäude, die Gestaltung und Benennung von Straßen und Plätzen. Sie alle gelten als besonders dauerhaft (Stachel 2007: 23 f.). Auch Denkmäler gehören traditionell zum „Corpus politischer Symbolik und sind noch immer als historisch nobilitierte Gattung ein herausragendes Instrument staatlicher Propaganda“ (Diers 1997: 102).

Bauten im repräsentativen öffentlichen Raum sind durch bestimmte Merkmale charakterisiert: die zentrale Lage, die Monumentalität, den symbolisch konnotierten Stil, das bewusst ausgewählte Material und die Pflege, die ihnen zukommt. Bauten, die mehrere dieser Merkmale aufweisen, können selbst als repräsentativ bezeichnet werden.

Insbesondere die Stadtmitte dient der Inszenierung von Herrschaft. Daher liegen repräsentative öffentliche Räume meist im Zentrum der Stadt. „Topographische Prägnanz ist ein wesentliches Merkmal politischer Bauten; in der Regel nehmen sie einen exponierten Standort im städtischen Gefüge ein“ (Kuhrmann 2006: 158). So verweist die Soziologin Lena Schulz zur Wiesch (2007: 247) darauf, dass der Palast der Republik, der in der DDR als Wahrzeichen der Hauptstadt und der Inszenierung von Volkskammer und Sozialistischer Deutscher Einheitspartei (SED) diente, auch nach der Wiedervereinigung trotz seines Funktions- und Bedeutungsverlustes nicht in Vergessenheit geraten konnte, weil er an einem derart zentralen Ort Berlins stand.

Bauten werden immer in Beziehung zu anderen Bauwerken oder der nicht bebauten Umwelt wahrgenommen: „Eine besondere Lage im Stadtraum war jahrtausendlang ein eindeutig semantisches Merkmal für die Bedeutung eines Gebäudes. [...] Kirchen, Schlösser, Burgen, Rathäuser gewannen den Hinweischarakter auf ihre spezielle gesellschaftliche Rolle u. a. aus dem Kontrast zu der Homogenität der umliegenden Wohnbebauung, aus ihrer räumlichen Hervorgehobenheit oder Isolation“ (Fischer 1988: 160). So werden frei stehende Bauten als bedeutender wahrgenommen als solche, die in eine Häuserzeile eingebunden sind.

Die einfachste, eingängigste und deshalb zu allen Zeiten geläufigste Art, den repräsentativen Raum zu gestalten und Architektur für die Demonstration politischer Macht zu nutzen, besteht in dem Verweis auf die soziale, ökonomische und politische Potenz durch die schlichte Größe eines Gebäudes (Wefing 1995: 72). „Das Monumentale spielt vom Beginn an in Architektur und Städtebau eine überragende Rolle“ (Schäfers 2006: 180). Auch heute noch darf zum Beispiel innerhalb der katholischen Kirche keine christliche Kuppel das Maß des Petersdoms übertreffen, „um den Vorrang Roms auch architektonisch zu wahren und zu demonstrieren“ (Nerdinger 1996: 14).

Größe ist jedoch ein relationaler Begriff. Heute erscheint das Berliner Kanzleramt als besonders großer Regierungssitz; verglichen mit absolutistischen Bauten wie Versailles oder dem österreichischen Schloss Schönbrunn muss das Gebäude aber als klein bezeichnet werden. Die Unterhaltung des Mannheimer Schlosses verbrauchte seinerzeit ein Zehntel des Staatshaushaltes (von Beyme 1998: 242).

Dass Monumentalität nicht per se als antidemokratisch oder inhuman zurückgewiesen werden kann, zeigt der Soziologe Bernhard Schäfers (2006: 180) am Kapitol in Washington D. C. auf. Der monumentale Regierungssitz könne durchaus zur Revolutionsarchitektur gerechnet werden und gilt als das Symbol für die amerikanische Demokratie. Der Architekturhistoriker Winfried Nerdinger (2004: 38) kommt zu dem Schluss: „Nicht [...] Monumentalität an sich, sondern deren Nutzung und gesellschaftlicher und politischer Zusammenhang sind eben entscheidend für jede Bewertung.“

Bauten im repräsentativen öffentlichen Raum sind meist auch durch ihre materielle Ausstattung gekennzeichnet. „[F]ür den Einsatz von Materialien galt und gilt teilweise bis heute das gleiche semantische Schema: je wertvoller das eingesetzte Material, desto höher sein Rang in der Hierarchie. Oder anders gesagt: Der Architekt konnte durch die Verwendung bestimmter Materialien die gesellschaftliche Bedeutung eines Gebäudes relativ exakt designieren“ (Fischer 1988: 165). So wird Marmor als Symbol für Wohlstand und Reichtum wahrgenommen. Die Grundlage der Bedeutung bilden jedoch nicht die objektiven, physikalisch messbaren Merkmale, sondern die Komplexität unserer sinnlichen Wahrnehmung und die daraus resultierenden Erfahrungen im Umgang mit

Materialien (Fischer 1988: 166). So können Materialien symbolisch konnotiert werden und dann eine bestimmte Bedeutung transportieren.

Auch Architekturstile sind häufig symbolisch konnotiert und dienen daher ebenfalls zur Kennzeichnung von Symbolen im repräsentativen öffentlichen Raum. So wurden Stile seit dem Entstehen der Nationalstaaten im 19. Jahrhundert zur Schaffung nationaler Identität herangezogen (Peters 2003: 187). Insbesondere im 19. Jahrhundert prägte die „historische Argumentation“ die Diskussion um den politischen Ausdruck der Architektur: Eine historische Architekturform wurde mit dem politischen System ihrer Entstehungszeit verknüpft und galt dann in einer Art historischem Kurzschluss als architektonischer Ausdruck dieses Systems. Beispielsweise wurde die Gotik, obwohl sie ursprünglich in Frankreich entstanden war, in Deutschland als „nationaler Baustil“ angesehen (Nerdinger 1996: 17). Angeblich stammte die Gotik aus der Zeit der politischen Größe Deutschlands, und – so die Annahme – mit der Architektur werde diese Größe bereits antizipiert. Dem heutigen Betrachter erschließt sich eine solche Konnotation nur noch mittels historischer Reflexion (Stachel 2007: 22).

Der Politikwissenschaftler Dietmar Schirmer (1995: 311) verweist darauf, dass viele Bauten in Washington D. C., die in den 1930er-Jahren errichtet worden sind, stilistisch umstandslos als faschistische Bauten identifiziert werden könnten. Letztlich kann laut Nerdinger (1996: 22) „mit historischen, aber auch konstruktiven Argumenten fast jedes politische System mit jedem historischen Stil verknüpft werden“. Heute gilt gläserne Transparenz als Symbol für eine offene, einsehbare und damit demokratische Gesellschaft (Brendgens 2007: 13 f.). So waren sich Architekten, Denkmalpfleger und Bauherr beim Umbau des ehemaligen Preußischen Abgeordnetenhauses in Berlin einig, „dass ein Parlamentsgebäude als bauliches Symbol der Demokratie heute so transparent wie möglich sein müsse. Im Altbau wurden insbesondere durch Glasöffnungen zum Plenarsaal neue Sichtbeziehungen geschaffen“ (Brendgens 2007: 16). Deutlich zeigt die Verwendung eines bestimmten Architekturstils, dass Symbole ihren Sinn erst durch die Zuschreibung einer Interpretationsgemeinschaft erhalten.

Meist werden Symbole des repräsentativen öffentlichen Raums besonders gepflegt. Dagegen werden Bauten, die nur „Überbleibsel“ eines vorangegangenen Systems sind, vernachlässigt und seltener restauriert als solche, die die neue Ordnung repräsentieren und Eindruck erzeugen sollen. Es kann sich sogar um eine Strategie handeln, ideologisch unpassende Gebäude oder Denkmäler nicht abzureißen, sie jedoch auch nicht instand zu halten, sodass sie verwahrlosen. Die Verwahrlosung drückt dann besonders deutlich aus, dass es sich um das Symbol eines überkommenen Systems handelt. Aus Kostengründen wurde beispielsweise das Denkmal für Ernst Thälmann in Prenzlauer Berg nach der Wiedervereinigung nicht abgerissen, aber das Land Berlin stellte jahrelang keine Ressourcen mehr für die Erhaltung bereit, und die Anlage verkam. Inzwischen steht das Denkmal unter Denkmalschutz.

Bei politischen Systemwechseln zeigt sich deutlich, welchen Stellenwert der repräsentative öffentliche Raum für das politische Gemeinwesen hat. Meist gehört die Umgestaltung des repräsentativen öffentlichen Raums zu den ersten Akten der neuen Herrschenden. Dann wird bewusst mit den Symbolen des alten Systems gebrochen. Denn bis heute existiert nach dem Kunsthistoriker Michael Diers (1997: 105 f.) der Glaube, die Wirkmacht von Symbolen sei nur dadurch zu brechen, dass diese aus dem Gesichtskreis der Bürger entfernt werden. Im repräsentativen öffentlichen Raum können sich die neuen Herrschenden vom gestürzten System distanzieren und ihre errungene Macht verdeutlichen. Indem die alten Zeichen vernichtet oder jedenfalls den Blicken der Bürger entzogen werden, setzen die neuen Herrschenden selbst Zeichen. Die Neucodierung des öffentlichen Raums soll demonstrieren, „dass die politische Macht, mithin auch die Verfügungsgewalt über die Zeichen und Symbole, auf neue Trägerschichten übergegangen ist“ (Stachel 2007: 20). Denkmäler, Straßennamen oder repräsentative Gebäude, die dem alten System zur Herrschaftslegitimierung und -festigung dienten, verlieren im Gegenzug ihre Existenzberechtigung (Abgeordnetenhaus zu Berlin 1992: 1). Das bedeutet, dass sich das „kanonische System“, wie der Geograph Maoz Azaryahu (1991: 21) den Komplex an Symbolen bezeichnet, auf die ein Staat zurückgreift, verändert.

2.1. Die Gestaltung des repräsentativen öffentlichen Raums in unterschiedlichen Staatsformen

„Politische Eliten jeglicher Couleur – staatliche, wirtschaftliche oder klerikale – und politische Systeme jeglicher Ideologie – absolutistische, totalitäre, aber auch pluralistische und demokratische – versuchen, Einfluss auf das Bauen zu nehmen, um so ihrer Gesellschaftsform auf anschauliche Weise Ausdruck zu verleihen“ (Kuhrmann 2006: 157). Denn jede politische Ordnung ist auf symbolische und ästhetische Formen der Eigendarstellung angewiesen (Vorländer 2003: 16). Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler (1995a: 213) verweist jedoch darauf, dass unterschiedliche Staatsformen unterschiedlich ausgeprägt auf Symbole zurückgriffen, um den repräsentativen öffentlichen Raum zu gestalten. So statteten liberal-demokratische Systeme ihren öffentlichen Raum zurückhaltender mit Symbolen aus als autoritäre politische Systeme. Dagegen glaubten totalitäre Regime immer, auf Bedeutungsarchitektur angewiesen zu sein (Warnke 1984: 7).

Münkler (1995a: 215) führt den unterschiedlichen Umgang mit Symbolen darauf zurück, dass demokratische und autoritäre Systeme Macht unterschiedlich visualisieren: Politische Macht setzt sich jeweils aus sichtbaren und unsichtbaren Elementen zusammen und wird in zwei unterschiedlichen Bereichen visualisiert bzw. verdeckt: 1. in der Entscheidungsfindung und 2. in der Stiftung, Durchsetzung und Sicherung von Ordnung. Demokratien neigen dazu, auf der Ebene der Entscheidung Macht zu visualisieren, während auf der Ebene der Ordnungstiftung Macht selten als „visualisiertes Repressionsmittel“ eingesetzt wird (Münkler 1995a: 215). Autoritäre Systeme machen dagegen auf der Ebene der Entscheidungsfindung den Machtgebrauch undurchsichtig und visualisieren die Macht auf der Ebene der Ordnungstiftung ständig als Drohmittel (Münkler 1995a: 215). „Während die Masseninszenierungen der autoritären und totalitären Regime auf widerspruchsslose Akklamation abzielen, übernehmen die Inszenierungen in repräsentativen Demokratien weitgehend die legitimierende Funktion einer auf Massenloyalität und Konsens abzielenden Sinnstiftung“ (Arnold/ Fuhrmeister/ Schiller

1998: 11). Das gilt insbesondere für die Ausgestaltung des repräsentativen öffentlichen Raums.

2.2. Der repräsentative öffentliche Raum in demokratischen Staaten

Für den Politikwissenschaftler Hans Vorländer (2003: 18) sind Demokratien immer „Mischästhetiken“, weil sie keinen verbindlichen „Formenkanon“ kennen. Selten schreiben sie ihren Bürgern die Verwendung bestimmter Symbole vor. Der Politikwissenschaftler Thomas Maria Schaffrath-Chanson (1998: 61) meint, eine vorgegebene, harmonisierte und unmissverständliche Architektursymbolik widerspräche bereits im Ansatz der unwiderruflich offenen Deutungsvielfalt im demokratischen System. Denn in einer pluralistischen Gesellschaft gebe es „weder einseitige Inanspruchnahmen architektonischer Symbole noch Zwänge in Bezug auf die Akzeptanz semantischer Verweise“. Stattdessen übernehmen demokratische Staaten Formen- und Bildersprachen aus der historisch-politischen Kultur und passen sich ihnen an (Vorländer 2003: 18). Auch lassen sie zu, dass widersprüchliche Symbole nebeneinanderstehen, und zeigen so, dass Meinungsfreiheit zur Staatsräson gehört (Münkler 1995a: 213). Beispielsweise wurden nach der Wiedervereinigung nicht alle Straßennamen ausgetauscht, die in der DDR vergeben worden waren, obwohl es sich zum Teil um Namensgebungen handelte, die das Geschichtsbild der SED repräsentierten. Dazu gehören die vielen Ernst-Thälmann-Straßen in Ostdeutschland und der 1947 nach dem Generaloberst und ersten Stadtkommandanten von Berlin benannte Bersarinplatz in Berlin-Friedrichshain.

Die formen- und bildsprachliche Mischästhetik in Demokratien lässt sich einerseits auf das Postulat der Meinungsfreiheit zurückführen und andererseits darauf, dass an der Ausgestaltung des repräsentativen öffentlichen Raums verschiedene Institutionen beteiligt sind. Zwar entscheiden in erster Linie staatliche Stellen wie Stadtparlamente und Landtage und in Sonderfällen auch das Parlament, wie der öffentliche Raum gestaltet wird. Öffentliche Diskussion und Kritik können den öffentlichen Bauherren jedoch in seinen Programmabsichten umstimmen. „Parlamentarische Mehrheiten haben ein Wort

mitzureden“ (von Beyme 1998: 334). Auch private Investoren können Einfluss auf den repräsentativen öffentlichen Raum nehmen, da zu diesem auch solche Orte gehören, die sich juristisch nicht in staatlicher Hand befinden. So rekonstruierte die Bertelsmann AG die ehemalige Stadtkommandantur Unter den Linden und trug damit zu einem historisierenden Berliner Stadtbild bei. 2008 wurde ein Abschnitt der Berliner Kochstraße in Rudi-Dutschke-Straße umbenannt. Angestoßen und verfochten worden war die neue Bezeichnung von der Tageszeitung taz.

Allerdings setzt die Teilnahme an der Ausgestaltung des repräsentativen öffentlichen Raums auch in Demokratien die Verfügung über bestimmte Ressourcen voraus. Nur wer Geld, Zeit und Bildung besitzt, kann Häuser getreu ihrem historischen Vorbild rekonstruieren lassen oder sich in einer Bürgerinitiative engagieren. „Architektur als Artefakt veranschaulicht, welche gesellschaftlichen Eliten Macht besitzen, um architektonische Objekte überhaupt errichten zu können“ (Gottschall 1987: 37). Deswegen gilt umgekehrt: Demjenigen, der den öffentlichen Raum symbolisch gestaltet, werden Macht und Herrschaft zugesprochen. „Die Verfügung über Zeichen und Symbole ist in hohem Maße bedeutsam für Macht und Herrschaft“ (Ipsen 2001: 64). Der Geograph Paul L. Knox (1984: 110) kommt zu dem Schluss, die Symbolisierungen von Macht und Herrschaft hätten immer dazu gedient, „to legitimise a particular ideology or power system by providing a physical focus to which sentiments could be attached“ – auch wenn sich die Formen im Laufe der Zeit verändert hätten.

Das kanonische System der Symbole, das im repräsentativen öffentlichen Raum sichtbar ist, ist in Demokratien breiter gefächert als in Diktaturen. Das heißt jedoch nicht, dass Demokratien jegliche Symbole zulassen. So sind in der Bundesrepublik Propagandamittel, deren Inhalte dazu bestimmt sind, Bestrebungen einer ehemaligen nationalsozialistischen Organisation fortzusetzen, verboten. Dazu zählen Hakenkreuze und SS-Runen (Bundesamt für Verfassungsschutz 2008: 13). Welche Symbole zum kanonischen System einer Gesellschaft gehören, demonstriert, welche gesellschaftlichen Gruppen in das politische Gemeinwesen einbezogen werden und welche nicht.

Minderheiten müssen um ihre symbolische Präsenz im öffentlichen Raum immer ausdauernd ringen. Das zeigt sich an den Konflikten um den Bau repräsentativer Moscheen (Häussermann/ Läßle/ Siebel 2008: 304). In diesen Auseinandersetzungen geht es auch um die Frage, ob Muslime als Gesellschaftsmitglieder akzeptiert werden, die den öffentlichen Raum prägen dürfen.

2.3. Der repräsentative öffentliche Raum Berlins im historischen Wandel

Wie der repräsentative öffentliche Raum einer Stadt konkret gestaltet wird, wie sich politische Systemwechsel im Stadtbild ablesen lassen, zeigt Häussermann (2002: 84-93) am Beispiel der Hauptstadt Berlin. Er untersucht den Wandel, beginnend 1871 mit dem Kaiserreich über die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus und die DDR bis hin zur wiedervereinigten Bundesrepublik.

Das Kaiserreich (1871-1918) verfügte über einen prototypischen Raum repräsentativer Öffentlichkeit: Als zentrale Orte der Selbstdarstellung dienten die Stadtmitte mit der „preußischen Staatsmeile“ Unter den Linden (Kocka 1998a: 35). Das Schloss als Regierungssitz des Kaisers verkörperte die Monarchie; das Zeughaus, das Kommandantenhaus und die Neue Wache repräsentierten das Militär. Die Architektur wurde für eine „historisierende pompöse Selbstdarstellung in Dienst genommen“ (von Beyme 1991: 79). Auch die wichtigsten staatlichen Repräsentationsakte waren militärisch-monarchisch geprägt: Unter den Linden fanden Hoffeste, Militärparaden, Zapfenstriche, Verteidigungen und Fahnenweihen statt (Kocka 1998a: 36). Der Reichstag dagegen lag außerhalb des damaligen politischen und kulturellen Geschehens, seine Fassade zeigte gen Westen und war somit abgewandt von der bedeutsamen Stadtmitte (Schaffrath-Chanson 1998: 199). Die Kuppel des Gebäudes – so verfügte der Kaiser – durfte die des Schlosses nicht überragen. Der kaiserliche Einspruch belegt, wie lebendig das Bewusstsein für den Symbolwert von Platzierung und Dimensionierung von Staatsbauten im Kaiserreich war (Knopp 1997: 50). Die Stadtmitte diente als Inszenierung von Herrschaft.

Da der Wilhelminismus kaum demokratisch legitimiert war und sich große Teile der neu entstandenen Arbeiterbewegung nicht mit der politischen Symbolik identifizieren konnten, wurde eine besonders aufdringliche Symbolik verwendet: „Reichsfeinde“, die nicht zu bekehren waren, sollten wenigstens optisch überwältigt werden“ (von Beyme 1996: 30). Der Historiker Jürgen Kocka (1998a: 41) meint, „dass die phantastische Zunahme der Berliner Denkmäler von 18 im Jahr 1869 auf 165 im Jahr 1905 auch eine Antwort auf die Zunahme sozialer Konflikte darstellte“. Denkmäler sollten den Arbeitern ein nationales Gefühl vermitteln. Allein 32 Marmordenkmäler, die sämtliche Markgrafen, Kurfürsten und Könige Brandenburgs und Preußens abbildeten, befanden sich auf der von Kaiser Wilhelm II. errichteten Siegesallee. Der Prachtboulevard, der durch den Tiergarten führte, diente als „architektonisch-plastische Demonstration der preußischen Adelsgenealogie“ (Nerdinger 2004: 29). Auch mit dem Bau des Reichstages sollten nationale Emotionen geweckt werden, um die Einigung Deutschlands voranzutreiben. Das Reichstagsgebäude wurde nicht als Arbeitsstätte der Volksvertretung errichtet, sondern als nationalintegratives „Siegesdenkmal“ (Wefing 1995: 154).

Nach dem Ende des Kaiserreichs kam es in der Weimarer Republik (1918-1933) nicht zu einem demonstrativen Bruch mit den Symbolen des alten Regimes: „[D]ie Revolution [war] auch in symbolischer Hinsicht halbherzig geblieben [...]“ (Kocka 1998a: 43). Der Königsplatz vor dem Reichstag wurde erst 1926 in Platz der Republik umbenannt. Ansonsten kam es nur zu wenigen Neubezeichnungen von Straßen und Plätzen. Dazu gehörten die Budapester Straße, die seit 1925 Friedrich-Ebert-Straße hieß, und die Königgrätzer Straße, die 1930 in Stresemannstraße umbenannt wurde (Fritzsche 1995: 93). Das Denkmal für Friedrich II., das 1851 Unter den Linden errichtet worden war, wurde nicht von seinem Sockel gestürzt. Auch die kaiserlichen Gebäude wurden nicht abgerissen, sondern weitergenutzt wie die Ministerialgebäude am Wilhelmplatz. Häussermann (2002: 85) führt diese Handhabung vor allem auf fehlende finanzielle Mittel zurück, der Historiker Laurenz Demps (1996: 169) meint, die Nutzung der vorhandenen Regierungsgebäude sei so erfolgt, „als könnte der Glanz der mit ihnen verbundenen Geschichte auch auf die neuen Nutzer übertragen werden“. Andere Gebäude wie das

Schloss und die Neue Wache standen leer. Der Schwerpunkt der staatlichen Repräsentation verlagerte sich nun zum Reichstag (Kocka 1998a: 43). Eigene Symbole hinterließ die Weimarer Republik im Zentrum der Stadt nicht: „[D]ie Demokratie inszenierte sich nicht selbst“ (Häussermann 2002: 86).

Im Nationalsozialismus (1933-1945) war der repräsentative öffentliche Raum besonders bedeutsam. Das zeigt bereits der Fackelzug durch das Brandenburger Tor am 30. Januar 1933, dem viele Aufmärsche und Demonstrationen folgten. Die Nationalsozialisten dekorierten die alten Orte des Kaiserreichs um oder gestalteten sie neu. So wurde der Lustgarten, der heute wieder ein Garten ist, gepflastert und zu einem Aufmarschfeld umfunktioniert.

Der Reichstag stand nach dem Brand im Februar 1933 leer und symbolisierte die Verhöhnung der demokratischen Weimarer Republik. Straßen, die nach herausragenden Persönlichkeiten der Weimarer Republik oder nach Juden benannt waren, erhielten neue Namen (Azaryahu 1991: 50 f.). So wurde die Stresemannstraße anlässlich der Wiedereingliederung des Saarlandes in das Deutsche Reich in Saarlandstraße umbenannt. Insgesamt bekamen 121 Straßen andere Bezeichnungen (Robin 2002: 169).

Die architektonischen Bezüge der Nationalsozialisten waren keineswegs so einheitlich, wie es in der Bundesrepublik lange Zeit dargestellt wurde. So waren Fabrik- und Industriebauten häufig im Stil der Neuen Sachlichkeit errichtet und Siedlungsbauten im Heimatschutzstil (Weihsmann 1998: 13). Für ihre Repräsentationsbauten benutzten die Nationalsozialisten bevorzugt den neoklassizistischen Stil. Die repräsentativen Gebäude der Nationalsozialisten sollten zudem alle Baudimensionen quantitativ übertrumpfen. Das wird in den monumentalen Bauten des Reichsluftfahrtministeriums (1935-36) in der Wilhelmstraße, dem Propagandaministerium (1936-38) in der Wilhelmstraße/ Mohrenstraße und der Neuen Reichskanzlei (1938-39) in der Voßstraße deutlich. Mit diesen Gebäuden knüpften die Nationalsozialisten räumlich an das Kaiserreich an, dessen Ministerialbauten ebenfalls in diesem Teil der Stadt angesiedelt gewesen waren (Bucholtz 2004: 1107).

Zudem griffen die Nationalsozialisten auf die immanenten Ordnungsprinzipien von Symmetrie und Achse zurück. Langfristig sollte Berlin zur Reichshauptstadt Germania umgestaltet werden und die gesamte Mitte Berlins zum repräsentativen öffentlichen Raum für die nationalsozialistische Weltanschauung werden. Vorgesehen waren unter anderem ein Triumphbogen, eine Nord-Süd-Achse, eine 50 Kilometer lange Ost-West-Achse und eine 320 Meter hohe „Halle des Volkes“, deren Innenraum einen Durchmesser von 250 Meter hätte haben sollen (Kropp 2005: 131). Dafür wurden 1938 die ersten Häuser in der Roonstraße, in der Hindersinstraße und am Kronprinzenufer abgerissen. Ein sieben Kilometer langes Teilstück der Ost-West-Achse vom Brandenburger Tor zum Adolf-Hitler-Platz, dem heutigen Theodor-Heuss-Platz, wurde 1939 eingeweiht. Die Ost-West-Achse verlängerte die Straßenachse Unter den Linden und überquerte den Großen Stern, dessen Durchmesser von 80 auf 200 Meter vergrößert wurde. An den Großen Stern versetzt und verlängert wurde die Siegessäule, die bis dahin vor dem Reichstag gestanden hatte. Von 1942 an verhinderte der Krieg weitere Umgestaltungsmaßnahmen (Wefing 2001: 48 f.).

Nach der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945 gehörten das Entfernen von Hakenkreuzfahnen und das Hissen der eigenen Fahne zu den ersten Maßnahmen, die die Alliierten in eroberten Städten durchführten (Azaryahu 1991: 59). Das (gestellte) Foto von Jewgeni Chaldej, auf dem ein Soldat die sowjetische Fahne am Reichstag hisst, ging um die ganze Welt. Bereits auf der ersten Berliner Magistratssitzung am 24. Mai 1945 diskutierten die von den Alliierten eingesetzten Magistratsmitglieder über die Umbenennung von Straßen (Azaryahu 1991: 69). Anschließend wurden zahlreiche Rück- und Neubenennungen vollzogen und die Bezeichnungen aus der Weimarer Republik wieder eingesetzt (Azaryahu 1991: 74). So wurde die Saarlandstraße wieder in Stresemannstraße umbenannt. „[W]as der Straßenzug in Berlin, der in der Jugend des Verfassers Königgrätzer Straße hieß, [...] erlitten hat, würde wohl einen besseren Abriss der wechselnden Staatsgeschichte abgeben als manche Lehrbücher“, kommentierte der Politikwissenschaftler Karl Loewenstein (1953: 567).

Die zahlreichen gemauerten Hakenkreuze wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 1945 beseitigt (Azaryahu 1991: 60). Eine Direktive des Alliierten Kontrollrats schrieb im Mai 1946 die „Beseitigung deutscher Denkmäler und Museen militärischen und nationalsozialistischen Charakters“ auch offiziell fest. Bis zum 1. Januar 1947 waren derartige Symbole „vollständig zu zerstören und zu beseitigen“ (Amtsblatt des Kontrollrats in Deutschland 1946: 154). 1949 wurde die Reichskanzlei gesprengt. Oft wurde die Entnazifizierung jedoch oberflächlich durchgeführt, und der Reichsadler, vom Hakenkreuz zwischen den Krallen befreit, blieb wie am Charlottenburger Finanzamt (1936-1939) oder auf dem Arbeitsamt in Kreuzberg (1938-1940) erhalten. Ohne Hakenkreuz galt der Reichsadler offensichtlich als systemneutral (Reichel 1996: 277).

Auch Verwaltungsgebäude, die in ihrer monumentalen Architektur Sinnbilder des nationalsozialistischen Gedankenguts gewesen waren, wurden nicht abgerissen. Sie dienten erst der DDR und später der wiedervereinigten Bundesrepublik als Ministerialbauten. So hatte im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda zunächst das Amt für Information der DDR seinen Sitz und seit der Wiedervereinigung das Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Im ehemaligen Reichsluftfahrtministerium befand sich bis 1990 das Haus der Ministerien, seit 1999 beherbergt das Gebäude das Bundesministerium der Finanzen. Auch die Ost-West-Achse prägt bis heute das Berliner Straßenbild.

Die DDR (1949-1990) veränderte das Zentrum Berlins radikaler als alle vorangegangenen Herrschaftssysteme. Die Entfernung von Denkmälern und die Umbenennung von Straßen gingen in Ostberlin weit über die Beseitigung nationalsozialistischer Spuren hinaus. Oft erhielten auch Straßen, die nach preußischen Generälen und Herrschern benannt waren oder an die Orte siegreicher preußischer Schlachten erinnerten, neue Namen (Azaryahu 1991: 134). Denn nach der Parteidoktrin der SED wurde bis 1952 der preußische Geist für die nationale Katastrophe verantwortlich gemacht. So wurden die Kaiser-Wilhelm-Straße 1947 in Karl-Liebknecht-Straße und die Prinz-Albrecht-Straße 1951 in Niederkirchnerstraße umbenannt. Das Denkmal für Friedrich II. Unter den Linden wurde nicht zerstört, erhielt jedoch im Schlosspark Sanssouci einen weit abgelegenen Standort (Azaryahu 1991: 132). Zunächst entfernte man auch die Statuen der preu-

Bischen Generäle Unter den Linden. Die Denkmäler wurden im April 1963 allerdings wieder aufgestellt – Preußen und seine Generäle wurden „rekanonisiert“ (Azaryahu 1991: 140). Die Historikerin Ute Frevert (1999: 183) führt das insbesondere darauf zurück, dass der Aufbau der Nationalen Volksarmee seit den späten Fünfzigerjahren unter bewusstem Rekurs auf preußische Traditionen stattfand. Hier zeigt sich, dass neue Systeme erfolgreiche Symbole vergangener Systeme wieder aufgreifen (Knox 1984: 112).

In der DDR nahm der repräsentative öffentliche Raum einen hohen Stellenwert ein. Die Mitte der Stadt wurde zu einem „Ort der Selbstinszenierung des neuen gesellschaftlichen und politischen Systems“ (Häussermann 2002: 87) und sollte die Überlegenheit des Sozialismus demonstrieren (Kuhrmann 2006: 13). In ihrer neuen Funktion sollte das städtische Zentrum die Vormachtstellung der Arbeiterklasse veranschaulichen. In Abgrenzung zu Hans Scharouns Vorstellungen von der Stadt als Stadtlandschaft wurden Anfang der Fünfzigerjahre Monumentalität und Zentralität zu den bestimmenden architektonischen und urbanistischen Prinzipien der Baupolitik erhoben: „Das Zentrum der Stadt wird mit den wichtigsten und monumentalsten Gebäuden bebaut, beherrscht die architektonische Komposition des Stadtplanes und bestimmt die architektonische Silhouette der Stadt“ (Die Sechzehn Grundsätze des Städtebaus 1950: 173). An der Stalinallee, der heutigen Karl-Marx-Allee, wird der monumentale Stil besonders deutlich. Die Straße ist für große Aufmärsche und Massenveranstaltungen geplant, und die monumentalen Bauten waren als „Wohnpaläste für Arbeiter“ konzipiert. Die Architekturhistorikerin Simone Hain (1998: 196) sieht darin eine „Verherrlichung des Sozialen“, mit der sich die DDR auch von der Bundesrepublik abgrenzen wollte.

Die DDR betrieb außerdem eine „Siegerplanung“: Die vorangegangenen Epochen sollten ausgelöscht werden, weil sie als historisch überwunden galten und dementsprechend nicht mehr repräsentiert werden mussten (Häussermann 2002: 87). Die Berliner Altstadt fiel dieser Siegerplanung ebenso zum Opfer wie das Berliner Schloss, das 1950 gesprengt wurde. Nur das Portal, das für die SED mit einer neuen Bedeutung besetzt war, blieb erhalten: Hier hatte Karl Liebknecht 1918 die „Freie Sozialistische Republik Deutschland“ ausgerufen. Anstelle der Altstadt und des Schlosses entstand ein zentraler

Aufmarschplatz. Die riesige Freifläche zwischen dem Fernsehturm und dem Außenministerium der DDR, die später mit dem Bau des Palasts der Republik etwas verkleinert wurde, stellt nach Häussermann (2002: 89) die größtmögliche Machtentfaltung des sozialistischen Städtebaus dar: „Kein kapitalistisches System dieser Welt hätte es sich leisten können, ein dicht bebautes innerstädtisches Viertel abzureißen, um die Fläche anschließend zu begrünen oder zum Spaziergehen freizugeben.“ Es handelte sich um einen öffentlichen Raum, der vor allem der Repräsentation des Staates und für Massenveranstaltungen diene. „Die Menschen wurden selbst in die Architektur eingegliedert und waren deren lebende Verlängerung in Aufmarschspektakeln“ (von Beyme 1998: 249).

Mit der Wiedervereinigung und der Wahl Berlins zur Hauptstadt der Bundesrepublik veränderte sich der Umgang mit dem repräsentativen öffentlichen Raum wesentlich. Erst im Vergleich mit dem repräsentativen öffentlichen Raum in Bonn als Regierungssitz der Bundesrepublik von 1949 bis 1990 wird dies deutlich.

Die Gestaltung des repräsentativen Raums war in Bonn vor allem durch Zurückhaltung geprägt. Die alte Bundesrepublik präsentierte sich als symbolarmer Staat (Münkler 1995b: 251). Von Anfang an wurde auf jene architektonischen Signale verzichtet, die ein neu gegründeter Staat üblicherweise setzt (Klotz 1984: 399). Das hing einerseits damit zusammen, dass Bonn nur provisorisch als Regierungssitz dienen sollte. Der Historiker Michael Stürmer (1993: 17) meint, Bonn sei wegen des gewollten Provisoriums immer verschämte Hauptstadt eines verschämten Staates gewesen, und das gelte auch für die Bonner politische Architektur. Andererseits waren der Symbolisierung von Staat und Nation aufgrund der historischen Ereignisse Grenzen gesetzt. Von der monumentalen Planung des Nationalsozialismus wollte sich die Bundesrepublik in ihrer repräsentativen Architektur distanzieren: „Anti-Symmetrie, Anti-Axialität und Anti-Monumentalität wurden geradezu zum ‚demokratischen‘ Programm in der Architektur stilisiert“ (Nerdinger 2004: 40). Explizit grenzte man sich vom Neoklassizismus Speer’scher Prägung ab. „Das westliche Nachkriegsdeutschland versuchte seine Weltoffenheit durch die Wiederbelebung jener funktionalistisch-asketischen Architektur des Neuen Bauens deut-

lich zu machen, die als ‚International Style‘ um die Welt gegangen war“ (Wefing 1995: 196).

Mit Visualisierungen nationaldemokratischer Konzepte hielt man sich zurück (Schäfers 2006: 177). „Nicht Staatsrepräsentation, sondern Demokratierepräsentation prägte den Diskurs“ (Peters 2003: 190). Das Kanzleramt war ein schlichtes, relativ kleines Gebäude, dem man kaum ansah, dass von hier aus die Bundesrepublik regiert wurde. Auf Helmut Schmidt (1996: 72) wirkte es wie eine „übergroß geratene Sparkasse oder der Sitz eines Stahlkonzerns“. „In seiner ahistorischen, ganz und gar gegenwärtigen Gestalt war das Bonner Bundeskanzleramt ein Symbol der den Deutschen höchst erwünschten Diskontinuität der deutschen Geschichte [...]“ (Wefing 2001: 34 f.).

Für staatliche Rituale wurde der repräsentative öffentliche Raum kaum genutzt. „Wenn der öffentliche Raum doch zum Ort politischer Demonstrationen wurde, dann fast immer zur Bekundung oppositioneller politischer Optionen“ (Münkler 1997: 459). Dass die Bundesrepublik es sich leisten konnte, auf die Präsentation des kollektiven Gedächtnisses weitgehend zu verzichten, führt Münkler (1997: 461) darauf zurück, dass die bundesrepublikanische Gründungserzählung – das Wirtschaftswunder – in der individuellen Erinnerung der Menschen präsent war und man dessen Symbol – eine stabile und kaufkräftige Währung –, wenn auch nur in kleiner Münze, mit sich trug.

Der Journalist Heinrich Wefing (2001: 35) ist allerdings der Meinung, dass der bewusste Verzicht auf Symbole im Laufe der Zeit zu einer Floskel verkommen sei: Je größer der zeitliche Abstand zum Nationalsozialismus wurde, desto weniger erschien es notwendig, sich von der monumentalen nationalsozialistischen Architektur zu distanzieren. Man war der Bonner „Hegemonie des Nichtssagenden und Undeutlichen“ (Bude 1999: 6) überdrüssig. Das wird bei der Betrachtung des heutigen Berliner repräsentativen öffentlichen Raums deutlich.

Noch die Volkskammer der DDR ordnete am 31. Mai 1990 an, das Staatswappen der DDR von öffentlichen Gebäuden wie dem Palast der Republik und dem Staatsratsgebäude zu entfernen (Gesetzblatt der DDR 1990: 276). 1991 wurde das Lenindenkmal

am Platz der Vereinten Nationen, ehemals Leninplatz, abgerissen. Straßen, die nach DDR-Politikern oder Kommunisten benannt worden waren, erhielten teilweise wieder die Bezeichnungen aus der Kaiserzeit, die in der Bundesrepublik immer als unbelastete geschichtliche Epoche gegolten hatte. So wurde aus dem Marx-Engels-Platz 1994 wieder der Schlossplatz, aus der Otto-Grotewohl-Straße 1993 wieder die Wilhelmstraße, und die Clara-Zetkin-Straße bekam 1995 ihren alten Namen Dorotheenstraße zurück (Fritzsche 1995: 378). Insgesamt wurden im Berliner Zentrum zwölf Straßen umbenannt (Verheyen 1999: 350).

Kontroverse Debatten lösten insbesondere der Abriss des Palastes der Republik 2006 und die Entscheidung, das Schloss wiederaufzubauen, aus (Schulz zur Wiesch 2007). Sowohl für den Erhalt des Palastes der Republik als auch für den Wiederaufbau des Stadtschlusses setzten sich Bürgerinitiativen ein. Während große Teile der Ostberliner Bevölkerung den Abriss ablehnten, unterstützten die Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) und Gerhard Schröder (SPD) die Wiedererrichtung des Schlosses (Schildt/ Siegfried 2009: 525 f.). Die Historiker Axel Schildt und Detlef Siegfried (2009: 525) bezeichnen die Diskussion als einen „Kulturkampf um die repräsentative Mitte Berlins, in dem die Frage verhandelt wurde, ob das bauliche Erbe der DDR erhalten oder an eine vorangegangene Traditionslinie angeknüpft werden sollte“. Weniger beachtet wurde die Rekonstruktion historischer Gebäude Unter den Linden, der ebenfalls DDR-Bauten zum Opfer fielen.

Auch die Entscheidung, Berlin zum Regierungssitz der Bundesrepublik zu wählen, zog Umgestaltungen des Stadtbildes nach sich. Das politische Zentrum wurde an die Spree um den Reichstag herum verlagert. So grenzte man sich sowohl vom Wilhelminismus und vom Nationalsozialismus als auch von der DDR ab, deren Machtzentren um das Schloss, in der Wilhelmstraße und im Palast der Republik gelegen hatten. Stattdessen knüpfte man in räumlicher Hinsicht an die Weimarer Republik an.

In den Medien wurde bereits Anfang der Neunzigerjahre die Forderung laut, „in den Symbolen, im Stil und in der Architektur etwas von jener Staatsgründung nachzuholen, die wegen der deutschen Vergangenheit und der europäischen Zukunft vierzig Jahre

überflüssig schien“ (Stürmer 1993: 19). Inzwischen zeigt sich, dass von der Symbolarmut der Bonner Republik im repräsentativen öffentlichen Raum der neuen Hauptstadt tatsächlich Abstand genommen worden ist. Zahlreiche Ministerien wie das Verteidigungsministerium, das Auswärtige Amt und das Ministerium für Arbeit und Soziales wurden in historischen Gebäuden untergebracht. „Anders als in Bonn wurzelt in Berlin alles Neue tief im Alten“ (Wefing 1995: 202). Ein Vergleich des Bonner und des Berliner Bundeskanzleramts macht deutlich, wie sich die architektonische Selbstdarstellung der Bundesrepublik gewandelt hat. So gehört das Berliner Kanzleramt, entworfen von Axel Schultes, zu den größten demokratischen Regierungssitzen der Welt und markiert mit seiner Imposanz und seinem Pathos eine Zäsur (Wefing 2001: 10). „Baumassenverteilung und Fassadengestaltung besaßen von Anfang an eine kommunikative Absicht, und das viel zitierte (und kritisierte) Credo, ‚Staat zu zeigen‘ war sowohl für den Architekten wie auch für den Bauherren Teil des Programms“ (Peters 2003: 196). Der Sozialwissenschaftler Christian Peters (2003: 198) weist darauf hin, dass der Bau typologische Anleihen beim Schloss- bzw. Palastbau der Renaissance und des Barock mache. Das Bundeskanzleramt übe schon deshalb eine visuelle Anziehungskraft aus, „weil es als Gesamterscheinung jene bauliche Dominanzgeste verkörpert, in der sich die Wiederentdeckung der politischen Führung in einem nunmehr souveränen Staat angemessen spiegeln kann“. Auch Nerdinger (2004: 41) folgert: „Spätestens seit 1989 scheinen auch in Deutschland Achsen, Symmetrie und ‚steinerne Monumentalität‘ wieder adäquate Mittel zum Ausdruck von Macht und Herrschaft zu sein.“ Anders als Häussermann für die Weimarer Republik feststellt, inszeniert sich die Demokratie hier durchaus selbst. Vorländer (2003: 24) weist darauf hin, dass zwischen dem Bundeskanzleramt und dem Bundestag ursprünglich eine Agora nach griechischem Vorbild geplant gewesen sei, die jedoch aus Geldmangel nicht umgesetzt wurde. Das neue Kanzleramt habe deswegen eine Dimension des Erhabenen gewonnen, kritisiert er.

„Stadtgeschichtliche [...] Sensibilität“ beweist nach dem Architekten Günter Schlusche (2001: 17) das von Charlotte Frank und Axel Schultes konzipierte neue Regierungsviertel am Spreebogen. Der gewaltigen Nord-Süd-Achse, welche die Nationalsozialisten in

ihrem Großmachtstreben durch die Berliner Innenstadt geplant hatten und die am Spreebogen in einer „Halle des Volkes“ kulminieren sollte, sei das von Osten nach Westen ausgerichtete Band des Bundes entgegengesetzt (Schlusche 2001: 17). Das Ensemble umfasst neben dem Bundeskanzleramt die Parlamentsgebäude, das Paul-Löbe-Haus, in dem sich Abgeordnetenbüros und Ausschussräume befinden, und das Marie-Elisabeth-Lüders-Haus, welches das Dienstleistungszentrum des Bundestages beherbergt. Der Stadtplaner Max Welch Guerra (1999: 110) befürwortet die neue Gestaltung ebenfalls. Der „Aufstieg des deutschen Einheitsstaates zur außenpolitischen Macht“ schlage sich nicht in einer „machtrunkenen Formensprache“ nieder, sondern erscheine in einer Formalästhetik, die Welch Guerra als „Allegorie von Demokratie und Wertorientierung“ versteht.

Zu den neuen repräsentativen Bauten gehört auch das Holocaust-Denkmal. Als monumentales Flächendenkmal konzipiert, hat der Architekt eine der eingängigsten Möglichkeiten gewählt, über Architektur Bedeutung auszudrücken. Das Material des Denkmals, Beton, gilt zwar nicht als wertvoller Baustoff. Seine Eigenart, das Raue, Dunkle, vermittelt jedoch den Anlass des Gedenkens.

Die Widmung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas spricht eine eindeutige Sprache. In dieser Hinsicht hebt sich das Mahnmal von der Mehrdeutigkeit anderer Mahnmale wie der Neuen Wache ab. Im gestalterischen Ausdruck dagegen ist das Denkmal offen und uneindeutig. Die semantische Offenheit lässt Platz für unterschiedliche Deutungen und Bezüge. Eine „Lehre aus der Geschichte“ oder ein Versprechen für Gegenwart und Zukunft wird nicht explizit ausgedrückt.

Nicht zufällig ist das bewusst vom Staat gesetzte Symbol nach dem politischen Einschnitt der Wiedervereinigung entstanden. Mit der Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten erlangte die Bundesrepublik ihre vollständige politische Souveränität. Erst jetzt war die Nachkriegszeit tatsächlich beendet. Diese Zäsur veränderte auch den Blick auf die nationalsozialistische Zeit, die nun als endgültig abgeschlossen betrachtet wurde. Die in beiden deutschen Staaten verdrängten Fragen nach dem Ausmaß der deutschen Verbrechen und der historischen Schuld wurden nun nachdrücklich und auch von staat-

licher Seite gestellt. Im Holocaust-Denkmal findet diese veränderte staatliche Haltung ihren Ausdruck. Grundsätzlich weicht das Denkmal von traditionellen Denkmälern ab. Kein glanzvolles oder ehrenhaftes erinnerungswürdiges Ereignis wird dargestellt, sondern an die dunkelste Seite deutscher Geschichte erinnert. Mit der Denkmalsetzung wird eine politische Setzung vollzogen: Die Erinnerung an den Völkermord an den Juden manifestiert sich unübersehbar im Stadtbild, kann nicht mehr übergangen oder tabuisiert werden. Denn das Denkmal steht prominent im Zentrum Berlins. Der zentrale Standort ist Bestandteil seiner Interpretation. Errichtet in Sichtweite zum Reichstagsgebäude als Sitz des Parlaments und zum Brandenburger Tor als Einheitssymbol, wird angezeigt, dass das Denkmal selbst ein wichtiger Bedeutungsträger ist.

3. Der Denkmalbegriff

Zum Denkmal können prinzipiell alle menschlichen Erzeugnisse und auch Naturerzeugnisse erklärt werden. Ein Denkmal kann alles sein, „wenn es nur vom menschlichen oder besser vom herrschenden gesellschaftlichen Bewusstsein auf jenen imaginären Sockel gehoben wird, mit dem man sich ein solches schlechthin realiter versehen denkt“ (Scharf 1984: 5).

Der Begriff „Denkmal“ wurde von Martin Luther als Übersetzung des lateinischen Wortes „monumentum“ und des griechischen Wortes „mnemosynon“ in die deutsche Sprache eingeführt (Scharf 1984: 8). Als Denkmal bezeichnete Luther sehr allgemein Gegenstände, die das Erinnerungsvermögen anregen sollten. Der Ästhetiker und Pädagoge Johann Georg Sulzer fasste den Begriff um 1770 enger und verstand darunter ein „an öffentlichen Plätzen stehendes Werk der Kunst, das als ein Zeichen das Andenken merkwürdiger Personen oder Sachen beständig unterhalten und auf die Nachwelt fortpflanzen soll“ (zit. nach Schmoll 1995: 41). In der ersten wissenschaftlichen Grundlegung des Denkmalbegriffs führte der Kunsthistoriker Alois Riegl (1903: 9) die Unterscheidung zwischen gewollten und nicht gewollten Denkmälern ein. „In der Klasse der gewollten Denkmale gelten nur diejenigen Werke, die mit Willen ihrer Urheber an einen bestimmten Moment der Vergangenheit (oder an einen Komplex mehrerer solcher) erinnern sollen; in der Klasse der historischen Denkmale erweitert sich der Kreis auf solche, die zwar auch noch auf einen bestimmten Moment hinweisen, dessen Wahl aber in unser subjektives Belieben gelegt ist; in die Klasse der Alterswerke zählt endlich jedes Werk von Menschenhand, ohne Rücksicht auf seine ursprüngliche Bedeutung und Zweckbestimmung, sofern es nur äußerlich hinreichend sinnfällig verrät, dass es bereits geraume Zeit vor der Gegenwart existiert und ‚durchlebt‘ hat.“ Bis heute wird an dieser Unterscheidung festgehalten und von vorbewussten und nachbewussten oder von intendierten und nichtintendierten Denkmälern gesprochen (Scharf 1984: 9-11). Der Kunsthistoriker Hans-Ernst Mittig (1997: 539) unterscheidet Denkmäler im engeren und im weiteren Sinn. Denkmäler im weiteren Sinn seien alle Kunst- und Bauwerke, denen unabhängig vom Willen ihrer Urheber ein Erinnerungswert zugesprochen werde. Auf diese

Definition stütze sich die Denkmalpflege. Als Denkmäler im engeren Sinn bezeichnet Mittig (1997: 539) dagegen nur solche Bauten oder Kunstwerke, deren Hauptfunktion von Beginn an das zweckvolle Erinnern sein soll. Sie werden von vornherein als Denkmäler in der Öffentlichkeit errichtet und sollen auf Dauer in der Form eines Kunstwerks an bestimmte Personen oder Ereignisse erinnern. Denkmäler im engeren Sinn sind deswegen Ausdruck politischen Willens und öffentlichen Bekenntnisses und stellen „komplexe Speicher von Erinnerung“ (Grütter 1999: 192) dar.

Von einigen Autoren wird der Begriff des Denkmals vom Begriff des Mahnmals unterschieden. Der Kunsthistoriker Christoph Heinrich (1993:17) betrachtet das Denkmal als den Gattungsbegriff und das Mahnmal als eine Unterform. Danach weise das Denkmal einen positiven Traditionsbezug auf und diene dem Zweck der kollektiven Harmonie, der Ehrung und des Ruhms. Das Mahnmal dagegen sei mit einem negativen Traditionsbegriff verbunden. Es solle warnen, dass sich ein Ereignis nicht wiederhole. Das Mahnmal habe also eine Appellfunktion, deren sprachlicher Ausdruck mit „Nie wieder!“ übersetzt werden könne (Heinrich 1993: 15). Im Zentrum des Mahnmals stehe außerdem die Erinnerung an die Opfer (Heinrich 1993: 17). In der Praxis wird die Unterscheidung zwischen Mahnmal und Denkmal jedoch nicht durchgehalten. In dieser Arbeit werden die Begriffe Denkmal und Mahnmal daher synonym verwendet. Abgegrenzt werden muss jedoch der Begriff „Gedenkstätte“. Eine Gedenkstätte markiert den historischen Ort eines bestimmten Ereignisses und gehört damit nach der Unterscheidung von Mittig zu den Denkmälern im weiteren Sinne. Während ein Denkmal ortsunabhängig errichtet werden kann, wird einer Gedenkstätte über den historischen Ort ein Erinnerungswert zugesprochen, unabhängig von den Intentionen der Urheber.

Denkmäler können so vielfältig gestaltet sein, dass es Mittig (1997: 548) nicht für angebracht hält, sie nach der Form zu unterscheiden. Er differenziert lediglich zwischen konkreten und abstrakten, also gegenständlichen und ungegenständlichen Denkmälern.

Nach dem Kunsthistoriker Felix Reuße (1995: 25 f.) spiegelt das ungegenständliche Denkmal anders als das figürliche oder gegenständliche Denkmal weder die äußere Realität im mimetischen Sinn wider, noch bringt es seine Aussage in konventionalisier-

ter Zeichensprache sinnbildhaft zur Geltung wie das emblematische Denkmalzeichen oder -symbol. Anders als ein abstraktes Kunstwerk vermittele das ungegenständliche Denkmal dennoch eine Aussage, die sich aus der Denkmalfunktion ergebe. Um diese Aussage zu transportieren, würden außerkünstlerische Verweise wie Inschriften herangezogen (Reuße 1995: 25 f.). Zudem würden wahrnehmungspsychologische Prozesse genutzt. „Der Betrachter liest [...] die Form nun nicht mehr nur rein visuell ab, sondern erfährt sie ganzheitlich, d. h. wie in der Architektur – auch in Bezug auf seinen Körper“ (Reuße 1995: 189). Häufig stammten solche Denkmäler von Architekten und nicht mehr von Bildhauern. Diese von Reuße aufgezeigte Charakteristik des abstrakten Denkmals trifft auch auf das Denkmal für die ermordeten Juden Europas zu.

Das Denkmal „ist Zeugnis einer doppelten historischen Zeit. Mittelbar sagt es etwas aus über die historische Persönlichkeit und das Ereignis, welches vergegenwärtigt werden soll. Unmittelbar dokumentiert es die Interessen und Geschichtsdeutungen der Denkmalsetzer“ (Reichel 1999: 32). Denkmalsetzer und Initiatoren erhoffen sich, dass die Dauerhaftigkeit eines Denkmals auch die im Denkmal vertretenen Ideen dauerhaft sichert (Menkovic 1999: 3). Allerdings weist der Literaturwissenschaftler Andreas Huysen (1994: 9) darauf hin, eben dieses Versprechen von Dauer sei „auf Treibsand“ gebaut: „Manche Denkmäler werden in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs geradezu lustvoll gestürzt; andere bewahren die Erinnerung in ihrer erstarrtesten Form, sei es als Mythos oder als Klischee. Und wieder andere stehen schlichtweg da als Chiffren des Vergessens, deren Bedeutung und ursprünglicher Zweck mit der Zeit ausgehöhlt wurden.“ Der Kunstwissenschaftler Jochen Spielmann (1990: 54 f.) hebt deswegen hervor, ein Denkmal bleibe nur dann als Denkmal bestehen, wenn es auch als solches rezipiert werde. Die Rezeption könne von ritualisierten Gedenkfeiern und Kranzniederlegungen über das Besprühen und Bemalen oder die Umnutzung als Spielgerät und Sitzgelegenheit bis zur nicht ritualisierten Denkmalkritik reichen. Fehlten solche Rezeptionsformen, werde das Denkmal zu einem reinen Objekt der Kunst im öffentlichen Raum (Spielmann 1990: 55).

Wann die ersten Denkmäler gebaut worden sind, lässt sich nach dem Kunsthistoriker Helmut Scharf (1984: 5) kaum exakt bestimmen. Scharf (1984: 5) geht davon aus, dass gesellschaftliche und politische Faktoren dafür ausschlaggebend gewesen seien: Der Macht- und Führungsanspruch einzelner Individuen oder Gruppen musste ab einem bestimmten Zeitpunkt repräsentativ dargestellt werden. Das sei spätestens in den Sklavenhaltergesellschaften des antiken Griechenland und des imperialen Rom der Fall gewesen.

Bis ins 19. Jahrhundert errichteten in Deutschland hauptsächlich Fürstenhöfe Denkmäler. Sie waren Ausdruck feudaler Macht und sollten den Ruhm von Herrschern und Dynastien untermauern oder an erfolgreiche Feldherren und siegreiche Kriegszüge erinnern (Mittig 1997: 544).

Das städtische Bürgertum ließ 1821 zum ersten Mal ein Denkmal errichten. Es war dem Wirken und Schaffen Martin Luthers gewidmet und stand in Wittenberg. Wenige Jahre später setzte der Städtische Rat von Nürnberg ein Denkmal für Albrecht Dürer. Diese ersten bürgerlichen Denkmäler können als „Signale einer politischen Emanzipationsbewegung des Bürgertums“ (Mittig 1997: 544) gewertet werden. Denn „politische Denkmäler werden im Wesentlichen von etablierten Kräften [...] gebaut. Die Opposition baut, solange sie nichts als Opposition ist, keine Denkmäler“ (Nipperdey 1968: 531). Erstmals zeichneten diese Denkmäler keine Residenzen und Dynastien als solche aus, sondern den Geburts- und Wirkungsort erfolgreicher Bürger. Der öffentliche Raum wurde verfügbar für den „symbolischen Kampf um maßgebliche politische Identitäten“ (Schmoll 1995: 52).

1921 schuf Walter Gropius in Weimar das Denkmal für die Opfer des Kapp-Putsches, und 1926 entwarf Ludwig Mies van der Rohe in Berlin das Revolutionsdenkmal, das Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gewidmet war. Es waren die ersten Denkmäler, die von Arbeiterverbänden in Auftrag gegeben und finanziert worden waren. Damit war es einer weiteren Gruppe gelungen, denkmalwürdig zu werden. Beide Denkmäler standen jedoch auf Friedhöfen. Die Öffentlichkeit inmitten der Stadt wurde ihnen noch nicht zugebilligt (Mittig 1997: 546).

Die von Gropius und Mies van der Rohe entworfenen Denkmäler waren nicht nur die ersten, die von Arbeiterorganisationen finanziert worden waren, sondern auch die ersten abstrakt gestalteten. Dem naturalistischen Pathos der Denkmäler des 19. Jahrhunderts sollte eine neue am Kubismus und am Konstruktivismus orientierte Ästhetik entgegengesetzt werden (Schmid 2009: 54). Nach Mittig ist die stilistische Denkmalentwicklung mit der abstrakten Formgebung abgeschlossen.

Um die sozialgeschichtliche Frage, welcher sozialen Gruppe die Urheberschaft für ein Denkmal zusteht, muss in Demokratien nicht mehr gerungen werden. Denn in demokratischen Gesellschaften, die ein bestimmtes Maß an Bürgerbeteiligung und einen Pluralismus der Willensbildung gewährleisten, müssen dem Anspruch nach alle relevanten gesellschaftlichen Gruppierungen die gleichen Chancen haben, den öffentlichen Raum für ihre Anliegen zu nutzen (Schmid 2009: 57). Dennoch muss unterschieden werden zwischen denjenigen, die eine Denkmalsetzung initiieren, und denjenigen, die über die Denkmalsetzung entscheiden. Die Initiatoren von Denkmälern können sehr unterschiedliche Gruppen wie Bürgerinitiativen, Parteien, staatliche Stellen oder auch Einzelpersonen sein. Die Entscheidung, ob und in welcher Form ein Denkmal im öffentlichen Raum aufgestellt wird, treffen jedoch immer staatliche Institutionen.

Young (1992: 222) weist darauf hin, dass das staatlich geförderte Erinnern an die nationale Vergangenheit die rechtmäßige Entstehung der Nation unterstreichen soll. Daher wird ein Staat normalerweise nur Denkmäler aufstellen, die sein offensichtlich natürliches Existenzrecht nicht untergraben. Das heißt, die Entscheidung, welche Denkmäler errichtet werden, wem sie gewidmet sind und was sie repräsentieren, steht häufig in einem Spannungsfeld von staatstragenden Interessen und Interessen von Bürgern mit oppositionellen Positionen. Die politische Einflussnahme der oppositionellen Bürger liegt vor allem darin, über die Öffentlichkeit die staatliche Entscheidung zu verändern (Schmid 2009: 57).⁵

⁵ Bei diesem Abschnitt handelt es sich um eine erweiterte Fassung des zweiten Kapitels der Diplomarbeit der Autorin (Steinberg 2007: 7-12).

4. Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland

In diesem Kapitel werden die Denkmalsetzungen für die Opfer des Nationalsozialismus – insbesondere für die jüdischen Opfer – in der DDR und in der Bundesrepublik Deutschland beleuchtet. Es wird aufgezeigt, wie das Gedenken in den beiden deutschen Staaten politisch begründet wurde, wie sich der unterschiedliche Umgang beider Systeme mit dem Nationalsozialismus in der Erinnerungskultur widerspiegelte und in welchen Etappen sich die Gedenkkulturen entwickelten. Heinrich (2002: 57-60) geht in seiner Erinnerungstheorie davon aus, die Erinnerung auf der gesellschaftlichen Makroebene beeinflusse langfristig die Erinnerung auf der Mikroebene. Anzunehmen ist, dass das offizielle Gedenken, wie es in der DDR und der Bundesrepublik gepflegt worden ist, Einfluss darauf hatte und hat, wie große Teile der Bevölkerung über den Holocaust dachten und denken. Daher dürften auch die deutschen Besucher des Holocaust-Denkmals von den unterschiedlichen Erinnerungskulturen beeinflusst worden sein.

Nur unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde der Verfolgten und Ermordeten des nationalsozialistischen Systems in den vier Besatzungszonen gemeinsam gedacht. So fanden in Berlin große, sektorenübergreifende Kundgebungen für die unterschiedlichen Opfergruppen statt. Schon vor der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 zerbrach dieser antifaschistische Konsens jedoch, und die Erinnerung wurde zunehmend in die ideologisch gegensätzlichen Sichtweisen des Kalten Krieges eingepasst (Endlich 1999b: 31). „Die neuen Freund-Feind-Bilder der Blockkonfrontation prägten in Ost und West auch den Blick auf die nationalsozialistische Vergangenheit“ (Leo 1998: 94).

4.1. Denkmäler in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR 1945-1990

Die Vergangenheitsdeutung und damit auch die Erinnerungskultur im Osten Deutschlands waren von einem Geschichtsbild geprägt, das mit geringen Abwandlungen über Jahrzehnte fortbestand (Leo 1998: 97). Entscheidend dafür waren die Definition des Nationalsozialismus über den Faschismusbegriff und das antifaschistische Selbstverständnis der politischen Führungsschicht in der SBZ und der DDR (Leo 1998: 89).

In den frühen Dreißigerjahren hatte der bulgarische Kommunist Georgi Dimitroff (1935) den deutschen Nationalsozialismus und den italienischen und spanischen Faschismus unter dem Begriff Faschismus als „die offene terroristische Diktatur der am meisten chauvinistischen und imperialistischen Elemente des Finanzkapitals“ definiert. In Anlehnung an diese sogenannte Dimitroff-Formel interpretierte die SED den Nationalsozialismus hauptsächlich als ein System, dem ein „kapitalistisches Profit- und Welteroberungsstreben“ zugrunde lag (Leo 1998: 89). Der Faschismus wurde als eine Form der Klassenherrschaft begriffen, die sich nicht nur gegen die Mehrheit der deutschen Bevölkerung gerichtet, sondern ihren Ausdruck auch im Krieg des imperialistischen deutschen Staates gegen den proletarischen sowjetischen Staat gefunden hatte. Am Ende dieses Krieges hatte der proletarische Staat den imperialistischen besiegt. Als Verantwortliche für den Krieg und die Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes wurde die kleine Gruppe der Finanz- und Monopolkapitalisten identifiziert, die sich Hitlers und der nationalsozialistischen Bewegung für ihre Zwecke bedient hatte. „In dieser Lesart waren (fast) alle Opfer, passives Publikum eines mörderischen Spiels, das sich auf allerhöchster Ebene – und nur dort – entfaltete“ (Frevert 1999: 163). Der Faschismus wurde so zur Fremdherrschaft erklärt (Groehler 1992: 120).

Die SED-Führung „sah sich an der Spitze eines neuen, antifaschistischen Deutschland, das an der Seite der Sowjetunion und der Roten Armee nach opfervoll-heroischem Kampf den Hitler-Faschismus besiegt hatte [...]“ (Reichel 2001: 201). Tatsächlich hatte sich die Führungsschicht von Partei und Staat an der antifaschistischen Widerstandsbewegung beteiligt. Die meisten Mitglieder des Zentralkomitees (ZK) der SED waren be-

reits vor 1933 Kommunisten gewesen. Sie kehrten nach dem Krieg entweder aus dem Exil nach Deutschland zurück, oder sie hatten die nationalsozialistische Herrschaft in Konzentrationslagern, Zuchthäusern, Gefängnissen oder im Untergrund überlebt. So hatten der erste Generalsekretär der SED Walter Ulbricht und Wilhelm Pieck, Präsident der DDR von 1949 bis 1960, die nationalsozialistische Zeit im Moskauer Exil verbracht. Erich Honecker, Erster Sekretär der SED seit 1971, war von 1937 bis 1945 Häftling im Zuchthaus Brandenburg-Görden gewesen.

Da die DDR nach dem Verständnis der SED aus den Kämpfen gegen den Faschismus hervorgegangen war, wurde sie – anders als die Bundesrepublik – nicht als Nachfolgerin des Dritten Reichs angesehen. Stattdessen hieß es im Artikel 6 der Verfassung, auf dem Gebiet der DDR sei der „deutsche [...] Militarismus und Nazismus ausgerottet“ (zit. nach Reichel 2001: 15).

Der Bezug der DDR-Führung auf den Antifaschismus und die Charakterisierung der DDR als antifaschistischer Staat waren mit der Aufforderung an die Bevölkerung verbunden, die eigene politische Position neu zu bestimmen. Der Gesinnung zwischen 1933 und 1945 sollte keine Bedeutung mehr zukommen; ausschlaggebend war die jetzige antifaschistische Haltung, die durch öffentliche Bekenntnisse unterstrichen und durch konformes politisches Handeln gezeigt werden sollte.

Aufgrund der Definition des Faschismus als Klassenherrschaft bezog sich die Erinnerungskultur der DDR vor allem auf den Kampf der Sowjetunion und den kommunistischen Widerstand. Die Kommunisten verkörperten im nationalen Maßstab, was die Sowjetunion im internationalen Maßstab darstellte: die Avantgarde der proletarischen Bewegung. Nach dieser Lesart waren Kommunisten die Hauptakteure im Kampf gegen den faschistischen Terror gewesen. Die aus religiösen, sexistischen, sozialen und rassistischen Gründen Verfolgten wurden dagegen nur am Rande wahrgenommen. „Nicht Rassismus an sich“, so formulierte der DDR-Historiker Heinz Kühnrich (1961: 19), „sondern Antikommunismus und Antibolschewismus sind die Hauptbestandteile der Naziideologie gewesen.“ Der Holocaust wurde in der DDR daher nie als genuine nationalsozialistische Zielstellung angesehen, sondern als Folge anderer Ziele und Absichten

(Groehler 1992: 123). Die Nennung der Opfergruppe der Juden und Hinweise auf den Rassenwahn hatten die Funktion eines besonders eindrücklichen Belegs für die Bösartigkeit und das Verbrechenertum des Nationalsozialismus und sollten die Skrupellosigkeit des Kapitals unterstreichen (Knigge 1993: 75).

Erinnerung in der Sowjetischen Besatzungszone 1945-1948: Ansätze einer pluralen Gedenkkultur

Der eingeeengte Bezug auf den kommunistischen Widerstand prägte die Erinnerungspolitik der DDR erst seit den 1950er-Jahren. In der SBZ war das Gedenken noch relativ plural und bezog unterschiedliche Opfergruppen ein (Leo 1998: 93). Im Juni 1945 wurde der Hauptausschuss „Opfer des Faschismus“ in der Sozialverwaltung eingerichtet, der die faschistischen Verbrechen aufdecken und als Hilfsorganisation für die vom Nationalsozialismus Verfolgten dienen sollte. Der Ausschuss repräsentierte die Bandbreite des politischen Widerstands von den Kommunisten bis zu den Männern des 20. Juli (Groehler 1995a: 23). Juden, Sinti, Roma, die Zeugen Jehovas und die „Euthanasie“-Opfer wurden jedoch nicht als „Opfer des Faschismus“ anerkannt: Sie hätten nicht aktiv gegen das Naziregimes gekämpft, sondern seien nur passive Opfer gewesen (Groehler 1995a: 23). Nach Protesten akzeptierte der Ausschuss auch Juden als Opfergruppe. Die Zeugen Jehovas wurden dagegen im August 1950 verboten und dementsprechend nicht als Verfolgte anerkannt (Groehler 1995a: 25). „Euthanasie“-Opfer, Sinti und Roma blieben weiterhin ausgegrenzt.

1947 wurde die überparteiliche Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) für die SBZ gegründet. Sie kümmerte sich nicht nur um die soziale Betreuung der ehemals Verfolgten, sondern ihr oblag auch die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. In Berlin organisierte die VVN bis 1949 Gedenkveranstaltungen, an denen Überlebende unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Gruppen aus allen Besatzungssektoren der Stadt teilnahmen. Sie erstellte außerdem Gedenklisten mit den Namen von Opfern (Endlich 2006: 22).

Denkmäler wurden in dieser vorstaatlichen Phase der DDR meist von Überlebenden errichtet. „Ihr Hauptanliegen bestand darin, namentlich genannter Opfer zu gedenken und

diese Totenehrung mit der Mahnung an die Lebenden zu verbinden, nie wieder Faschismus zuzulassen“ (Groehler 1995b: 286). Die Denkmäler befanden sich in der Regel auf dem Gelände ehemaliger Konzentrationslager oder auf Friedhöfen, auf denen die Opfer der Todesmärsche beigesetzt worden waren (Goldenbogen 1999: 609). Zu den frühen Erinnerungsmalen gehören auch Denkmäler, die der Verfolgung der Juden gedenken – so ein Mahnmal für die jüdischen Auschwitz-Häftlinge, die in Salzenforst bei Bautzen auf dem Todesmarsch von SS-Bewachern erschossen worden waren. Auf dem 1948 errichteten Granitblock sind der Davidstern und hebräische Inschriften zu erkennen (Reichel 2002: 255). In Berlin-Mitte initiierte die Jüdische Gemeinde 1948 eine Gedenktafel, die an den ältesten städtischen Begräbnisplatz erinnerte und darauf verwies, dass der Friedhof an der Großen Hamburger Straße 1943 auf Befehl der Gestapo zerstört worden war (Endlich 1999b: 100).

Viele der frühen Mahnmale und Tafeln waren – auch künstlerisch – individuell gestaltet (Puvogel 1999: 14). So findet sich auf dem Postplatz in Hennigsdorf bei Berlin ein 1948 errichtetes Denkmal, das ein riesiges aufgeklapptes Buch symbolisiert. Das Buch liegt auf einem mehrfach gestuften, von allen Seiten begehbaren Sockel unter einer massigen, gemauerten und grau verputzten, auf vier Säulen liegenden Dachkonstruktion, auf der sich ein großer Winkel mit den Buchstaben „KZ“ erhebt.

Der rote Winkel, ein auf der Spitze stehendes Dreieck, mit dem die politischen Häftlinge in den Konzentrationslagern gekennzeichnet worden waren und der später zum vorgeschriebenen, seriell verwendeten Gedenksymbol wurde, findet sich schon auf frühen Denkmälern. Es wurden jedoch auch andere Symbolisierungen wie die des Leids, der Trauer oder der Wehrlosigkeit benutzt. Beispielsweise besteht das Zeitzer Denkmal von 1946 aus drei Figuren, die wegen ihrer Kopfhaltung und ihres Habitus eindeutig als Opfer charakterisiert werden können. „Die Figuren werden von Trauer und Nachdenklichkeit beherrscht. Weniger vordergründiges Pathos, viel mehr verhaltene Festigkeit geht von ihnen aus“ (Herlemann 1999: 602). Auf dem Gertraudenfriedhof in Halle (Saale) schuf der Bildhauer Herbert Volwahn 1949 ein Relief, das in der Art mittelalterlicher

Totentanzdarstellungen einen Knochenmann zeigt, der ausgemergelte KZ-Häftlinge vor sich herschiebt (Adam 1992: 12).

Aus der frühen Nachkriegszeit stammen auch die vielen Ehrenmale und Ehrenfriedhöfe, die auf Veranlassung der Roten Armee und der Sowjetischen Militäradministration für die gefallenen sowjetischen Soldaten und Zwangsarbeiter errichtet wurden. In formelhaftem Russisch wird meist der „im Kampf gegen den Hitlerfaschismus für die Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimat gefallenen sowjetischen Staatsbürger“ gedacht (Puvogel 1999: 13). Zu den bekanntesten Anlagen gehört das Sowjetische Ehrenmal im Treptower Park in Berlin, das 1949 eingeweiht wurde und einen Ehrenfriedhof mit einem monumentalen Mausoleum, einen Ehrenhain, Skulpturen und reliefgeschmückte Sarkophage umfasst (Endlich 1999b: 194).

1949 bis Anfang der Siebzigerjahre: Standardisierte Erinnerung an die kommunistischen Opfer

Mit dem Beginn des Kalten Krieges und der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 verengte sich die bereits in der SBZ auf den politischen Widerstand beschränkte Erinnerungspolitik weiter. Der kommunistische Widerstand wurde nun zur bestimmenden Tradition erhoben. Dagegen wurden der sozialdemokratische, der bürgerliche und der christliche Widerstand aus der Erinnerungskultur verdrängt (Leo 1998: 96). Jüdische Opfer waren zwar als Verfolgte anerkannt, gedacht wurde ihrer kaum. Auch Wiedergutmachungszahlungen, wie sie Juden in der Bundesrepublik erhielten, wurden in der DDR nicht geleistet.

Bereits 1949 beschloss die Provisorische Volkskammer ein „Gesetz über den Erlass von Sühnemaßnahmen und die Gewährung staatsbürgerlicher Rechte für die ehemaligen Mitglieder und Anhänger der Nazi-Partei und Offiziere der faschistischen Wehrmacht“ (zit. nach Frei 1995: 128): „[S]ie konnten auf die ‚antifaschistische Seite‘ überwechseln, wenn sie bereit waren, beim Aufbau des Sozialismus mitzuwirken [...]“ (Leo 1998: 96). Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit persönlicher Verantwortung, alltäglicher Schuld und Mitschuld an den Verbrechen der Nazis war damit beendet (Leo 1998: 96). Dass ehemalige NSDAP-Mitglieder und Wehrmachtsangehörige zu Antifaschisten wer-

den konnten, war insofern funktional, als es ihnen die gesellschaftliche Integration ermöglichte. Der Antifaschismusbegriff wurde dadurch inhaltlich von der konkreten Erinnerung und der individualisierenden Aufarbeitungsstrategie zu einer entdifferenzierten Bekenntnsideologie transformiert (Danyel 1995: 42). Die Historikerin Annette Leo (1998: 97) bezeichnet diese Strategie als ein „Identifikationsangebot“ für die Mehrheit der Bevölkerung. Denn mit den konkreten Erfahrungen der kommunistischen Widerstandskämpfer hatten die Erlebnisse der meisten DDR-Bürger wenig gemeinsam.

Vereinzelt wurden auch in dieser Zeit noch Gedenktafeln und Gedenksteine für andere, nichtkommunistische Verfolgte gesetzt (Endlich 1999b: 32). So wurde auf dem jüdischen Friedhof in Görlitz 1952 ein Denkmal für die ermordeten jüdischen Häftlinge eines Außenlagers des KZ Groß-Rosen errichtet. Auf dem Gedenkstein sind sowohl der rote Winkel als auch der Davidstern zu sehen (Reichel 2002: 255). Der jüdische Friedhof in Brandenburg an der Havel, der 1938 von den Nationalsozialisten zerstört worden war, wurde zum Erinnerungsort umgestaltet (Endlich 1999b: 246).

Nach den Plänen einer Gedenkstättenkommission entstanden zwischen 1958 und 1961 drei „Nationale Mahn- und Gedenkstätten“ an den Orten der ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald (1958), Ravensbrück (1959) und Sachsenhausen (1961). Diese zentralen Orte sollten das antifaschistische Selbstverständnis der DDR demonstrieren und erhielten hohe gesellschaftliche Aufmerksamkeit und Förderung: Hochrangige ausländische Delegationen besuchten die Gedenkstätten, alljährlich fanden dort große Veranstaltungen statt (Leo 1998: 102).

In unmittelbarer Nähe zum ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald wurde 1958 eine monumentale Denkmalanlage errichtet, die gleichzeitig als Grabstätte für fast 5000 KZ-Häftlinge diente. Das Mahnmal ist als Weg aus dunklen Tiefen hinauf zum Licht des Sieges gestaltet und trägt das Leitmotiv „Vom Sterben durch Kämpfen zum Sieg“: Vorbei an sieben Stelen, die Episoden der Leidensgeschichte und des Widerstands festhalten, steigt der Besucher hinab zu ringförmigen Massengräbern. Verbunden sind die Ringgräber durch die Straße der Nationen. 18 Pylonen symbolisieren die Staaten, aus denen die Opfer kamen. Da Juden, Sinti und Roma nicht aus eigenen Nationalstaaten

stammten, werden sie nicht erwähnt. Eine aufsteigende Freitreppe führt schließlich zu einer Figurengruppe, deren Grundmotiv der Widerstand im Lager ist (Stein 1999: 900 f.). Das Konzentrationslager wird so zum Ort des Sieges stilisiert, und die Häftlinge werden zu Helden im Kampf gegen den Faschismus (Knigge 1993: 72).

Auf die historischen Bauelemente der ehemaligen Konzentrationslager wurde weder in Buchenwald noch in den anderen beiden Gedenkstätten Rücksicht genommen. Stattdessen wurden große Plätze für ritualisierte Totenfeiern und Manifestationen antifaschistischer Gesinnung angelegt (Morsch 1995: 182). Auch die Ausstellungen in den Gedenkstätten – die Texte, Dokumente und das Bildmaterial – waren austauschbar, weil sie sich nur in geringem Maße auf die eigentliche Geschichte des jeweiligen Konzentrationslagers bezogen (Leo 1998: 103). Hier zeigt sich das Ausmaß der entkonkretisierenden und entdifferenzierenden Aufarbeitung der Verfolgungsgeschichte. Bilder dienten hauptsächlich als Symbole und wurden manchmal gar nicht beschriftet. Ein 1961 erlassenes Statut, das bis zum Ende der DDR in Kraft war, enthielt Vorgaben, was in den Gedenkstätten thematisiert werden sollte. Von den sieben Schwerpunkten bezogen sich nur zwei auf das eigentliche Geschehen in den Konzentrationslagern. In einem Schwerpunkt wurden der „SS-Terror im Lager und seine Methoden der Missachtung des menschlichen Lebens“ dargestellt, in einem zweiten der gemeinsame Kampf der Angehörigen der europäischen Nationen, besonders der Kampf der sowjetischen Häftlinge gegen den SS-Terror (Gesetzblatt der DDR 1961: 381). Die anderen fünf Aspekte behandelten den Kampf der deutschen Arbeiterklasse, die führende Rolle der KPD, den antifaschistischen Widerstand, den wiedererstandenen Faschismus in Westdeutschland und die historische Rolle der DDR. Auf diese Weise wurden in den Ausstellungen direkte Kontinuitätslinien vom Leid und Widerstand der nationalsozialistischen Verfolgung zum sozialistischen Aufbau in der DDR und zur aktuellen DDR-Politik gezogen (Leo 1998: 102 f.). „Die [...] Gedenkstätten bekamen neben ihrem retrospektiven Aspekt einen in die Zukunft gerichteten Charakter, waren sie doch Orte, an denen auch die zukünftige Politik gepriesen wurde“ (Schönfeld 1991: 13).

Auch „als Instrument in der Ost-West-Auseinandersetzung“ dienten die Gedenkstätten (Puvogel 1999: 19). Hier konnte sich das „bessere“ Deutschland manifestieren (Schönfeld 1991: 13). Mit den eigenen personellen Kontinuitäten des nationalsozialistischen Systems setzte sich die DDR dagegen kaum auseinander. Obwohl die Entnazifizierung in der DDR gründlicher durchgeführt worden war als in der Bundesrepublik und ehemalige Parteimitglieder seltener unter den politischen Amtsträgern zu finden waren, gehörten einstige NSDAP-Mitglieder weiterhin zu den Funktionseliten in Wissenschaft, Wirtschaft, Militär und Industrie (Mertens 1995: 201 f.).

Wie im zentralen Buchenwalder Mahnmal wurden auch in anderen Denkmälern die Unbeugsamkeit und der Kampfwille der Opfer betont. An die Stelle der leidenden, wehrlosen Verfolgten traten die revolutionären Aktivisten (Adam 1992: 12). Das Geraer Denkmal für die Opfer des Faschismus von 1953 beispielsweise zeigt einen jungen Mann mit einem Gewehr und eine junge Frau, die in kämpferischer Pose in die Ferne schauen, beide eine Fahne umfassend (Kahl 1999: 823). Reichel (1999: 84) spricht davon, dass die memorative Funktion der Denkmäler und Gedenkstätten hier um eine imperative Funktion erweitert worden sei: „Nun war nicht mehr das Leiden der passiven Opfer gefragt, sondern der Sieg der widerständigen, revolutionären, ihren Peinigern letztlich überlegenen Aktivisten.“ Diese einseitige Interpretation der Geschichte entsprach häufig dem Wunsch der ehemaligen Häftlinge, die eigene Geschichte zu begreifen und traumatische Erfahrungen von Entwürdigung und Leid zu bewältigen. Mit den historischen Begebenheiten stimmte diese Darstellung selten überein (Leo 1998: 103).

Als weiterer zentraler Gedenkort der DDR wurde 1960 die Neue Wache in Berlin eingeweiht. Das zwischen 1816 und 1818 von Karl Friedrich Schinkel entworfene Gebäude hatte ursprünglich als Sitz der Berliner Garnisonsbehörden gedient. 1931 baute es Heinrich Tessnow zu einem „Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkriegs“ um. Unter dieser Widmung wurde die Neue Wache auch im Nationalsozialismus als Gedenkort genutzt. Nach dem Krieg blieb der beschädigte Innenraum zunächst als Antikriegsmahnung unrestauriert. 1969 wurde die Neue Wache jedoch zum offiziellen Mahnmal erklärt. Sie wurde umgestaltet und den „Opfern des Faschismus und Militarismus“ gewidmet (End-

lich 2006: 189). Im Innenraum waren eine Ewige Flamme und das Staatswappen der DDR installiert, in den Boden zwei Gräber eingelassen. Eines war mit der Asche aus Konzentrations- und Vernichtungslagern und mit der Asche eines von der SS erschossenen KZ-Häftlings gefüllt, das andere Grab beinhaltete die sterblichen Überreste eines unbekannten deutschen Soldaten und Urnen mit der Erde von neun Schlachtfeldern des Zweiten Weltkrieges. In der Erinnerungskultur der DDR ist diese Sicht auf die Soldaten des nationalsozialistischen Deutschlands als Opfer von Faschismus und Militarismus ungewöhnlich. Normalerweise wurde das Handeln der deutschen Mehrheitsbevölkerung während des Nationalsozialismus ausgeblendet, geehrt wurde es nicht.

Lokale Gedenkorte an Stätten der Verfolgung oder der Täterschaft entstanden neben den drei Nationalen Mahn- und Gedenkstätten kaum (Endlich 2006: 25). Allerdings wurden unzählige Gedenktafeln an Wohnhäusern angebracht und auch in kleinen Orten antifaschistische Denkmäler gesetzt. Im Jahr 1991 existierten allein in Ostberlin 157 Gedenktafeln (Schönfeld 1991: 19). Sie sollten die wichtigsten Elemente des kollektiven Gedächtnisses exemplifizieren und demonstrieren. „Die Memorialkultur wurde zeitlich und räumlich entgrenzt und überlagerte die profansten Räume der alltäglichen Lebenswelt; das kollektive Gedächtnis der DDR war omnipräsent“ (Münkler 1997: 460). Münkler (1997: 462) erklärt diese Praxis damit, dass der antifaschistische Widerstand nicht zur Erfahrung der meisten DDR-Bürger gehörte und deswegen auf kulturelle Vermittlungsformen angewiesen war.

Die Errichtung von Denkmälern und die Anbringung von Gedenktafeln waren ebenso wie die Pflege der Nationalen Mahn- und Gedenkstätten dem 1960 gegründeten Institut für Denkmalpflege beim Ministerium für Kultur unterstellt, das Gestaltungsrichtlinien für antifaschistische Denkmäler entwickelte und die Gedenktafeln standardisierte. Auf diese Weise wurde das öffentliche Gedenken eingeeignet, vereinheitlicht, entkonkretisiert und ritualisiert. Oft wurden bereits existierende Gedenktafeln mit konkreten biographischen Hinweisen durch neue mit stereotypen Formulierungen ersetzt. Ab 1960 wurden stets die Wendungen „antifaschistischer Widerstandskämpfer“ und „von den Faschisten ermordet“ benutzt, gleichgültig, ob die Geehrten als einfache Bürger aus dem Alltag ge-

rissen, auf der Flucht gefangen genommen worden waren oder als Zwangsarbeiter oder KZ-Häftlinge ums Leben gekommen waren (Endlich 2006: 23). Das normierte Raster nivellierte die Individualität der Geehrten und degradierte sie zu bloßen Repräsentanten des Widerstands (Schönfeld 1991: 22).

Wie in den Ausstellungen der Mahn- und Gedenkstätten wurden in vielen Denkmälern Kontinuitätslinien vom Widerstand gegen die Nationalsozialisten zur DDR-Gegenwart gezogen. Verschiedentlich wurden die Erinnerung an den Faschismus und die Erinnerung an den Aufbau der DDR in Denkmalensembles zusammengefasst. So hat das 1970 in Berlin-Weißensee eingeweihte Denkmal der antifaschistischen Widerstandskämpfer drei Teile. Das linke Reliefbild zeigt den opferreichen Widerstandskampf: Tote, die von einer Frau mit Kind betrauert werden, und ausgemergelte Häftlinge, die die geballte Faust erheben, vor einer Reihe behelmter Bewacher; auf dem mittleren Relief verweist eine Kundgebung nach der Befreiung vom Faschismus auf die Einheit der Arbeiterbewegung; rechts sind Szenen des Aufbaus und des fröhlichen familiären Zusammentreffens dargestellt. Vor den Relieftafeln stehen zwei Figuren: der Ältere, der als Widerstandskämpfer das Werk begonnen hat, das der Jüngere mit dem Aufbau der sozialistischen Gesellschaft fortsetzt (Endlich 1999b: 207).

Auf einer Gedenkstele in Berlin-Treptow heißt es: „Dem Gedenken an die heldenhaften Widerstandskämpfer gegen faschistische Barbarei. Ihr Vermächtnis hat sich in der sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik erfüllt“ (zit. nach Endlich 1999b: 194). Eine solche Widmung deutet nach dem Historiker Jeffrey Herf (1998: 197) eine sinnlose Tragödie in ein erlösendes Martyrium um, das zum siegreichen Ende der Geschichte beigetragen habe. Für Trauer und Melancholie sei in einer so optimistisch, fortschrittlich und zukunftsorientierten Geschichtsphilosophie kein Platz gewesen.

Die entindividualisierte Erinnerung an die „antifaschistischen Widerstandskämpfer“ stützte sich in starkem Maße auf Symbole (Danyel 1995: 38). Zum staatlich vorgeschriebenen Emblem wurde der rote Winkel (Puvogel 1999: 14). Häufige Verwendung fanden auch die zum Schwur erhobene Hand und die geballte Faust. Die geballte Faust symbolisiert traditionell die gegen die kapitalistische Ausbeutung kämpfende Arbeiter-

klasse, während die erhobene Hand an den „Schwur von Buchenwald“ erinnerte, den befreite kommunistische Häftlinge am 19. April 1945 auf einer Trauerfeier abgelegt hatten. Sie verpflichteten sich, den Kampf gegen den Faschismus erst dann einzustellen, „wenn der letzte Schuldige vor den Richtern der Völker steht“ (Schwur von Buchenwald 1945). Eine überdimensionale zum Schwur erhobene Hand befindet sich zum Beispiel auf dem Gelände des ehemaligen Zuchthauses Brandenburg-Görden (Endlich 2006: 540).

Innerhalb dieser standardisierten Gedenkkultur gab es jedoch Ausnahmen, und auf lokaler Ebene wurde auch an nicht kommunistische Opfer erinnert (Endlich 2006: 25). So erfassten die Ostberliner Gedenktafeln fast die gesamte gesellschaftliche Breite des Widerstands, auch wenn der Schwerpunkt deutlich auf dem kommunistischen Widerstand lag: 73 Prozent der Tafeln erinnerten an kommunistische, 14 Prozent an parteilose Widerstandskämpfer, 10 Prozent an jüdische Verfolgte, 6 Prozent an sozialdemokratische und 3 Prozent an kirchliche Widerstandskämpfer (Schönfeld 1991: 19).

Gedenktafeln für jüdische Widerstandskämpfer trugen oft sowohl das rote Dreieckselement als auch den Davidstern, so eine 1960 installierte Gedenktafel in Berlin-Hohenschönhausen für den Arzt Victor Aronstein, der unentgeltlich mittellose Menschen behandelt hatte und kurz vor der Befreiung in Auschwitz ermordet worden war (Endlich 1999b: 63).

In einigen Fällen wurden auch Denkmäler für jüdische Opfer gesetzt, die nicht dem Widerstand angehört hatten. 1966 errichtete die Stadt Leipzig einen Gedenkstein, der den 14.000 ermordeten jüdischen Leipzigern gewidmet ist (Goldenbogen 1999: 693).

Anfang der Siebzigerjahre bis 1990: Vorsichtige Öffnung

Anfang der Siebzigerjahre übernahm Erich Honecker das Amt des Ersten Sekretärs der SED. Im Gegensatz zu Ulbricht, der die nationalsozialistische Zeit im Moskauer Exil verbracht hatte, repräsentierte Honecker den inneren Widerstand (Puvogel 1999: 19). Damit verschoben sich einige Akzente im offiziellen Bild des Antifaschismus (Leo 1998: 101). Zwar war auch unter Honecker in der Gedenkkultur der DDR kaum Platz

für einen lebendigen Dialog und die demokratische Beteiligung der Bürger an der Erinnerungskultur, und am Dogma der führenden Rolle des kommunistischen Widerstands durfte nicht gerüttelt werden. Dennoch erforschten Historiker in den Siebzigerjahren das Wirken einzelner Widerstandsgruppen, die Situation der Westexilanten und die konkreten Haftbedingungen in Gefängnissen, brachten erste eigenständige und originäre Beiträge über den Holocaust heraus, und das Bewusstsein für die tatsächlichen Dimensionen des Antisemitismus wurde geschärft. So beschäftigte sich der Historiker Kurt Pätzold mit der Judenverfolgung und dem Genozid und war einer der ersten Wissenschaftler, der die verbrecherische Alltagspraxis deutscher Behörden und Amtsstellen dokumentierte (Groehler 1993: 59).

Insbesondere in den Achtzigerjahren entwickelte sich eine differenziertere Sicht auf den Nationalsozialismus. In kirchlichen und vereinzelt auch in Gruppen der Bürgerbewegung bildeten sich Arbeitskreise, die sich mit der regionalen und lokalen Geschichte und dem Schicksal der Juden in den Gemeinden auseinandersetzten (Puvogel 1996: 21). Auch an den sozialdemokratischen, christlichen und bürgerlichen Widerstand wurde wieder erinnert.

Historiker führen die Wiederentdeckung der unterschiedlichen Opfergruppen nicht nur auf eine Liberalisierung des Geschichtsbildes zurück, sondern auch auf innen- und außenpolitische Erwägungen. So versuchte der Staat das Verhältnis zur DDR-Kirche zu normalisieren, und die SED führte Gespräche mit den westdeutschen Sozialdemokraten (Leo 1992: 152). Im Handel mit den USA bemühte sich die DDR um die Meistbegünstigtenklausel und näherte sich deswegen auch dem Staat Israel an. Bei den staatlichen Gedenkfeiern am 9. November 1988 stand erstmals nicht die Revolution von 1918/19 im Mittelpunkt, sondern der 40. Jahrestag der Pogromnacht (Timm 1995: 221). Anlässlich des Jahrestages wurden zahlreiche Gedenktafeln, -stelen und -steine für zerstörte Synagogen in der ganzen DDR errichtet und jüdische Friedhöfe restauriert. Am Jüdischen Friedhof Schönhauser Allee in Berlin-Prenzlauer Berg und an der Deportations-sammelstelle in der Großen Hamburger Straße in Berlin-Mitte wurden Denkmäler für

die jüdischen Opfer errichtet, und der Wiederaufbau der Synagoge an der Oranienburger Straße begann.

Zudem wurde ein Wettbewerb für ein Denkmal ausgeschrieben, das an das „Wirken der jüdischen Bürger in Berlin“ erinnern sollte. Der Bildhauer Karl Biedermann entwarf eine für die offizielle Gedenkkunst der DDR ungewöhnliche Installation aus Bronzeguss in Form eines verlassenen Zimmers mit angedeutetem Parkettboden, Tisch und zwei Stühlen, von denen einer umgestürzt ist. Ergänzt wird das Denkmal, das erst 1996 eingeweiht worden ist, durch ein von Biedermann nicht vorgesehenes Zitat aus dem Gedicht „O die Schornsteine“ von Nelly Sachs (Endlich 2006: 221). Biedermanns Komposition versucht „die Lücke, die sich nicht schließen lässt, die Leerstelle im Gefüge der Stadt“, die durch den Holocaust entstanden ist, zu visualisieren (Mani 2003: 109).

Auch die in der offiziellen Gedenkpoltik vergessenen Opfergruppen – die Sinti, Roma und die „Euthanasie“-Opfer – gelangten Ende der Achtzigerjahre ins Blickfeld der Erinnerungskultur. So entstand 1988 der erste Gedenkstein für die ermordeten Sinti und Roma am ehemaligen Zigeunerlager in Berlin-Marzahn. Im September 1989 wurde nach jahrelangen Bemühungen und Vorarbeiten im Psychiatrischen Krankenhaus Bernburg eine Gedenkstätte eröffnet, die den „Euthanasie“-Opfern gewidmet war (Puvogel 1999: 21).

Das gewandelte Bewusstsein für die Verbrechen der Deutschen während des Nationalsozialismus drückte sich nach Reichel (2001: 15 f.) auch in der Resolution aus, die die erste demokratisch gewählte Volkskammer der DDR am 12. April 1990 verabschiedete: „Im Namen der Bürgerinnen und Bürger dieses Landes“ bekannte sich die Volkskammer in der Erklärung „zur Mitverantwortung für die Demütigung, Vertreibung und Ermordung jüdischer Frauen, Männer und Kinder“. Weiter hieß es: „Wir bitten die Juden in aller Welt um Verzeihung. Wir bitten das Volk in Israel um Verzeihung für Heuchelei und Feindseligkeit der DDR-Politik gegenüber dem Staat Israel“ (Die Fraktionen der Volkskammer 1990: 794).

4.2. Denkmäler in den westlichen Besatzungszonen und der Bundesrepublik 1945-1990⁶

Anders als die DDR verstand sich die Bundesrepublik Deutschland von Anfang an als „Rechtsnachfolgerin des Dritten Reiches“ (Blänsdorf 1995: 32). Zugleich machte sie jedoch geltend, eine „antitotalitäre Neuschaffung Nachkriegseuropas“ (Reichel 2002: 217) zu sein, die ihre Sühne in Entschädigungsverfahren, Rückerstattungen, Reparationen, in der ideologischen Absage an das nationalsozialistische Regime und der materiellen und politischen Unterstützung des Staates Israel zeigen wollte. Nur so schien eine Wiedereingliederung in die Staatengemeinschaft möglich (Jordan 2008: 39). Allerdings wurden materielle Entschädigungen oft nur zögerlich geleistet, und kommunistische Verfolgte waren zunächst ausgeschlossen. Sinti und Roma, Zwangssterilisierte, „Euthanasie“-Opfer, „Asoziale“ und Deserteure und alle ausländischen Verfolgten erhielten keine materiellen Entschädigungen. Erst im Jahr 2000 begann die Bundesrepublik, ehemalige ausländische Zwangsarbeiter zu entschädigen (Reichel 2001: 73-75).

Das Bild des Nationalsozialismus, das ab Mitte der Fünfzigerjahre in der Bundesrepublik vertreten wurde, war stark von den Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozessen beeinflusst. Hitler wurde als dämonischer Diktator an der Spitze eines totalitären Machtapparates dargestellt. Nationalsozialistische Propaganda, Polizeiterror, Kriegs- und Gewaltverbrechen wurden hauptsächlich einer kleinen kriminellen Führungsgruppe aus SS- und NSDAP-Mitgliedern zugeschrieben; das deutsche Volk dagegen galt als verführt. Dementsprechend wähten sich die Westdeutschen meist nicht als Täter (Wolfrum 2005: 157). Zudem ging man davon aus, dass ein zentrales Element der Staatlichkeit während des Dritten Reiches intakt geblieben sei: Aus Recht hätten auch verbrecherische Führer niemals Unrecht machen können. Der Politikwissenschaftler Peter Reichel (2002: 217) meint, mit diesem Bild sei das nationalsozialistische Regime nachhaltig verharmlost worden.

Selbst das häufig geäußerte Bekenntnis zur Verantwortung für die Verbrechen, die „im Namen des deutschen Volkes“ begangen worden waren, lässt die Interpretation zu, dass

⁶ Dieser Abschnitt stützt sich auf das dritte Kapitel der Diplomarbeit der Autorin (Steinberg 2007: 15-20).

die Deutschen das erste Opfer einer Fremdherrschaft gewesen seien. Denn die „NS-Verbrechen wurden in diesem Sinne zwar ‚in deutschem Namen‘, aber eben nicht von den Deutschen selber begangen“ (Moller 2003: 57). Verführung, Verhängnis und Schicksal waren Deutungen, mit denen sich die Westdeutschen entlasteten (Moller 2003: 58).

Allerdings – darauf verweist der Soziologe M. Rainer Lepsius (1989: 251) – wurde der Nationalsozialismus in der Bundesrepublik „normativ internalisiert“. Damit ist nicht gemeint, es habe eine „verinnerlichte moralische Verarbeitung“ stattgefunden. Aber anders als die DDR erkannte die Bundesrepublik die Haftung für die Folgen der deutschen Verbrechen an. So wurde nach Lepsius (1989: 251) eine auf den Nationalsozialismus und seine Verbrechen bezogene „normative [...] Instanz in der politischen Kultur“ akzeptiert. Für die Bundesrepublik war der Nationalsozialismus immer ein historisches Bezugseignis von überragender Bedeutung (Reichel 2001: 127).

Erinnerung in den westlichen Besatzungszonen 1945-1949: Verfolgte und Alliierte als Denkmalsetzer

Zwischen 1945 und 1949 bestimmten hauptsächlich die Alliierten den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Vor allem die US-Amerikaner versuchten nach den Nürnberger Prozessen, gegen die aktiv in das nationalsozialistische System involvierten Militärs, Industriellen, Ärzte und Juristen vorzugehen. Zahlreiche Beamte wurden entlassen. Zudem sollte die gesamte deutsche Bevölkerung in einem Reeducation-Programm umerzogen werden. Als ein wichtiger Bestandteil dieses Programms diente die detaillierte Berichterstattung über die Gerichtsprozesse. Über die einzelnen Verbrechenkomplexe war die Öffentlichkeit insofern genau informiert (Moller 2003: 59).

Die frühen Denkmalsetzer waren auch in den westlichen Besatzungszonen die jeweilige Siegermacht oder ehemals Verfolgte, die an den Orten ihres Leidens Erinnerungszeichen für sich und ihre ermordeten Mithäftlinge schaffen und die Würde der Opfer wiederherstellen wollten (Schlusche 2006: 118). So errichteten überlebende Zwangsarbeiter bereits 1945 ein Mahnmal für alle von den Nationalsozialisten ermordeten Juden auf dem älteren Teil des jüdischen Friedhofs in Kassel-Bettenhausen (Puvogel/ Stankowski 1996: 331). Viele der frühen Denkmäler bestanden aus einfachen und wenig kostspieligen

gen, häufig unbeständigen Materialien (Spielmann 1990: 198). So wurde auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen im September 1945 zunächst ein hölzernes Denkmal zwischen den Massengräbern errichtet. Im April 1946 ersetzte es das Belsener Jüdische Komitee durch einen hohen viereckigen Stein mit jüdischen Symbolen, der auf einem dreistufigen Treppenpodest steht. In hebräischer und englischer Inschrift erinnert das Denkmal an die ermordeten Juden des Konzentrationslagers (Puvogel 1996: 331). Auf Anweisung der britischen Militärregierung wurde 1947 auf dem Gelände außerdem ein Obelisk aufgestellt (Puvogel/ Stankowski 1996: 385). In Frankfurt am Main errichtete die amerikanische Militärverwaltung einen Gedenkstein mit hebräischer und englischer Inschrift, der an die 1938 zerstörte Hauptsynagoge der orthodoxen Juden in der Friedberger Anlage erinnert (Puvogel/ Stankowski 1996: 296).

In ihrer Gestaltung waren die Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus in der frühen Nachkriegszeit konventionell. Oft ähnelten sie Grabmalen oder Kriegerdenkmälern für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Es wurden Obelisken wie in Bergen-Belsen, Mauern, sarkophag- oder altarartige Quader und Figuren Trauernder oder Stützender verwendet (Hausmann 1997: 3). Die Erinnerung hatte noch keine eigene Sprache gefunden (Danyel 1999: 133).

Erinnerung in der Bundesrepublik 1949 bis Mitte der Siebzigerjahre: „Den Opfern 1933-1945“

Die frühen Fünfzigerjahre waren auch in Westdeutschland von dem Bedürfnis geprägt, die Auseinandersetzung mit den verübten Verbrechen abzuschließen (Frei 1995: 127). Viele Deutsche sahen sich nicht als Verantwortliche, sondern als Opfer des Krieges an, Schuldeingeständnisse und die Entnazifizierungsmaßnahmen der Alliierten wehrten sie ab (Jordan 2008: 37). Die von der Regierung Adenauer angebotenen Wiedergutmachungszahlungen an Israel waren in der westdeutschen Bevölkerung umstritten und wurden größtenteils abgelehnt (Rudolph 2007: 96). Konrad Adenauer zielte mit den Zahlungen auf außenpolitische Reputation, innenpolitisch kam er der Schuld abwehrenden Haltung der Bevölkerung durchaus entgegen. Bereits im März 1946 widersprach er einer konsequenten Ahndung der nationalsozialistischen Verbrechen und erklärte, man

züchte einen „verstiegenen und extremen Nationalismus“ heran, wenn man „harmlose Mitläufer und Soldaten, die glaubten, ihre Pflicht zu tun“, bestraft (Adenauer 1990: 150).

Die Denkmäler der Fünfzigerjahre bestimmte der Gebrauch integrativer Formeln. So war das Große Mahnmal der Stadt Hamburg, das 1949 auf dem städtischen Friedhof in Ohlsdorf errichtet wurde, den „Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung“ gewidmet (Puvogel/ Stankowski 1996: 262). In Reutlingen wurde 1952 ein sarkophagähnliches Denkmal auf dem Alten Friedhof eingeweiht, das die Inschrift „Den Opfern der Gewalt 1933-1945“ trägt (Puvogel/ Stankowski 1996: 71). Initiiert vom Bund der Verfolgten des Naziregimes wurde 1953 das erste Westberliner Denkmal am Charlottenburger Steinplatz errichtet. Auch die Inschrift dieses Mahnmals lautet „Den Opfern des Nationalsozialismus 1933-1945“. Reichel (1999: 20) erklärt die schlichten und sehr allgemeinen Inschriften mit dem hohen Amnestie- und Aussöhnungsbedarf der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Die bewusst diffus gehaltene Gedenkpolitik kann aber auch als Versuch gewertet werden, Wirkungszusammenhänge zu verschleiern, statt über Verbrechen aufzuklären, und Fragen, Analysen oder Schuldzuweisungen zu vermeiden (Endlich 1994: 15). Denn Tatumstände und Täter wurden in solchen Inschriften nicht genannt. Der Nationalsozialismus erschien stattdessen als „Schicksalsmacht“ oder höhere Gewalt (Garbe 1992: 261).

Selten wurden in den Fünfzigerjahren spezifische Denkmäler für die ermordeten Juden errichtet. Zu den wenigen gehört ein Mahnmal aus Marmor auf dem jüdischen Friedhof in Bonn, das 1950 eingeweiht wurde und an die ermordeten Bonner Juden erinnert (Puvogel/ Stankowski 1996: 502).

Friedhöfe wurden wie in Hamburg, Reutlingen und Bonn oft als Standorte für die Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus gewählt. Die Germanistin Ulrike Haß (1990: 139) verweist darauf, dass die Wahl des Friedhofs als Gedenkort es ermöglichte, „Unterschiede zwischen umgekommenen Toten und ermordeten Toten, zwischen den lebendig gebliebenen Verfolgten und den weiterlebenden Tätern, zwischen denen, die sich [...] erinnern und denen, derer gedacht wird, zu verwischen und so das Geschehen auf

das existentiell Allgemeine zu reduzieren“. Zudem lagen die Friedhöfe oft abseits; aus der Mitte der Städte und damit auch aus dem Alltag der Bevölkerung wurde das Gedenken herausgehalten. Das Denkmal in Berlin-Charlottenburg gehört zu den wenigen Denkmälern, die in dieser Zeit im Zentrum einer Stadt errichtet worden sind.

Die künstlerischen Gestaltungen der Denkmäler waren in den Fünfzigerjahren häufig der christlichen Ikonographie entlehnt. Oft wurden Urnen, Flammenschalen, Schmerzensmänner und -frauen mit gesenkten Köpfen und gefesselten Händen, Klagemauern, Dornenkronen oder Pietàs verwendet (Reichel 1999: 87). Dadurch wurde in der Form ebenfalls auf das Opfermotiv zurückgegriffen und die Grenze zwischen einem zivilen und einem gewaltsamen Tod verwischt (Hausmann 1997: 3). Die Verbrechen der Deutschen während des Nationalsozialismus erschienen als „schicksalhaft höhere Gewalt und das Martyrium der Opfer als weihevoller Akt“ (Endlich 1994: 15).

Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit war in den Fünfzigerjahren jedoch nicht nur durch die Verdrängung der Verbrechen und die Integration der ehemaligen Mitglieder der NSDAP gekennzeichnet. Bereits 1949 wurde das Deutsche Institut für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit (später: Institut für Zeitgeschichte) in München gegründet, und erste wissenschaftliche Gesamtdarstellungen setzten sich mit dem Dritten Reich auseinander. Gegen den Versuch, die Verbrechen der Deutschen zu beschönigen, wendete sich auch der Bundespräsident Theodor Heuss während der Einweihung eines Denkmals für die Opfer des Konzentrationslagers Bergen-Belsen 1952 (Blänsdorf 1995: 34).

Maßgeblich bestimmt war das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus in den Fünfzigerjahren jedoch durch antikommunistische Haltungen: Man setzte den nationalsozialistischen Staat mit dem sowjetischen Herrschaftssystem gleich und erreichte damit eine selbstentlastende Relativierung der nationalsozialistischen Verbrechen (Eschebach 1994: 113). Im Vergleich mit dem DDR-System konnten die Westdeutschen glauben, zumindest in dieser Hinsicht auf der richtigen, nämlich der westlichen Seite zu stehen (Reichel 2001: 18). Hier zeigt sich, dass auch in der Bundesrepublik die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus durch den Kalten Krieg beeinflusst war.

Als „Vorposten der Freiheit“ nahm Westberlin in dieser Auseinandersetzung eine wichtige Rolle ein. So widmete der damalige Regierende Bürgermeister, Ernst Reuter, das Denkmal für die Offiziere des Widerstands vom 20. Juli 1944 in seiner Einweihungsrede am 20. Juli 1953 zugleich den Opfern des Aufstands vom 17. Juni im Ostteil der Stadt (Endlich 1999b: 33). An mehreren Orten Berlins wurden Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus und Denkmäler für die Opfer des Stalinismus einander gegenübergestellt. So war das Denkmal für die vom Nationalsozialismus Verfolgten am Steinplatz in Rückbezug auf ein bereits 1951 eingeweihtes Denkmal für die Opfer des Stalinismus errichtet worden und korrespondiert in architektonischer Symmetrie mit diesem. Ein ähnliches Denkmalensemble findet sich in Berlin-Steglitz. Dort wurde einem 1960 errichteten Mahnmal, das „Den Verfolgten von 1933-1945“ gewidmet ist, im Jahr 1965 ein Denkmal mit dem Titel „Leid an der Mauer“ gegenübergestellt (Endlich 2006: 399 f.). Der antikommunistischen Haltung entspricht, dass sich die Bundesrepublik auf den bürgerlichen, konservativ-militärischen und christlichen Widerstand bezog, während sie den Widerstand der Arbeiterbewegung, insbesondere der Kommunisten, in ihren Denkmalsetzungen vernachlässigte (Moller 2003: 65).

Ende der Fünfzigerjahre intensivierte sich die wissenschaftliche, kulturelle und auch politische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Als Auslöser sehen Historiker vor allem die Gerichtsverfahren an, die sich nicht mehr mit den Kriegsverbrechen befassen, sondern mit den von SS-Männern verübten Ermordungen von Juden (Herbert 1993: 35; Herf 1998: 351). So wurden im Ulmer Einsatzgruppenprozess (1958), der sich mit den Massentötungen von Juden auf dem Gebiet der Sowjetunion beschäftigte, im Jerusalemer Eichmann-Prozess (1961) und in den Frankfurter Auschwitzprozessen (1963-1968) erstmals SS-Mitglieder zur Rechenschaft gezogen, weil sie am Genozid an den europäischen Juden beteiligt gewesen waren. Außerdem wurde die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg eingerichtet.

Ein weiterer Grund für die ausführlichere Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit dürften die Schändung der Kölner Synagoge im Dezember 1959 und die

rund 700 antisemitischen Anschlusstaten bis Ende Januar 1960 gewesen sein (Reichel 2001: 147 f.; Siegfried 2000: 81 f.): Hatte es bisher genügt, sich nur vom Nationalsozialismus abzugrenzen, rückte nun die Frage nach den Kontinuitäten in den Vordergrund (Siegfried 2000: 82).

Entgegen der überwiegenden Meinung der Bevölkerung verlängerte der Bundestag zwischen 1965 und 1969 mehrmals die Verjährungsfrist für Mord. 1979 wurde die Verjährung für Verbrechen des Völkermordes schließlich aufgehoben (Wolfrum 2005: 158). Nationalsozialistische Straftaten konnten nun auch geahndet werden, wenn sie erst spät bekannt wurden (W. Benz 1995: 55).

Zudem begannen westdeutsche Historiker, sich intensiver mit der Ermordung der Juden zu beschäftigen. Sie waren als Gutachter bei den Gerichtsprozessen tätig gewesen und legten ihre Erkenntnisse in Buchform vor (Herbert 1993: 36). So wurde 1965 das zweibändige Werk „Anatomie des SS-Staates“ veröffentlicht, das Martin Broszat und Hans Buchheim auf der Grundlage ihrer Gutachtertätigkeit für den Auschwitzprozess erstellt hatten. Die Kultusminister beschlossen weiterhin, der Nationalsozialismus müsse ausführlicher im Geschichtsunterricht behandelt werden; Geschichtsbücher wurden evaluiert, und die Ausbildung der Lehrer wurde verbessert (Jordan 2008: 44).

Auf die Denkmalsetzungen hatte die intensiviertere Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen zunächst kaum Einfluss (Hausmann 1997: 5). Es dominierten weiterhin Denkmäler mit undifferenzierter Widmung wie das 1964 eingeweihte Nationale Ehrenmal im Bonner Hofgarten. Der Gedenkstein trägt die Inschrift: „Den Opfern der Kriege und der Gewaltherrschaft“ (Puvogel/ Stankowski 1996: 505).

Allerdings wurden Denkmäler nun häufiger an zentralen Orten wie dem Hofgarten errichtet. Die Stadt Frankfurt stellte 1964 an der Paulskirche eine Plastik auf, die einen gefesselten, knienden Menschen zeigt, der seine Arme in ohnmächtiger Abwehr über den Kopf erhoben hat. Im Sockel des Mahnmals sind die Namen von 53 Konzentrationslagern eingemeißelt (Puvogel/ Stankowski 1996: 290 f.). Außerdem wurden 1965 die ersten bundesrepublikanischen Gedenkstätten in den ehemaligen Konzentrationslagern

Bergen-Belsen und Dachau eröffnet. Sie waren von Überlebenden initiiert worden und wurden erst nach langem Ringen mit den lokalen Behörden zu Gedenkstätten ausgebaut. Bis 1981 verfügte nur die Gedenkstätte Dachau neben dem Museum auch über eine Bibliothek und ein Archiv. Eine Stele, eine Gedenkmauer und eine Skulptur, die an die Opfer des Konzentrationslagers Neuengamme erinnern, mussten außerhalb des ehemaligen Lagergeländes errichtet werden, weil die Stadt Hamburg seit 1948 große Teile des Gebietes als Gefängnis nutzte. Durch den Ausbau einer „vorbildlichen“ und dem „modernen Strafvollzug“ verpflichteten Vollzugsanstalt sollten die „grauenhaften Schrecken dieses Lagers“ ausgelöscht werden (zit. nach Bringmann/ Roder 1987: 39).

Mit Beginn der Studentenbewegung nahmen politische Diskussionen über den Nationalsozialismus zu (Jordan 2008: 47). Allerdings geht der Historiker Detlef Siegfried (2000: 104) davon aus, dass die Studenten die Debatte keineswegs auslösten, sondern nur den Diskurs radikalisierten, den die westdeutsche Gesellschaft bereits seit Jahren führte. Die Studenten vertraten meist eine ökonomische Faschismustheorie, die der in der DDR gebräuchlichen ähnelte. Als Ursache für den Faschismus wurde der Kapitalismus identifiziert. Da angenommen wurde, dass Gesellschaft, Wirtschaft und Staat der Bundesrepublik in ihren Organisationsformen, sozialen Prägungen und Mustern dieselben Bedingungen aufwiesen, die den Faschismus ermöglicht hatten, sollten sie entsprechend bekämpft werden (Jordan 2008: 48). In diesem Denkmodell rückte die Beschäftigung mit den spezifisch deutschen Ereignissen zwischen 1933 und 1945 in den Hintergrund.

Es ist umstritten, wie viel die 68er-Generation tatsächlich zur Erklärung der nationalsozialistischen Vergangenheit beitrug. Der Politikwissenschaftler Helmut König (1996: 174) vertritt die Auffassung, trotz aller heute offen zutage liegender Begrenzungen der 68er sei die Bundesrepublik durch die eigene Kindergeneration zum ersten Mal gezwungen worden, sich politisch und moralisch mit ihrer Herkunft auseinanderzusetzen. Dagegen meint der Historiker Ulrich Herbert (1993: 38), dass in der politisierten Faschismusdebatte – so sehr die Studenten auch die Tätergeneration anklagten – die Täter, Tatorte, Helfershelfer und insbesondere die Opfer angesichts abstrakter Theoriegebäude

vollkommen anonymisiert wurden. Herbert (1993: 38) bezeichnet die Siebzigerjahre deswegen als eine Phase der „zweiten Verdrängung“.

Denkmalinitiierungen und -setzungen blieben von der Debatte zunächst unberührt. „Die 68er-Generation [...] konnte das Denkmal für ihre Intention nicht gebrauchen“ (Spielmann 1990: 218 f.). Es wurde als Monumentalkunst abgelehnt und galt für den herrschaftsfreien Diskurs als ungeeignet. Hier zeigt sich, dass die politisch-inhaltliche Auseinandersetzung mit einer geschichtlichen Epoche nicht mit Denkmalsetzungen für diese Epoche einhergehen muss. Zu den wenigen Denkmälern, die in dieser Zeit errichtet worden sind, gehören zwei identische Tafeln am Wittenbergplatz und am Kaiser-Wilhelm-Platz in Berlin-Schöneberg. In gelber Schrift auf schwarzem Grund sind die Namen von zwölf Konzentrations- und Vernichtungslagern aufgeführt. Überschriften sind die Tafeln mit den Worten „Orte des Schreckens, die wir niemals vergessen dürfen“. Was auf heutige Betrachter wie das „Ergebnis eines Kunstprojektes der Achtziger- und Neunzigerjahre“ (Endlich 2006: 429) wirkt, geht auf eine besondere Entstehungsgeschichte zurück: Die Tafeln waren als Reaktion auf das „Mahnmal für Heimatvertriebene“ entstanden, das sich an der Straßenkreuzung Mehringdamm/ Yorckstraße befand. Darauf waren die Kilometerentfernungen von Kreuzberg in ehemals deutsche Städte wie Königsberg (Pr), Danzig und Breslau angegeben. Das Vertriebenenendenkmal wurde 1972 abgerissen; inzwischen empfand man es als revisionistisch. Die Tafeln am Wittenbergplatz und am Kaiser-Wilhelm-Platz werden heute sehr unterschiedlich bewertet. Die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel kritisiert die „moralisierende Redeweise“ (zit. nach Kaiser 1994: 83). Dagegen meint Katharina Kaiser (1994: 83), der Widerspruch zwischen dem pathetischen Inhalt und der „technischen Ruppigkeit“ des Denkmals sei besonders wirkungsvoll: „Mit ihrer rohen Ästhetik und ihrer Aufdringlichkeit an einem ‚profanen‘ Ort rufen sie [die Tafeln] eher Ärgernis und Abwehr hervor [...]“. Damit würden sie aber der Gefahr entgehen, der viele neue Denkmäler unterlägen: dass sie ein Angebot an Versöhnung und Befriedung darstellen.

Mitte der Siebzigerjahre bis 1990: Die Wiederentdeckung des Denkmals

Ab Mitte der Siebzigerjahre rückte in der Debatte um den Nationalsozialismus die Beschäftigung mit den Opfern in den Vordergrund. Nicht nur Historiker, sondern auch Bürgerinitiativen und Basisgruppen leisteten konkrete Erinnerungsarbeit. In Berlin wurde 1981 die erste Geschichtswerkstatt gegründet, die „in der kritischen Auseinandersetzung mit den traditionellen Methoden der Geschichtswissenschaft“ (Geschichtswerkstatt Berlin 2008) die „Geschichte von unten“ erforschen wollte. Im Mittelpunkt der Arbeit stand die Spurensuche an den Orten des eigenen Alltags: „Geschichtsinitiativen gingen bei ihren Recherchen von der Lokalgeschichte aus und erforschten den Nationalsozialismus in ihrer unmittelbaren Umgebung“ (Spielmann 1988: 17). Damit wurde auch der innerstädtische Raum als Ort der Erinnerung entdeckt. Diese bundesweite „Grabe, wo du stehst“-Bewegung beschäftigte sich hauptsächlich mit der Rolle einzelner Städte, Stadtteile oder Gemeinden im Nationalsozialismus, erstellte Studien und erarbeitete Ausstellungen. Der Verein „Aktives Museum Faschismus und Widerstand“ in Berlin setzte sich zum Beispiel maßgeblich dafür ein, das ehemalige Gestapo-Gelände in der Niederkirchnerstraße als Gedenkort zu erhalten (Endlich 1999b: 72 f.). An solchen Initiativen waren häufig auch Überlebende beteiligt, für die die historischen Orte immer präsent geblieben waren (Endlich 2006: 27). Denkmäler wurden wieder als sinnvolle Medien der Erinnerungsarbeit angesehen.

Mit der 1979 ausgestrahlten US-amerikanischen TV-Serie „Holocaust“ erreichte die Erinnerung an den Völkermord an den europäischen Juden erstmals breitere Bevölkerungsschichten. Der Historiker Edgar Wolfrum (2005: 160) meint, dass die Serie, die von Historikern als rührselige, verfälschende Dramatisierung bewertet wurde, die Zuschauer gründlicher aufwühlte als alles, was sie zuvor gesehen oder gelesen hatten. Er schreibt dem Film deshalb „aufklärerische Wirkung“ zu.

In den Achtzigerjahren wurden die Themen Nationalsozialismus und Holocaust über weitere Filme und Fernsehsendungen popularisiert. Auch die staatliche Haltung im Umgang mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus begann sich grundsätzlich zu verändern. Allmählich wurden die nationalsozialistischen Verbrechen als Teil der Erinne-

rungskultur akzeptiert. Das spiegelte sich insbesondere in der Rede des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker im Jahr 1985 wider. Weizsäcker war der erste deutsche Politiker, der den 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung bezeichnete und betonte: „Die Kenntnis der Geschichte [...] ist die Voraussetzung, den Staat Bundesrepublik Deutschland zu begreifen, denn er ist die historische Antwort auf die Zeit davor“ (Weizsäcker 1985).

In dieser Phase kam es zu einem regelrechten „Denkmalboom“ (Endlich 1994: 17). Die historische Forschung brachte immer differenzierteres Wissen über die vergessenen Opfergruppen der Sinti und Roma, der Zeugen Jehovas, der Homosexuellen und der „Euthanasie“-Opfer hervor. Auch für sie wurden nun Denkmäler gesetzt. So hängt seit 1989 am Berliner Nollendorfplatz eine Gedenktafel für die verfolgten Homosexuellen (Endlich 1999b: 155). Im gleichen Jahr wurde nahe der Berliner Philharmonie eine Gedenktafel für die „Euthanasie“-Opfer verlegt (Endlich 1999b: 184). Die meisten der in den Achtzigerjahren gesetzten Denkmäler erinnern jedoch an die jüdischen Opfer. Ihnen wurden laut Hausmann (1997: 9) 40 Prozent der in dieser Zeit errichteten Denkmäler gewidmet. Weitere 25 Prozent erinnerten an Konzentrationslagerhäftlinge, weniger als 10 Prozent waren dem Widerstand gewidmet, und etwa 5 Prozent gedachten der „Euthanasie“-Opfer. Summarische Denkmäler machten weniger als 15 Prozent aus (Hausmann 1997: 9 f.).

Häufig wurden Denkmäler an „authentischen“ Orten errichtet. Als authentisch wird ein Ort bezeichnet, an dem sich historisches Geschehen ereignet hat. So befanden sich am Nollendorfplatz traditionell viele Lokale für Homosexuelle (Endlich 1999b: 156), und in der heute nicht mehr existierenden Villa an der Tiergartenstraße 4 nahe der Philharmonie war von 1940 bis 1941 die Leitung der halbstaatlichen „Zentraldienststelle Tiergartenstraße 4“ untergebracht, die die „Euthanasie“-Programme an behinderten Menschen organisiert hatte (Endlich 1999b: 183). Oft werden historische Orte als besonders geeignet für die Erinnerung angesehen. Der Historiker Wolfgang Benz (2005: 197) meint, die Erinnerung kristallisiere sich nirgendwo beklemmender und eindrucksvoller als an den Plätzen, an denen sich das abspielte, was die Erinnerung prägt und das Ge-

dächtnis bestimmt. Er spricht den historischen Orten damit eine Aura der Echtheit zu. Der Kunsthistoriker Detlef Hoffmann (1998: 10) argumentiert jedoch, ein Ort könne nicht „unverändert, rein durch die Zeit“ hindurchgelangen. Die authentischen Orte beschreiben nach seiner Auffassung keineswegs die Präsenz von unverfälschter Geschichte, von echten Erfahrungen und originalen baulichen Zeugen, wie es der Begriff Authentizität vorgebe. Denn meist würden bauliche Überreste gezielt zerstört oder memorial überformt. Das trifft auch auf KZ-Gedenkstätten zu, für die häufig der Begriff des authentischen Ortes verwendet wird (Skriebeleit 2005: 214 f.).

Als denkmalwürdig erachtet wurden seit Mitte der Siebzigerjahre auch Synagogen oder frühere Synagogenstandorte, ehemalige Deportationsbahnhöfe, Zwangsarbeiterlager, Folterstätten oder Wohnhäuser von Deportierten und Verfolgten (Reichel 1999: 28). Die Inschriften der Denkmäler erzählten in direkter Sprache und mit genauen Angaben, was am Denkmalort geschehen war, behaupteten und begründeten die Notwendigkeit der Erinnerung (Hausmann 1997: 10). Häufig wurden Gedichtstrophen oder Bibelpassagen als Inschrift gewählt. Reichel (1999: 90) kritisiert jedoch, die konkreten historischen Zusammenhänge von ideologischer Verblendung und Gewaltverbrechen, von Versagen und Verantwortung politischer Akteure würden in diesen Texten oft unkenntlich. So lautet die Inschrift des Göttinger Denkmals für die 1938 zerstörte Synagoge: „Berge werden weichen, und Hügel werden wanken, aber meine Gnade wird nicht von dir weichen.“ Dass die Stadt Göttingen, die als Denkmalsetzer fungierte, mit „ihren“ Juden im Nationalsozialismus gänzlich ungnädig, ja gnadenlos umgegangen war, wird verdeckt.

Die künstlerischen Konzepte, die in den Achtzigerjahren für die Denkmäler der Opfer des Holocaust verwendet wurden, bezeichnet Spielmann (1988: 33) als „Ikonographie des Holocaust“. Zerbrochene Davidsterne, Güterwaggons, Schienen und Rampen oder Schornsteine sollten die Ermordung der europäischen Juden versinnbildlichen. Das Denkmal am Moabiter Güterbahnhof in Berlin besteht zum Beispiel aus einem Davidsstern, hinter dem eine mehrfach abknickende Treppe gen Himmel führt. Im Gegensatz zu den Fünfziger- und Sechzigerjahren wurde der Opfer und Täter in solchen Denkmälern zwar nicht mehr unterschiedslos und gemeinsam gedacht, die Frage nach der Verant-

wortlichkeit wurde in diesen Konzeptionen jedoch auch nicht gestellt. „Wer diese Gewalt verursachte und wie sie ausgeführt wurde, kann mit der Banalität der herausgebildeten Ikonographie nicht bildnerisch dargestellt werden“ (Kirchner 1994: 47). Die Kunsthistorikerin Stefanie Endlich (1989: 250) meint: „Der Blick auf länger existierende Berliner Gedenkstätten legt den Schluss nahe, dass es offensichtlich leichter fällt, der Opfer zu gedenken, als sich an die Täter und an die strukturellen Ursachen der Verbrechen zu erinnern.“ Spielmann (1988: 39) kritisiert außerdem, der „Zivilisationsbruch“ Auschwitz (Dan Diner) werde in keinem einzigen Denkmal der Achtzigerjahre deutlich. Initiiert wurden die meisten Denkmäler weiterhin von außerparlamentarischen Initiativen. Etwa die Hälfte aller in den Achtzigerjahren errichteten Denkmäler wurden von Geschichtsarbeitskreisen, Heimatvereinen, Friedensgruppen und Bürgerinitiativen angeregt, etwa 40 Prozent von Stadtverordneten der SPD und den Grünen, und die restlichen 10 Prozent gingen auf Anstöße der evangelischen Kirche, jüdischer Gemeinden und Verfolgtenorganisationen zurück (Hausmann 1997: 13). Was sich in den Achtzigerjahren jedoch grundlegend änderte, war die Haltung staatlicher Instanzen gegenüber Denkmallerrichtungen. Hatten Bürgerinitiativen ihr Anliegen vorher in zähen Kontroversen gegen staatliche Stellen durchsetzen müssen, griffen diese die Vorschläge jetzt auf und förderten Denkmalsetzungen gezielt. Die ursprüngliche Konfliktkonstellation – Staat kontra Initiativen – löste sich auf. Auseinandersetzungen verliefen nun oft quer zu den ehemaligen Konfliktparteien und entzündeten sich daran, ob ein Denkmal an einem authentischen oder zentralen Ort aufgestellt werden sollte, ob die künstlerische Gestaltung angemessen sei oder ob die Denkmalinschrift und die Widmungsgruppe akzeptiert wurden. So stellt die Soziologin Karin Schittenhelm (1996: 94) in ihrer Analyse des Konflikts um das ehemalige Gestapo-Gelände in Berlin fest, dass die einzelnen Opfergruppen miteinander rivalisierten. Sie spricht von „sozialen Auseinandersetzungen“ um die Gedächtnisbildung, da sich die verschiedenen Opfergruppen nicht nur durch spezifische historische Erfahrungen unterschieden, sondern auch durch ihre gegenwärtige Stellung in der Gesellschaft.

4.3. Denkmalsetzungen für die Opfer des Nationalsozialismus in der DDR und in der Bundesrepublik – Vergleich der Erinnerungskulturen

Die Erinnerungskulturen beider deutscher Staaten waren durch den Kalten Krieg und die Ost-West-Auseinandersetzung geprägt. In ihrer Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus bezogen sich die Bundesrepublik und die DDR immer wieder aufeinander und konkurrierten um die Position des „besseren Deutschlands“. Beide Länder instrumentalisieren und ritualisierten auf ihre Weise die Erinnerung an die gemeinsame nationalsozialistische Vergangenheit. Sie bedienten sich dabei ausgewählter, positiv deutbarer Aspekte der Geschichte wie des Widerstands, während negative Seiten wie die Täterrolle der Deutschen im Nationalsozialismus ausgeblendet wurden (Fibich 1999: 39). Beide Staaten sahen sich nach 1945 auf der „richtigen“ Seite und suchten nach einem politischen Neubeginn, indem sie sich vom nationalsozialistischen Regime distanzieren. Sowohl der DDR als auch der Bundesrepublik diente der Nationalsozialismus als negative Utopie, von der sich die eigene Geschichte als Erfolgs- und Wiedergutmachungsgeschichte abheben sollte (Siegfried 2000: 109 f.). Die DDR deutete den Faschismus als eine Folge des Kapitalismus. Da man den Kapitalismus überwunden hatte, ging man davon aus, auch den Faschismus ausgerottet zu haben. Dagegen dominierte in der Bundesrepublik die Interpretation, der Nationalsozialismus sei ebenso wie der Stalinismus eine totalitäre Ideologie. Als Negativbild wurde jeweils das andere Deutschland benutzt: Für die DDR war die Bundesrepublik ein potenziell faschistischer, weil kapitalistischer Staat, und für die Bundesrepublik war die DDR ein ebenso totalitärer Staat, wie es der nationalsozialistische Staat gewesen war.

Gemeinsam ist den beiden Staaten, dass sie die ganz normalen Deutschen von ihrer Schuld am Nationalsozialismus entlasteten. So wurden die Täterschaft und die Verantwortung für die deutschen Verbrechen sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik auf eine kleine Gruppe reduziert. In Ostdeutschland wurde über die Aufforderung an die Bevölkerung, sich im Nachhinein zum Antifaschismus zu bekennen, von einer Thematisierung der Verantwortung aller Deutschen für den Nationalsozialismus abgesehen. In Westdeutschland sah man die Deutschen als verführt an, und der Nationalsozia-

lismus wurde als Verhängnis und Schicksal gedeutet. Den ehemaligen Mitgliedern der NSDAP wurde so in beiden Staaten eine Brücke gebaut (Moller 2003: 58).

Unterschiedlich war jedoch der staatliche Umgang mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus: Die Institutionen der Bundesrepublik taten sich lange Zeit schwer, das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus aktiv zu unterstützen und insbesondere Denkmalsetzungen zu fördern. Es dominierte der Wunsch nach Schweigen und Vergessen. Dass überhaupt an die Opfer des Nationalsozialismus erinnert wurde, verdankte sich bis in die 1980er-Jahre wesentlich zivilgesellschaftlichen Akteuren.

In der DDR wurde das antifaschistische Erbe dagegen hochgehalten, der Staat erklärte sich für die Erinnerung exklusiv zuständig. Die staatliche Vergangenheitspolitik konnte in der DDR jedoch kaum beeinflusst und nie derart kritisiert und infrage gestellt werden, wie dies in der Bundesrepublik durch Bürgerinitiativen geschah (Moller 2003: 69). So unterschieden sich die beiden deutschen Staaten maßgeblich darin, wer die Erinnerungskultur ausgestaltete. Die unterschiedlichen Akteure werden auch darin sichtbar, dass das Gedenken in der DDR bereits früh im Stadtbild etabliert wurde, während die Erinnerung in der Bundesrepublik lange an den Rand der Städte oder auf Friedhöfe verdrängt worden war.

Bis in die Achtzigerjahre konzentrierte sich die DDR maßgeblich auf die kommunistischen Widerstandskämpfer und vernachlässigte die anderen Opfergruppen. Dagegen wurde in der Bundesrepublik lange Zeit nivellierend und pauschal „der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ oder „der Opfer von 1933 bis 1945“ gedacht. Letztlich pflegten beide Staaten ein entdifferenziertes Gedenken, das die spezifische Erinnerung an den Holocaust erschwerte. Allerdings gewann die Erinnerung an den Völkermord in der Bundesrepublik ab Mitte der Siebzigerjahre an Bedeutung. Denn die intensiverte Holocaust-Forschung arbeitete den besonderen Stellenwert der rassistischen Verfolgung im nationalsozialistischen System heraus. In der DDR verhinderte das Verständnis des Faschismus als Klassenauseinandersetzung diese Erkenntnis. Erst sehr spät wurde der jüdischen Opfer gedacht. Gemeinsam war der DDR und der Bundesrepublik, dass die verfolgten Homosexuellen, Sinti und Roma, Zeugen Jehovas und die Opfer der „Euthana-

sie“ bis in die Achtzigerjahre aus dem Gedenken ausgegrenzt waren. Insgesamt galt für beide deutsche Staaten: Dass und wie der Opfer des Nationalsozialismus gedacht wurde, hatte weniger mit moralischen Ansprüchen zu tun als mit den politischen Grundkonstanten der Systeme (Kölsch 2003: 148).

4.4. Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus nach der Wiedervereinigung

Zunächst wurden nach 1990 viele von der DDR errichtete Gedenkorte umgestaltet. Puvogel (1999: 12) spricht davon, dass es kurz nach der Wiedervereinigung mancherorts zu einer Art „bildstürmendem Kahlschlag“ gekommen sei. Erinnerungsmale, die den Opfern des Nationalsozialismus gewidmet waren, wurden zu Gedenkorten für die Opfer „jeglicher Gewaltherrschaft“ erweitert. In Oelsnitz im Vogtland wurde zum Beispiel ein Mahnmal, das an von der SA Ermordete erinnerte, umgewidmet und mit der Inschrift „Zum Gedenken an die Opfer jeglicher Gewaltherrschaft 30.1.1933-9.11.1989“ versehen (Puvogel 1999: 13). Zu den Repressionen in der DDR, an die die Inschriften jetzt ebenfalls erinnerten, hatten die Gedenkorte jedoch oft gar keinen Bezug.

In den frühen Neunzigerjahren stellte das Herrschaftssystem der DDR das zentrale erinnerungspolitische Thema dar. Durch Medienereignisse wie Steven Spielbergs Film „Schindlers Liste“, die Tagebücher von Victor Klemperer und Daniel Jonah Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker“ drang die nationalsozialistische Vergangenheit jedoch in bis dahin nicht erreichter Breite und Anschaulichkeit wieder in das Bewusstsein der Öffentlichkeit (Schildt/ Siegfried 2009: 520). Für das Selbstverständnis der wiedervereinigten Bundesrepublik erlangte der Holocaust einen zentralen Stellenwert. Das öffentliche Gedenken prägten nach 1990 zwei Tendenzen: Erstens wurden in der neuen Hauptstadt Berlin zentrale Gedenkorte eingeweiht. Dazu gehörten die Neue Wache, das Denkmal für die ermordeten Juden und das Denkmal für die ermordeten Homosexuellen. Auch ein Denkmal für die ermordeten Sinti und Roma ist geplant. „Vor allem mit diesen Orten, die die Quintessenz der gesellschaftlichen Erinnerung verkörpern sollen, fungiert Berlin seither auch auf internationaler Ebene als Brennspiegel und Gradmesser

für die Fähigkeit Deutschlands, mit der NS-Vergangenheit auf angemessene Weise umzugehen“ (Endlich 2006: 31). Zweitens entstanden zahlreiche lokale Denkmäler, oft an authentischen Orten. Damit wurde die Entwicklung fortgesetzt, die Mitte der Siebzigerjahre in Westdeutschland begonnen hatte.

1993 wurde die Neue Wache als „Zentrale Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland“ eingeweiht und den „Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft“ gewidmet. Im Innenraum steht nun eine stark vergrößerte Version der Skulptur „Mutter mit totem Sohn“ von Käthe Kollwitz. Nicht mehr sichtbar sind die Urnen des Unbekannten Soldaten und des Unbekannten Konzentrationslagerhäftlings, die von der DDR in den Boden eingelassen worden waren (Seuthe 2001: 235).

Sowohl die Widmung als auch die vorgenommene Umgestaltung erfuhren heftige Kritik. Endlich (2006: 191) bewertet die Inschrift als einen Rückfall in die antikomunistisch geprägten Fünfziger- und Sechzigerjahre und sieht darin „eine Gleichsetzung der Opfer der NS-Herrschaft mit NS-Tätern, die zu Kriegsopfern wurden, oder mit Opfern des DDR-Regimes“. Kirsch (2001: 361) weist darauf hin, dass die Inschrift „Den Opfern des Faschismus und des Militarismus“, die die DDR gewählt hatte, und die neue Widmung „Den Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft“ bezüglich ihres Opferbegriffs auffällig strukturanalog seien.

Die massive Kritik führte schließlich zur Spezifizierung der Widmung. Als Gruppen, derer gedacht wird, werden die ermordeten europäischen Juden genannt, aber auch die Gefallenen der beiden Weltkriege und die toten deutschen Vertriebenen. Die erläuternde „Fußnote“, so meint der Historiker Rupert Seuthe (2001: 261), sei kaum mehr als eine Verlegenheitslösung. Denn das Grundproblem, dass den Opfern deutscher Großverbrechen und den deutschen Kriegstoten ein gemeinsamer Ort gewidmet werde, bleibe bestehen. Nach dieser Inschrift „sind alle Opfer, niemand hat etwas getan, alle haben nur gelitten, gehandelt hat nur der anonyme Krieg oder jene Herrschaft, die Gewalt ausgeübt hat (als übe nicht jede Herrschaft Gewalt aus)“ (Koselleck 1993: 33).

Für den Historiker Reinhart Koselleck (1993: 31) steht die Pietà symbolisch in der Trost und Erlösung verheißenden christlichen Tradition der Maria mit dem toten Jesus auf ihrem Schoß. Folglich grenze sie die Juden aus, deren eigene Symbolik im Übrigen keine Personaldarstellungen kenne. Außerdem weist Koselleck (1993: 31) darauf hin, dass die Darstellung der von Kollwitz nach dem Ersten Weltkrieg entworfenen Skulptur nicht mehr zeitgemäß sei, weil sie primär die Trauer der Mutter über den im Krieg gebliebenen Sohn zum Inhalt habe und so eine spezifische Erfahrung widerspiegele, die im Massensterben des Zweiten Weltkrieges nur eine von vielen gewesen sei. Der fabrikmäßig betriebene Mord an den Juden werde hier zudem gar nicht thematisiert. Dieser Kritik schließt sich auch die Kunsthistorikerin Brigitte Hausmann (1997:121) an: Der heile Leib des Sohnes „beschönigte schon die Realität des Ersten Weltkrieges, und erst recht verfehlt er die abwesenden Leichen infolge der NS-Vernichtungspraxis“.

Dass es in den späten Neunzigerjahren zur Errichtung des zentralen Holocaust-Denkmal kam, lag auch an der vehementen Kritik, die die umgestaltete Neue Wache erfuhr. So stimmte der Zentralrat der Juden in Deutschland der Neuen Wache als zentraler deutscher Gedenkstätte nur zu, weil der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl versprach, für die jüdischen Opfer ein gesondertes zentrales Denkmal zu errichten (Endlich 2006: 193 f.).

Neue regionale Gedenkort – insbesondere für die jüdischen Ermordeten – entstanden in beiden Teilen Deutschlands.⁷ Von der traditionellen Denkmalkunst wendeten sich Künstler allerdings vermehrt ab und gestalteten Entwürfe für Denkmäler, die Young (1991: 267) als „Counter-Monuments“ bezeichnet. Sol LeWitt, Norbert Rademacher, Horst Hoheisel, Micha Ullman, Jochen Gerz und Esther Shalev-Gerz gehören zu dieser Gruppe. Bezogen auf das traditionelle Denkmal fragen diese Künstler, ob es die öffentliche Erinnerung nicht eher beschwert als anregt (Young 1994: 38). Denn obwohl sie von der moralischen Verpflichtung des Erinnerns überzeugt sind, stehen sie der von den Nationalsozialisten missbrauchten Monumentalkunst als Medium des Erinnerns skeptisch gegenüber. Sie weisen auf das Paradoxon hin, das entsteht, wenn versucht wird, mit ei-

⁷ Der folgende Abschnitt stützt sich auf die Diplomarbeit der Autorin (Steinberg 2007: 32-35).

nem Monumentaldenkmal eine Aussage gegen ein totalitäres Regime zu treffen. Die Eindeutigkeit und die Sicherheit im Umgang mit der Geschichte, die sich oft in traditionellen Denkmälern ausdrücken, halten diese Künstler für Charakterzüge des Faschismus. Der Untergang des Totalitarismus könne daher nicht besser gefeiert werden als mit dem Untergang totalitärer Kunst wie der des Denkmals (Young 1999a: 519). Diese Künstler haben deswegen nicht nur über Formen und Inhalte des Gedenkens nachgedacht, sondern stellen mit ihren Gegendenkmälern die eigentliche Prämisse des Denkmals infrage. Sie lehnen die Vorstellung ab, Denkmäler könnten dauerhafte, ewige Antworten in Bezug auf das Gedenken liefern, und fragen stattdessen, wie von den Nachkommen der Täter eine Form geschaffen werden kann, die die grundlegende Ambivalenz gegenüber dem Gedenken an die Verbrechen der eigenen Nation reflektiert (Young 2002: 325). Gegendenkmäler sind prinzipiell anti-erlöserisch konzipiert, denn die Künstler wenden sich gegen die Annahme, Kunst könne das Leid durch ästhetische Reflexion mindern oder die Leere, die die Vernichtung der europäischen Juden hinterlassen hat, füllen (Young 2002: 8). Jede ästhetische, religiöse oder politische Verknüpfung von Vernichtung und Erlösung würde den Absichten der Mörder zu einem posthumen Sieg verhelfen.

Zu den bekanntesten Gegendenkmälern gehören das „Harburger Mahnmal gegen Faschismus, Krieg und Gewalt, für Frieden und Menschenrechte“ von Jochen Gerz und Esther Shalev-Gerz in Hamburg-Harburg und der Aschrottbrunnen von Horst Hoheisel in Kassel.

In Harburg waren Passanten und Anwohner gebeten worden, ihre Unterschrift oder einen Kommentar in eine bleiverkleidete Säule zu ritzen. Die Künstler hatten die Säule mit der folgenden Inschrift versehen: „Wir laden die Bürger von Hamburg und die Besucher der Stadt ein, ihren Namen hier unserem eigenen anzufügen. Er soll uns verpflichten, wachsam zu sein und zu bleiben. Je mehr Unterschriften der zwölf Meter hohe Stab aus Blei trägt, umso mehr von ihm wird in den Boden eingelassen. So lange, bis er nach unbestimmter Zeit restlos versenkt und die Stelle des Harburger Mahnmals gegen Faschismus leer sein wird. Denn nichts kann auf Dauer an unserer Stelle sich ge-

gen das Unrecht erheben“ (zit. nach Bandyopadhyay 2007: 167). Zwischen 1986 und 1993 wurde die Säule allmählich in den Boden versenkt, bis sie vollständig verschwunden war. Heute ist sie nur durch ein kleines Fenster teilweise sichtbar. Als das Denkmal beschriftet und abgesenkt wurde, erhielt es viel Aufmerksamkeit. Kritiker fragten, ob es sich dabei überhaupt um ein Denkmal handele, und Bürger waren empört, weil auch Hakenkreuze und ausländerfeindliche Parolen in die Säule geritzt worden waren (Garbe/Michelsen 2003: 76). Dieser hohe Grad an Aufmerksamkeit hat sich jedoch verflüchtigt, seit das Denkmal im Stadtraum nicht mehr präsent ist.

In Kassel rekonstruierte Horst Hoheisel 1987 einen Brunnen, den der jüdische Unternehmer Sigmund Aschrott 1908 gestiftet hatte und der 1939 von Kasseler Bürgern demoliert und anschließend von der Stadtverwaltung abgetragen worden war. Hoheisel versenkte die einstige pyramidenförmige Brunnenfigur umgekehrt in den Boden und ließ den Brunnen in seiner Negativform wiedererstehen. Der Aschrottbrunnen ragt nun also nicht in den Himmel, sondern in die Erde und schafft so einen „Negativraum“ (Young 2002: 117 f.). Auch Hoheisels Konzept ist intensiv diskutiert worden. Im Gegensatz zum Harburger Mahnmahl gegen Faschismus, Krieg und Gewalt handelt es sich jedoch um ein Denkmal, das im öffentlichen Raum wahrnehmbar bleibt. Der Aschrottbrunnen befindet sich auf einem der zentralen Kasseler Plätze vor dem Rathaus und ist als Aushöhlung des Bodens für die Passanten sicht- und deutbar.

Zu den neueren Denkmälern gehören auch die Stolpersteine, die der Kölner Künstler Gunter Demnig seit dem Jahr 2000 in ganz Deutschland verlegt. Vor dem letzten freiwillig gewählten Wohnort deportierter, ermordeter oder ins Exil getriebener Opfer des Nationalsozialismus wird eine rechteckige Gedenkplakette aus Messing in das Pflaster eingelassen. Darauf sind der Name, das Geburtsdatum und – soweit bekannt – das Sterbedatum und der Todesort angegeben. Bis 2010 wurden in über 500 deutschen Städten Stolpersteine verlegt (Demnig 2010). Der Begriff des authentischen Ortes wird hier gewissermaßen auf ein ganzes Stadtviertel ausgedehnt (Endlich 2002b: 32). Außerdem durchkreuzt dieses Denkmalprojekt ebenso wie Hoheisels Brunnen die Erwartung, ein Denkmal sei etwas, das markant in die Höhe ragt.

Inzwischen zeichnet sich ab, dass der Denkmalboom, der Mitte der Siebzigerjahre in der Bundesrepublik begonnen hat, an sein Ende kommt. Er war das Ergebnis einer differenzierten Auseinandersetzung mit der Verfolgungsgeschichte im Nationalsozialismus und in den Neunzigerjahren begleitet von neuen Überlegungen zum künstlerischen Ausdruck und zur Gestaltung. Als Höhepunkt des Booms kann zweifellos die Errichtung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas angesehen werden: An zentraler Stelle der deutschen Hauptstadt wird der sechs Millionen ermordeten Juden gedacht. Auch wenn weiterhin Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus errichtet werden – wie das zentrale Denkmal für die ermordeten Sinti und Roma im Jahr 2012, geplant ist ein zentrales Denkmal für die „Euthanasie“-Opfer –, so scheint der Zenit der Denkmalsetzungen überschritten. Die Verfolgten des Nationalsozialismus sind über zahlreiche Erinnerungsorte in das kulturelle Gedächtnis der Deutschen aufgenommen.

Zudem verschiebt sich der Fokus der Denkmalsetzungen auf die deutsche Wiedervereinigung. Kontrovers diskutiert werden gegenwärtig das 2007 vom Bundestag beschlossene „Einheits- und Freiheitsdenkmal“, das auf der Berliner Schlossfreiheit errichtet werden soll, und das Leipziger Denkmal, das an den gewaltfreien Protest und die Zivilcourage der Ostdeutschen erinnern soll.

5. Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas

Das im Jahr 2005 eingeweihte Denkmal für die ermordeten Juden Europas, konzipiert von Peter Eisenman, erstreckt sich in den ehemaligen Ministergärten nahe dem Brandenburger Tor über eine Fläche von 20.000 Quadratmetern. Es besteht aus 2711 Betonquadern, die als Stelen bezeichnet werden und auf einem unregelmäßig abgesenkten Gelände verteilt sind. Die Zahl der Stelen hat keine symbolische Bedeutung, sondern ergibt sich aus den Maßen, die Eisenman für die Stelen gewählt hat: Die Quader sind 2,38 Meter breit und 0,98 Meter tief. Der Abstand zwischen den Stelen beträgt knapp einen Meter, sodass die Gänge jeweils nur von einer Person durchschritten werden können. Die Stelenhöhe variiert zwischen 0 und 4,70 Metern. In der Mitte des Feldes sind die Stelen am höchsten und nehmen zu den Rändern hin an Höhe ab. Alle Stelen haben einen unterschiedlichen Neigungswinkel. Der Boden des Denkmals besteht aus Pflastersteinen. Im Westen wird das Denkmal von 41 Bäumen begrenzt. Es ist von allen Seiten zugänglich und kann jederzeit besichtigt werden. Rund um die Uhr wird es von mehreren Sicherheitskräften und Videokameras überwacht.

Am östlichen Rand des Stelenfeldes in der Cora-Berliner-Straße befindet sich der Eingang des unterirdischen „Ortes der Information“, in dem eine Ausstellung über den Holocaust gezeigt wird. Sowohl das Denkmal als auch der Ort der Information sind rechtlich der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas unterstellt, die vom Bund und vom Land Berlin finanziert wird. Die Stiftung bietet Führungen durch das Denkmal an und organisiert Veranstaltungen, die sich mit den Holocaust-Opfern, aber auch mit den anderen Opfergruppen des Nationalsozialismus beschäftigen.

In Berlin-Reiseführern ist das Denkmal als eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten verzeichnet. Auf zahlreichen Stadtrundgängen und Stadtrundfahrten wird es besichtigt.

5.1. Die Entstehung des Denkmals

Von der ersten Idee, ein Denkmal für die ermordeten Juden Europas zu errichten, bis zur Einweihung im Jahr 2005 vergingen 17 Jahre, die von einer intensiven Diskussion geprägt waren. In diesem Kapitel wird die Entstehungsgeschichte des Denkmals nachgezeichnet. Die Einteilung der Phasen orientiert sich dabei im Wesentlichen an der Darstellung von Kirsch (2003: 85-121). Es werden die wichtigsten Fragen dargestellt, die die Diskussion prägten, und die Intentionen des Architekten herausgearbeitet. In einem Exkurs wird die Frage untersucht, wie der Denkmalstandort von den Initiatoren und anderen an der Diskussion um das Denkmal Beteiligten begründet und bewertet worden ist.

Vom Anliegen einer Bürgerinitiative zur staatlichen Förderung des Denkmals

Im August 1988 fand in Westberlin eine Diskussionsveranstaltung statt, die sich mit der Frage befasste, was mit dem Prinz-Albrecht-Gelände in der Niederkirchnerstraße geschehen sollte. Dort hatten sich von 1933 bis 1945 das Geheime Staatspolizeiamt, die Reichsführung-SS, der Sicherheitsdienst und das Reichssicherheitshauptamt befunden. Als Vorsitzende der Bürgerinitiative Perspektive Berlin regte die Fernsehjournalistin Lea Rosh an, auf dem Gelände der heutigen Topographie des Terrors ein Denkmal zu errichten, das an die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus erinnern sollte (Anonym 1999: 49). Wie Rosh (1999: 18) später erklärte, stammte die Idee von dem Historiker Eberhard Jäckel und war bei einem gemeinsamen Besuch der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel entstanden.

Im Januar 1989 wendete sich die Bürgerinitiative mit dem Aufruf, ein Denkmal für die ermordeten Juden zu errichten, an den Berliner Senat, die Regierungen der Bundesländer und die Bundesregierung. Die Bürgerinitiative begründete ihre Forderung damit, dass es ein halbes Jahrhundert nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten und dem Mord an den europäischen Juden im Land der Täter immer noch kein zentrales Mahnmal gebe, das an die jüdischen Opfer erinnere. Zu den Erstunterzeichnern des

Aufrufs gehörten Willy Brandt, Günter Grass, Alfred Hrdlicka, Christa Wolf und Christoph Hein (Perspektive Berlin 1999: 54).

Der Vorschlag, ein Holocaust-Denkmal auf dem Prinz-Albrecht-Gelände zu errichten, war jedoch umstritten. So plädierte die Initiative zum Umgang mit dem „Gestapo-Gelände“ (1999: 64) dafür, dass an diesem Ort die Auseinandersetzung mit den Tätern stattfinden sollte. Außerdem kritisierte die Initiative die Beschränkung des Gedenkens auf eine Gruppe von Verfolgten und Ermordeten und sah darin eine „fatale Hierarchisierung der Opfer“. Damit waren bereits 1989 zwei Diskussionspunkte vorgetragen worden, die bis zum Beginn des Denkmalbaus immer wieder erörtert wurden: die Frage, wem das Denkmal gewidmet werden sollte, und die Frage, wie im Land der Täter der Opfer zu gedenken sei.

Der Förderkreis zur Errichtung eines Denkmals für die ermordeten Juden, der aus der Bürgerinitiative Perspektive Berlin hervorgegangen war und dem neben Lea Rosh und Eberhard Jäckel u. a. der Architekt Jacob Schulze-Rohr und die Philosophin Margherita von Brentano angehörten, vertrat die Ansicht, die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden hätten sich grundlegend von der Ermordung anderer Opfergruppen unterschieden. „Der Mord an den Juden war Angelpunkt und Probe aufs Exempel“ (Rosh 1999: 19). Daher müsse der Juden gesondert gedacht werden. Zudem plädierte der Förderkreis für die Bezeichnung „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ und lehnte den Namen „Holocaust-Denkmal“ ab, weil manchmal auch der Massenmord an den Sinti und Roma unter dem Begriff „Holocaust“ gefasst werde. Ein Denkmal für alle Opfer des Nationalsozialismus erschien dem Förderkreis ebenso beliebig wie die Neue Wache: „Wir wollen einfach verhindern, dass durch eine Pauschalisierung alles in einen Topf geworfen wird“ (Schulze-Rohr 1999: 56). Der damalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, wendete sich aus religiösen Gründen gegen ein gemeinsames Denkmal: Ein Rabbiner könne keine Totengebete an einem Ort sprechen, an dem zugleich an Nichtjuden erinnert werde (zit. nach Schuller 1999: 226).

Dagegen setzten sich Romani Rose und Otto Rosenberg vom Zentralrat Deutscher Sinti und Roma (1999: 54) für ein gemeinsames Denkmal für Juden, Sinti und Roma ein:

„Holocaust heißt auch die Vernichtung von 500.000 Sinti und Roma.“ Die Initiative zum Umgang mit dem „Gestapo-Gelände“ (1999: 64) argumentierte, es sei „eine Aufgabe, den Stellenwert des Judenhasses der Nazi-Weltanschauung herauszuarbeiten. Aber beim Gedenken an die Opfer darf es keine Differenzierung geben“. Ähnlich äußerte sich Koselleck (1999a: 601), als im Laufe der Debatte die Widmungsfrage abermals diskutiert wurde. Die Entscheidung gegen ein gemeinsames Denkmal aller Opfer des Terror-systems habe zwingend zur Folge, dass „wir eine Hierarchie der Totenmale erhalten, nach Größe gestaffelt, je nach Zahl der Opfer, und kategorial geordnet nach den rassen-ideologischen Farbdreiecken, mit denen die SS ihre Lagerhäftlinge einpferrichte und gegenseitig ausspielte“.

Diskutiert wurde weiterhin die Frage, ob die Bundesrepublik als „Land der Täter“ eine besondere Form des Gedenkens entwickeln müsse (Wenk 1997: 351). Da Deutsche den Völkermord an den Juden geplant und hauptsächlich durchgeführt hatten, sollte im Vordergrund der Erinnerung die Auseinandersetzung mit den Taten und den Tätern stehen, argumentierte der Architekt Salomon Korn (1999b: 55). Auch Koselleck (1999c: 100) befand: „Ein sogenanntes Holocaust-Denkmal auf deutschem Boden kann deshalb nicht umhin, primär die Rolle der Täter zu beachten, die jene Millionen von Toten produziert haben, deren Ermordung hier erinnert werden soll.“ Kocka (1999: 976) kam zu dem Schluss, ein Denkmal für die von den Deutschen ermordeten Juden müsse allem voran Scham ausdrücken. „[D]enn ohne Scham kann man an jene Untaten nicht denken, die aus dem eigenen Volke hervorgingen, auch wenn man, wie heute die meisten, dafür keine persönliche Verantwortung trägt.“

1990 gab der Förderkreis (1999: 70) seine Forderung auf, das Denkmal auf dem Prinz-Albrecht-Gelände zu errichten, und sprach sich stattdessen für eine Brachfläche südlich des Brandenburger Tors aus. Dort hatten sich bis 1945 die Gärten der Anwesen Wilhelmstraße 72 und 73 befunden. In der Wilhelmstraße 72 hatte seit 1920 das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft seinen Sitz. 1937 ließ der Propagandaminister Joseph Goebbels seine Dienstvilla auf dem Grundstück errichten. In der Wilhelmstraße 73 hatte sich zunächst der Dienstsitz des Reichspräsidenten mit einer Wohnung

befunden. Von 1938 an wurde die Villa von Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop genutzt. Beide Häuser brannten nach Bombenangriffen im Frühjahr 1945 aus. Anfang der Sechzigerjahre wurden die Ruinen abgetragen, die Gärten planiert. Von 1949 bis 1990 verlief hier die deutsch-deutsche Grenze.

Der Förderkreis (1999: 70) nannte zwei Argumente, warum sich das Gelände für das Denkmal eigne. Zum einen wurde auf die Nähe zu Hitlers Reichskanzlei hingewiesen: „[D]er Standort ist von brisanter historischer Bedeutung [...]. Hier residierte Hitler, der Erfinder der sogenannten Endlösung, hier beging Hitler Selbstmord, hier könnte seinen jüdischen Opfern wenigstens etwas Genüge getan werden durch die immer erinnernde Konfrontation Hitler–Holocaust.“ Zum anderen verwies der Förderkreis auf den Grenzverlauf. „Das Gelände markiert die Grenze [...] zwischen Ost und West; die Vernichtung der europäischen Juden ist eine gesamtdeutsche Schuld.“

Im März 1992 erklärte die Bundesregierung, dass sie den Bau des Denkmals unterstütze, und sicherte dem Förderkreis das Gelände in den ehemaligen Ministergärten als Standort zu. Einen Monat später teilte der Berliner Senat (Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten 1999: 91) mit, der Bund und das Land Berlin würden die Hälfte der Denkmalkosten tragen. Kirsch (2003: 90) wertet diese Zusagen als entscheidende Zäsur in der Auseinandersetzung um das Denkmal: „Der Bürgerinitiative war es gelungen, dass sich die politische Exekutive ihr Ziel zu eigen machte.“ Die Unterstützung der Bundesregierung und des Berliner Senats für das Denkmal führt Thünemann (2005: 99) vor allem auf den zunehmenden Rechtsextremismus und Antisemitismus Anfang der 1990er-Jahre und die irritierten Reaktionen aus dem Ausland zurück. Die Bundesregierung habe ein Zeichen setzen wollen und das Anliegen einer Bürgerinitiative zu einem offiziellen staatlichen Repräsentationsprojekt erklärt. Der Historiker Michael Schmitz (2005: 58) sieht als Grund insbesondere die scharfe Kritik, die an der Neuen Wache als nationaler Gedenkstätte geübt worden war.

Die Ausrichtung der Wettbewerbe

Im April 1994 lobten die Bundesregierung, das Land Berlin und der Förderkreis einen offenen Wettbewerb aus. Das heutige Deutschland, so hieß es in der Wettbewerbsausschreibung, wolle mit dem Denkmal die jüdischen Ermordeten Europas ehren, ihrer in Trauer und Scham gedenken und ein Zeichen setzen für „ein neues Kapitel menschlichen Zusammenlebens, in dem kein Unrecht an Minderheiten möglich sein darf. [...] Heutige künstlerische Kraft soll die Hinwendung in Trauer, Erschütterung und Achtung symbiotisch verbinden mit der Besinnung in Schuld und Scham. Erkenntnis soll erwachsen, auch für künftiges Leben in Frieden, Freiheit, Gleichheit und Toleranz“ (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999a: 177). Ausdrücklich wurde die offene Aufgabenstellung hervorgehoben: „Die Kunst soll ihre Form der Auseinandersetzung selbst bestimmen. Es wird nicht der Versuch unternommen, das Resultat vorab zu definieren“ (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999a: 215). Es waren hochgesteckte Erwartungen an die Wirkung des Denkmals, die die Auslober formulierten. Das Denkmal wurde mit Ansprüchen geradezu überfrachtet (Kirsch 2003: 127). Young (2002: 231) vermutet, die größte Schwäche des ersten Wettbewerbs sei die „hoffnungslos vage konzeptionelle Beschreibung gewesen, die jeden Künstler in einem Meer von formalen, konzeptuellen und politischen Zweideutigkeiten untergehen ließ“.

Insgesamt wurden 528 Entwürfe eingereicht. Im März 1995 vergab die Jury zwei erste Plätze an die Gruppe um Christine Jakob-Marks aus Berlin und an die Gruppe um Simon Ungers aus Köln (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999b: 269). Jakob-Marks' Entwurf sah eine 100x100 Meter große, schräg abfallende Tafel vor, auf der die Namen aller Ermordeten eingraviert werden sollten. Für die etwa 1,5 Millionen Opfer, deren Namen nicht bekannt sind, sollte Platz frei gelassen werden. Die Nennung der Namen sollte die unvorstellbare Dimension des Völkermordes verdeutlichen.

Ungers hatte eine 85x85 Meter große Stahlskulptur aus überdimensionalen Doppel-T-Trägern entworfen, die ein Quadrat bilden und an den Ecken auf vier Betonblöcken aufliegen sollten. In die Stahlträger sollten die Namen der Vernichtungslager perforiert werden (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999c: 274 f.).

Der Kompromiss der doppelten Preisvergabe verwies für Korn (1999b: 55) auf das generelle Dilemma von Denkmälern, die an die Opfer des nationalsozialistischen Massermordes erinnern. Es sei unmöglich, „Ereignisse, die im Hohlraum der Zivilisation stattgefunden haben, mit den Mitteln einer Kunst darzustellen, die ihre Wurzeln außerhalb dieser Hohlräume hat“.

Im Juni 1995 einigte sich die Jury schließlich auf den Entwurf von Christine Jakob-Marks (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999d: 440). Diese Entscheidung wurde allerdings scharf kritisiert. Korn (1999a: 37) kommentierte, die gigantische schräg gestellte Platte habe mit Kunst wenig zu tun. Die Aussage des Entwurfs sei ebenso beliebig und austauschbar wie die eingemeißelten Namen, die in millionenfacher Reihung eben jene Anonymität erzeugten, die die Nennung aufzuheben vorgebe. Er befand außerdem, die Grabplatte helfe dem Betrachter nicht, Dinge, die er ansatzweise begriffen habe, partiell fühl- und erlebbar zu machen. Bubis (1999: 442) lehnte den Entwurf ebenfalls ab: Die millionenfache Nennung von Namen individualisiere die Opfer nicht, sondern erwecke den Eindruck eines Registers. Auch Kohl, der bei der Einweihung der umstrittenen Neuen Wache ein Denkmal für die ermordeten Juden zugesagt hatte, sprach sich gegen den Entwurf von Jakob-Marks aus (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 1999: 446). Sein Veto verhinderte schließlich die Umsetzung des Entwurfs (Leggewie/ Meyer 2005: 105).

Ein Jahr später hatten sich die Auslober darauf verständigt, in einem dreistufigen Kolloquium mit Fachleuten über historische, ästhetische und stadträumliche Fragen zum Denkmal zu beraten (Heimrod/ Schlusche/ Seferens 1999a: 543). Eingeladen waren fast 100 Experten, darunter Mitglieder des Förderkreises, Politiker, Künstler, Wissenschaftler, Repräsentanten jüdischer Organisationen und der christlichen Kirchen. Gleich zu Beginn der ersten Sitzung erklärte der Berliner Kultursenator Peter Radunski (CDU) (1999: 606), der Standort, die Widmung, die Finanzierung und der Baubeginn stünden nicht zur Debatte. Gegen diese Einschränkungen sprachen sich Koselleck und mehrere andere Wissenschaftler in einem offenen Brief aus (Bäcker u. a. 1999: 649). Sie schlugen vor, das Denkmal stattdessen zwischen dem Spreebogen und dem Reichstagsgebäu-

de zu errichten. Koselleck (1999b: 644) forderte außerdem, der Bundestag solle über das geplante Denkmal entscheiden.

Nach dem Kolloquium beschlossen die Auslober, eine Findungskommission einzusetzen, die die Auftraggeber bei der Neuformulierung der Aufgabenstellung, der Auswahl der einzuladenden Künstler und der Beurteilung der Entwürfe beraten sollte. Berufen wurden der ehemalige Leiter der Hamburger Kunsthalle Werner Hofmann, der Architekt Josef Paul Kleihues, der Direktor des Kunstmuseums Bonn Dieter Ronte, der Generaldirektor des Deutschen Historischen Museums in Berlin Christoph Stölzl und der US-amerikanische Judaist James E. Young. Bis auf Hofmann hatten die Mitglieder der Findungskommission bereits am Kolloquium teilgenommen (Heimrod/ Schlusche/ Seferens 1999b: 831).

Das neue Auswahlverfahren wurde im Juni 1997 ausgelobt. In den Wettbewerbsunterlagen (Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur 1999: 838 f.) wurden einige der umstrittenen Fragen aus der Debatte noch einmal aufgegriffen und begründet, so der Standort, der als „öffentlicher Ort im Herzen der deutschen Hauptstadt“ bezeichnet wurde, und die alleinige Widmung für die jüdischen Ermordeten. Es hieß, der Völkermord an den europäischen Juden sei ein „Verbrechen sui generis“ gewesen. Er stehe nicht nur für die Ermordung von sechs Millionen Juden, sondern habe auch eine 1000-jährige Kultur aus dem Herzen Europas gerissen. Daher müsse ein angemessener Denkmalentwurf die Leere berücksichtigen, die die Ermordung der europäischen Juden hinterlassen habe. „Jede Auffassung des Verbrechens, die es auf den Horror der Zerstörung allein reduziert, verkennet den enormen Verlust und die Leere, die es hinterließ.“ Dennoch sei es wichtig, das Denkmal „nicht mit zu vielen Aufgaben zu belasten, die eine überzeugende Entwurfslösung eher behindern würden“. Nur vage benannten die Auslober die beabsichtigten Wirkungen des Denkmals: Das Denkmal solle „die vorhandenen Gedenkstätten [...] ergänzen und ihnen zusätzliche öffentliche Aufmerksamkeit verschaffen. Gegenüber der Informations- und Dokumentationsaufgabe einer Gedenkstätte“ richte sich das Denkmal an „die kontemplative und emotionale Empfänglichkeit des Besuchers“ (Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur

1999: 838). Auch Vorgaben für die Gestalt des Denkmals fanden sich in den Wettbewerbsunterlagen nicht. Es wurde lediglich darauf hingewiesen, dass „Größe keine absolute Setzung ist“.

Journalisten kritisierten die Ausschreibung als „diffus“ (Becker 1999: 843) und das Verfahren als „Blamage“ (Lehming 1999: 844): Die kritischen Stimmen von fast 100 Experten im Kolloquium seien zwar gehört, Schlüsse jedoch nicht gezogen worden.

Die Zahl der Wettbewerbsteilnehmer war nun von vornherein beschränkt. Neun Preisträger des ersten Wettbewerbs von 1995 und 16 weitere Künstler wurden eingeladen, ihre Ideen einzureichen. Im November 1997 gelangten die Entwürfe von Jochen Gerz, Daniel Libeskind, Gesine Weinmiller und Peter Eisenman/ Richard Serra in eine engere Auswahl. Eisenman/ Serra hatten ein Raster von etwa 4000 Betonpfeilern entworfen. Die Pfeiler sollten eine Höhe von bis zu 7,50 Metern erreichen und die Abstände zwischen den Pfeilern nur knapp einen Meter betragen, sodass nur eine individuelle Durchquerung des Rasters möglich sein sollte.

Für den Entwurf von Eisenman/ Serra sprach sich im Januar 1998 Kohl aus. Allerdings forderte er eine Verkleinerung des Feldes, um den Eindruck der körperlichen Bedrohung der Besucher durch das riesige Areal zu mindern (Schmitz 2005: 62). Im Juni 1998 zog sich Serra aus persönlichen Gründen aus dem Auswahlverfahren zurück. Es wird jedoch vermutet, dass er sich nicht auf Kohls Überarbeitungsvorschläge einlassen wollte (Young 2002: 244). Eisenman dagegen veränderte den Entwurf nach Kohls Vorschlägen und verringerte die Zahl der Stelen von 4000 auf 2700 (Eisenman 1999a: 1112).

Alle Denkmalentwürfe wurden in der Presse ausführlich kommentiert. Während sich manche Journalisten für einen bestimmten Künstler aussprachen, gab es auch Stimmen, die sich grundsätzlich gegen ein Denkmal wendeten. So plädierte eine Gruppe von Historikern, Politikern und Publizisten dafür, von dem Mahnmal abzusehen, und sprach sich für einen „Verzicht aus Einsicht“ aus: „Wir sehen nicht, wie eine abstrakte Installation von bedrückend riesigem Ausmaß – auf einem Feld von der Größe eines Sportstadi-

ons – einen Ort der stillen Trauer und Erinnerung, der Mahnung oder sinnhaften Aufklärung schaffen könnte“ (Becker u. a. 1999: 1014).

Auch Michael Naumann (1999: 1074), der von Gerhard Schröder, dem Kanzlerkandidaten der SPD, als zukünftiger Kulturstatsminister favorisiert wurde, forderte im Juli 1998, die Pläne für das Denkmal aufzugeben. Eisenmans Vorschlag erinnere in seiner Monumentalität an Albert Speers Entwürfe für Germania. Zudem hätten die Deutschen den „merkwürdigen Hang, sich als Täter in eine sublimierte Opferrolle hereinzudrängen. Sie wollen jetzt sozusagen das Recht auf ein Mahnmal einklagen“. Die SPD erklärte, dass sie das Denkmal im Falle eines Regierungswechsels nicht errichten werde. Der Regierende Bürgermeister von Berlin, Eberhard Diepgen, lehnte das Denkmal ebenfalls ab. Bereits 1994 hatte er betont, Berlin dürfe keine Hauptstadt der Reue werden (Diepgen 1999: 118).

Die Entscheidung des Bundestages, der Bau und die Eröffnung des Denkmals

Im September 1998 gelangte die rot-grüne Koalition an die Regierung. Sie legte in ihrer Koalitionsvereinbarung (1999: 1145) fest, dass der Bundestag über das Denkmal entscheiden werde. Damit wurde eine von Fachleuten seit Jahren erhobene Forderung aufgegriffen: „Nur der Bundestag verfüge angesichts der fundamentalen Bedeutung, aber auch angesichts der großen, sich immer wieder neu aufbauenden Divergenzen und der quer zu Parteilinien verlaufenden Fronten über die Souveränität zu einer abschließenden Entscheidung“ (Schlusche 2007: 23).

In die Zeit vor der Bundestagsentscheidung fiel die umstrittene Rede Martin Walsers in der Frankfurter Paulskirche. Der Schriftsteller sprach sich gegen das Denkmal aus und erklärte: „In der Diskussion um das Holocaust-Denkmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichten, die sich für das Gewissen der anderen verantwortlich fühlen: die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Albtraum. Die Monumentalisierung der Schande“ (Walser 1999: 1145). Die Debatte um Walsers Rede und der Streit zwischen Walser und Bubis führten dazu, dass Bundeskanzler Gerhard Schröder (1999: 1237) seine Meinung zu dem Denkmal änder-

te: „Vor dem Hintergrund der Diskussion, die stattgefunden hat, hätte ein Nein [zum Denkmal] fatale Folgen gehabt.“ Schlusche (2007: 24) meint, dass Walser ungewollt Unentschlossene auf die Seite der Denkmalbefürworter getrieben habe.

Am 25. Juni 1999 wurde im Bundestag über sechs Anträge entschieden. Der erste Antrag lautete, kein Denkmal zu bauen und die vorgesehenen Mittel den Gedenkstätten zukommen zu lassen. Der zweite Antrag sah vor, das Denkmal allen Opfern der nationalsozialistischen Gewalt zu widmen. Der dritte Antrag sprach sich für den Entwurf des Theologen Richard Schröder aus. Schröder hatte einen Obelisk mit der Inschrift „Du sollst nicht morden“ vorgeschlagen. Die anderen Anträge bezogen sich auf drei verschiedene Eisenman-Modelle. Beschlossen wurde Eisenmans zweiter Entwurf: das verkleinerte Stelenfeld mit 2711 Stelen, ergänzt durch ein Informationszentrum (Deutscher Bundestag 1999: 4135). Das abstrakte Gedenken an die Opfer im Stelenfeld sollte im unterirdischen Ort der Information konkretisiert und personalisiert werden (Schlusche 2007: 25).

Die Einweihung des Denkmals

Am 10. Mai 2005 wurde das Denkmal für die ermordeten Juden Europas eingeweiht, seit dem 12. Mai 2005 ist es für die Öffentlichkeit zugänglich. Nach der Einweihung geriet das Denkmal abermals in die Schlagzeilen. Besucher picknickten auf den Stelen, sprangen auf ihnen herum, und Kinder spielten zwischen den Stelen Verstecken oder Fangen (Sußebach 2005). Dieser Umgang mit dem Denkmal wurde unterschiedlich beurteilt. Während sich Eisenman darüber freute und das für einen Gedenkort ungewöhnliche Verhalten als Zeichen interpretierte, dass das Denkmal angenommen werde, reagierten die Medien skeptisch: Die Besucher „laufen, sie lachen, sie machen Picknick. Sind sie zu fröhlich?“ (Sußebach 2005). Inzwischen werden das Stelenspringen und Picknicken vom Sicherheitsdienst des Denkmals unterbunden. Mehrere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens haben sich jedoch im Sinne Eisenmans geäußert und tolerieren legerere Verhaltensweisen als mögliche Umgangsformen mit dem Denkmal.

Eine Diskussion entspann sich auch um die Imbissbuden, die neben dem Denkmal aufgestellt wurden. Schließlich wurde in der Cora-Berliner-Straße ein großer Holzpavillon errichtet, der Imbisse und Andenkenläden beherbergt.

Wie viele Personen das Denkmal seit der Einweihung insgesamt besucht haben, ist nicht genau bekannt, da keine systematischen Zählungen stattfinden. Nach Schätzungen der Stiftung besuchten zwischen Juni 2005 und Juni 2007 knapp sieben Millionen Menschen das Stelenfeld (Stiftung Denkmal 2011). Die Ausstellung im Ort der Information sehen sich jährlich etwa eine halbe Million Menschen an.

Die Gestaltungsabsichten des Architekten Peter Eisenman

In zahlreichen Interviews äußerte sich der Architekt Peter Eisenman zu dem von ihm entworfenen Denkmal. Er erhob mit dem Stelenfeld insbesondere den Anspruch, „eine neue Idee der Erinnerung zu entwickeln, die sich deutlich von Nostalgie unterscheidet“ (Eisenman/ Serra 1999a: 881). Dennoch erklärte er, als Vorbild für das Stelenfeld habe ihm der Alte Jüdische Friedhof in Prag gedient (zit. nach Schlusche 1999: 936). Damit bezog er sich auf einen Ort, dem durchaus mit Nostalgie begegnet wird, und legte die Interpretation nahe, das Denkmal stelle einen Friedhof dar. Später distanzierte sich Eisenman (1999b: 1180) wieder von dieser Deutung: „Das Mahnmal soll keinen Friedhof symbolisieren, nicht die Lager, noch sonst irgend etwas.“ Die Interpretation als Friedhof wurde dennoch als zutreffend empfunden, sofort und vielfach aufgegriffen und inspirierte zu weiteren Deutungen. Das Denkmal wurde als „Großfigur des Grabsteinwaldes“ (Mönninger 1999: 942) oder als „friedhofsartiges Labyrinth“ (rola 1997: 24) bezeichnet. Auch Young (1999b: 939) wies auf die Ähnlichkeit mit einem Friedhof hin, betonte aber gleichzeitig die Ambivalenz des Entwurfs: „Eisenman und Serra schaffen einen neuen, überwältigenden Raum, der sich formal auf einen jüdischen Friedhof bezieht – speziell den in Prag [...] –, wobei die Form eines solchen Friedhofs vergrößert und so weit übersteigert wird, bis sie sich gegen sich selbst wendet [...]“. Für den Erziehungswissenschaftler Micha Brumlik (2004: 177) erhielten mit dem Stelenfeld auch jene Opfer einen Ort, die „bisher ihr Grab in den Lüften fanden“.

Die Wirkung des Denkmals sah Eisenman hauptsächlich im emotionalen Bereich und hob hervor, das Denkmal solle Unsicherheit erzeugen. „Was wir machen wollten, war, den Menschen vielleicht für einen Moment das Gefühl zu geben, wie es sein mag, wenn man auf verlorenem Posten steht, wenn einem der Boden unter den Füßen schwankt, wenn man von seiner Umgebung isoliert wird“ (Eisenman/ Serra 1999b: 987). Dieses Gefühl der Unsicherheit drücke sich in mehreren gestalterischen Momenten aus. Es entstehe vor allem durch die Unebenheit des Bodens und die unterschiedliche Höhe der Stelen, aber auch dadurch, dass das Denkmal keinen Eingang oder Ausgang habe und kein vorgeschriebener Weg durch die Stelen führe. Das Stelenfeld erzeuge zudem Gefühle von Einsamkeit, da man es nur alleine durchschreiten könne und sich jeder Besucher seinen eigenen Weg suchen müsse. Riesige Getreidefelder hatten Eisenman zu dieser Gestaltung inspiriert: „In Iowa, da gibt es Felder, da hältst du an der Straße an und läufst ins Feld hinein. Und plötzlich, nach ein paar Metern hast du Angst. Weil du alleine bist. Das ist der Terror. Ich will dieses Gefühl hervorrufen.“ Dieser „Terror der Einsamkeit“ lasse den Besucher nachempfinden, „was die Opfer des Holocaust durchgemacht haben“ (Eisenman 1999c: 18).

Eisenman (zit. nach Rimscha 1999: 1061) ist überzeugt: Im Stelenfeld würden die Besucher auch in ferner Zukunft noch Unbehagen empfinden. „Wenn in 50 Jahren ein japanischer Tourist kommt, der nichts vom Holocaust weiß, fühlt der etwas, sobald er das Monument betritt: Vielleicht spürt er, wie es ist, in die Gaskammer zu gehen.“ Für Eisenman (1999d: 4) sind Einsamkeit und Unsicherheit Gefühle, die jeden treffen könnten. Das Denkmal unterscheide daher nicht zwischen Opfern und Tätern. Ebenso nahm Eisenman (1999b: 1180) an, die Wirkung des Denkmals werde nicht von der sozialen Herkunft beeinflusst: „Das Denkmal macht keinen Unterschied zwischen einem Fabrikarbeiter und einem Intellektuellen, beide werden etwas fühlen.“ Eisenmans Absicht war es, ein Denkmal zu entwerfen, das über zeitliche, interkulturelle, soziale und erinnerungspolitische Grenzen hinweg Wirkung zeigt, das Vereinzelung, Unsicherheit, Einsamkeit und Angst als zentrale Gefühlserlebnisse des Holocaust allein durch die architektonische Gestaltung unterschiedlichen Besuchern gleichermaßen vermitteln kann.

Dabei betonte er die – seiner Ansicht nach – Irrationalität des historischen Ereignisses: „Wer es [das Denkmal] sieht, soll sich erinnern, dass es eine Zeit gab, 1933 bis 1945, die einfach unerklärbar bleibt. Das Mahnmal steht mitten in Berlin, du sollst nicht verstehen, warum es da ist“ (Eisenman 1999c: 18).

6. Ansätze zur Wirkungsforschung

6.1. Systematisch vernachlässigt: Forschung zur Wirkung von Denkmälern

Im Jahr 1808 schlug der englische Maler William Wood vor, eine Riesenpyramide in der Nähe von London zu errichten, um den Heldenmut der merkantilen Engländer zu stimulieren. Wood war davon überzeugt, dass nur die außerordentlichen Maße einer Pyramide die Sinne des englischen Volkes in die richtige Bahn lenken könnten, nämlich sich für das Vaterland einzusetzen. Der Kriegsmut der von dem monumentalen Bauwerk beeindruckten Bürger würde die Kosten für die Pyramide wieder ausgleichen, glaubte Wood und sprach dem Denkmal damit eine starke Wirkung auf die Engländer zu (zit. nach Koselleck 1979: 261).

Heute stünde Wood mit dieser Haltung allein da. Jene wenigen Wissenschaftler, die sich gegenwärtig über die Wirkung von Denkmälern äußern, schätzen diese gering ein. Oft zitieren sie den Schriftsteller Robert Musil (1992: 324), der 1936 ganz generell am Sinn und Zweck von Denkmälern zweifelte: „Es gibt nichts in der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler.“ Zu diesem Schluss gelangte Musil (1992: 325) aus zwei Gründen. Erstens büße alles, was dauerhaft zur Kulisse des menschlichen Bewusstseins gehöre, seine Eindruckskraft ein und spiele im Bewusstsein keine Rolle mehr. Zweitens stünden Denkmäler in einem Wettstreit mit anderen visuellen Zeichen im städtischen Raum, die durch ihre Gestaltung mehr Aufmerksamkeit erlangen könnten. Musil ging also davon aus, dass Denkmäler dem potenziellen Betrachter gar nicht erst auffielen. Wenn sie zum Alltag gehörten, gewöhne sich der Betrachter so sehr an deren Existenz, dass sie ihn nicht mehr beeindruckten.

Koselleck (1979: 274) nimmt an, dass die Identitäten, die ein Denkmal evozieren soll, im Laufe der Zeit zerrönnen: Einerseits entziehe sich die sinnliche Empfangsbereitschaft der angebotenen Formensprache; andererseits verändere sich die Sprache der einmal gestalteten Formen.

Auch der Kunsthistoriker Hubertus Adam (1991: 44) meint, Denkmäler seien zeitgebundene Zeichen. Wenn diese Zeichen nicht mehr zur aktuellen Kommunikation gehörten, verstünden die Rezipienten sie nicht mehr und könnten das Denkmal nicht mehr decodieren. Die Veränderung des Zeichenrepertoires führe zu einem Wirkungsverlust des Denkmals, und das sei, so meint Adam, bei jedem Denkmal über kurz oder lang der Fall. Seine These macht der Kunsthistoriker an den in der DDR errichteten Denkmälern fest. Sie hätten kaum aufgrund ihrer ästhetischen Präsenz im Stadtraum gewirkt, sondern aufgrund der an ihnen inszenierten Rituale. Die Denkmäler seien in die aktuelle Kommunikation eingebunden gewesen. Mit dem Wegfall der Rituale sei die memorative Potenz der Denkmäler stark eingeschränkt worden oder ganz entfallen.

Die Schwierigkeit, dass ein Denkmal für den Betrachter nicht decodierbar ist und deswegen nicht als Zeichen wahrgenommen wird, tritt für Reuße (1995: 17 f.) nicht erst durch den Wandel der Zeit auf. Er sieht die Problematik in der modernen Denkmalkunst begründet, die einen immer schwerer zu entziffernden Code benutze. Insbesondere das ungenständliche Denkmal stelle hohe Anforderungen an den Betrachter.

Dagegen meint Reichel (1999: 29), das Wirkungspotenzial von Denkmälern werde grundsätzlich überbewertet, und begründet diese Vermutung folgendermaßen: „Wer die öffentliche Darstellung demokratischer Wertgrundlagen für systemnotwendig hält, wird Gedenkstätten und Denkmäler, die an demokratiefeindliche Regime erinnern – ungeachtet aller denkmalästhetischen Kritik –, als unverzichtbar ansehen. Aus einer empirischen Sicht muss sich diese Position allerdings den Einwand gefallen lassen, dass öffentliche Erinnerungszeichen in ihrer meinungsbildenden Wirksamkeit im Allgemeinen überschätzt werden. Ihre Relevanz für die politische Kultur wird vermutlich nur dann nicht überbewertet, wenn sich mit ihrer Entstehung und Nutzung ein langjähriger öffentlicher Streit verbindet.“

Auch der Politikwissenschaftler Lars Rensmann (2004: 145) glaubt, ein Denkmal könne nur „Stachel und Anstoß“ sein, die konkrete Erinnerungsarbeit jedoch nicht ersetzen; diese müsse infinit bleiben. Der Kunsthistoriker Ulrich Krempel (1989: 181) geht noch einen Schritt weiter und nimmt an, dass traditionelle Denkmäler einen Diskurs beende-

ten, statt ihn anzuregen, weil die Öffentlichkeit die Botschaft der Denkmäler nicht unterstützen, angreifen oder bezweifeln könne.

Nach Endlich (2006: 4) werden insbesondere Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus in ihrer Wirkung überschätzt. So solle die Kunst „all das bewirken, ausdrücken und verkörpern, was den anderen Sparten in den immanenten Grenzen ihrer nüchternen Fachspezifik verwehrt bleibt“. Der Komplexität des Geschehens würden jedoch andere, nicht künstlerische Formen der Auseinandersetzung eher gerecht, speziell wissenschaftlich-dokumentarische. Die Möglichkeiten der bildenden Kunst sieht Endlich (2006: 21) vor allem in einem besonderen, sinnlich erfahrbaren Zugang zum Thema. Allerdings hebt sie hervor, dass Emotionen aufrichtiger seien und auch umso nachhaltiger wirksam blieben, wenn die Dimensionen des Verbrechens inhaltlich begriffen würden. Insbesondere Künstler, die sich der Concept Art zurechneten, haben ihrer Auffassung nach Denkmäler errichtet, die diese Anforderung erfüllten.

Diese Einschätzungen zur Wirkung von Denkmälern können nur als Hypothesen gewertet werden, da die Autoren selbst keine empirischen Studien durchgeführt haben und sich auch nicht auf solche beziehen. Bislang ist die Wirkungs- und Rezeptionsforschung von Denkmälern „systematisch vernachlässigt worden“ (Welzer 2010). Forschungsbedarf wird jedoch gesehen. So betont die Kunsthistorikerin Marianne Doezema (1977: 9): „The public monument has a responsibility apart from its qualities as a work of art. It is not only the private expression of an individual artist; it is also a work of art created for the public, and therefore can and should be evaluated in terms of its capacity to generate human reaction.“

Die soziologische Forschung hat sich mit der Wirkung von Denkmälern auf die Betrachter bisher nicht beschäftigt, sodass für die vorliegende Arbeit nicht auf bereits erprobte Forschungsmethoden und -ergebnisse zurückgegriffen werden konnte. Schittenhelm (1996: 22) stellt fest: „Zu ‚Kunst im Außenraum‘ als soziales Ereignis, wie das Thema als Gegenstand einer sozialwissenschaftlichen Forschung bezeichnet werden könnte, liegen bisher kaum empirisch fundierte Erkenntnisse vor.“ Weiterhin bestätigt Schittenhelm (1996: 124): „[A]uch was die Konfrontation einer breiten Öffentlichkeit mit

Mahn- und Erinnerungszeichen betrifft, ist insgesamt noch wenig bekannt, welche Auswirkungen dies auf deren Bewusstsein und Geschichtsverständnis hat.“

Nur zwei Untersuchungen zur Wirkung von Denkmälern sind überhaupt zu finden. Mitte der 1970er-Jahre befragte der Kunstpädagoge Horst Beisl (1976: 268) 80 Kölner zur „Funktion und Wirkung von Denkmälern im Stadtbild“. Er erhob, wo die Befragten Denkmäler am ehesten wahrnahmen und welche Art von Denkmälern sie bevorzugten. Zudem erfasste er, wie die Interviewten die genannten Denkmäler bewerteten. Beisl (1976: 272) fand heraus: Über die Hälfte der Befragten hielt die Denkmäler für sehr nützlich, sehr wertvoll und sehr wichtig, und 90 Prozent der Interviewten waren der Meinung, Denkmäler verschönerten die Stadt. Allerdings fühlten sich die Befragten von herkömmlichen Denkmälern eher angesprochen als von solchen, die neueren Kunstströmungen zuzurechnen waren (Beisl 1976: 273). Beisl (1976: 273) kommt zu dem Schluss, dass „die Bevölkerung unabhängig von Geschlecht und Alter Denkmäler innerhalb einer Stadt liebt und schätzt“.

Grundsätzlich positiv wurden Denkmäler auch in der Befragung von Silke Wenk (1992: 29) bewertet. Die Kunsthistorikerin interviewte in Berlin einige Passanten und stellte fest, dass die Denkmäler bei den Befragten zunächst nur ein Achselzucken hervorriefen. Später wurde jedoch noch ein Stück Erinnerung mobilisiert, das oft mit Erlebnissen aus der Kindheit verknüpft war. Wenk (1992: 29) widerspricht deswegen Musils Hypothese: Die bewusste Wahrnehmung eines Denkmals im öffentlichen Raum möge zwar Bildungsbürgern und Touristen vorbehalten sein. Was man nicht mehr sehe, sondern übersehe, müsse jedoch nicht ohne Wirkung sein: Das Denkmal setze ein Zeichen für alle und „bestimmt auf diese Weise das alltägliche Leben in einer Stadt mit“, weil es den öffentlichen Plätzen Bedeutung verleihe.

Da außer den beiden vorgestellten Befragungen bisher keine Studien darüber vorliegen, wie Denkmäler wirken, sollen Studienergebnisse aus verwandten sozialwissenschaftlichen Forschungsfeldern ausgewertet und auf ihre Übertragbarkeit auf die Wirkung des Holocaust-Denkmals geprüft werden. Denkmäler sind ein Bestandteil des repräsentativen öffentlichen Raums. Es soll daher auch geprüft werden, welche Erkenntnisse über

die Wirkung des repräsentativen öffentlichen Raums vorliegen. Zudem soll auf die Forschung zur politischen Ikonographie zurückgegriffen werden, die sich mit der Frage beschäftigt, wie sich politische Gemeinwesen darstellen. Grundannahme dieser Forschungsrichtung ist, dass sich politische Visionen in Bildern oder in Architektur materialisieren, also auf visuelle Beeindrucksstrategien und ästhetische Reizwerte zurückgegriffen wird. Idealerweise wird auch die Rezeption des Publikums erforscht (Müller 1999: 22).

Betrachtet werden sollen außerdem die Kunstsoziologie, die Besucherforschung in Gedenkstätten und die Kunstpsychologie. Auf Studien aus dem Bereich der Kunstsoziologie zurückzugreifen, liegt nahe, weil das Holocaust-Denkmal in einem künstlerischen Gestaltungsprozess entstanden ist und auch als Kunstwerk verstanden werden muss. Die Kunstsoziologie fragt, wie Rezipienten Kunst wahrnehmen und nutzen, welches Vorwissen und welchen Bildungshintergrund sie benötigen, um sich Kunst zu erschließen.

Erkenntnisse der Gedenkstättenforschung heranzuziehen, bietet sich an, weil sowohl das Holocaust-Denkmal als auch Gedenkstätten Orte des Erinnerns und Gedenkens sind. Zentralen Stellenwert nimmt in der Gedenkstättenforschung die Frage ein, ob und was Besucher in Gedenkstätten lernen und welche Voraussetzungen den Lernprozess strukturieren.

Die Kunstpsychologie erforscht, welche emotionalen Wirkungen Kunst auf die Betrachter haben kann und welche Vorerfahrungen nötig sind, um ein Kunstwerk emotional zu durchdringen.

Auf die vor einigen Jahren neu begründete Architektursoziologie (Delitz/ Fischer 2009; Delitz 2009) wird in dieser Untersuchung kein Bezug genommen. Im Zentrum der architektursoziologischen Theorie steht die Annahme, die architektonische Ordnung bringe das Soziale hervor (Delitz 2009: 7). „Grundlegend geht es um den Gedanken, dass die sozialen Strukturen nicht einfach irgendwo schon ‚da‘ sind und nur noch sichtbar gemacht werden müssten, sondern sich vielmehr erst in der Architektur [...] konstituieren“ (Delitz 2009: 92). Beispielhaft beschreibt die Soziologin Heike Delitz diese Annahme

am antiken Griechenland. Das zentrale Prinzip der antiken griechischen Gesellschaft sei die politische Teilhabe gewesen, die eine spezifische Architektur benötigt habe. Bauwerke sollten Sichtbarkeit schaffen. Entsprechend ihrer Prämisse geht Delitz jedoch noch einen Schritt weiter: Erst die Affektivität der Architektur und die Dynamik, mit der sie vorangetrieben wurde, hätten den Athenern klargemacht, was sie sich zu tun gaben (Delitz 2009: 99 f.). Nach Delitz werden durch die Architektur also gesellschaftliche Strukturen hergestellt, die vorher nicht existierten. Das kann die Autorin jedoch nur als Annahme postulieren und schreibt der Architektur damit eine Kraft zu, die empirisch nicht überprüfbar ist. Zudem lässt Delitz bewusst offen, wie diese Wirkung von Architektur zu untersuchen ist. „Angesichts der aktuellen Offenheit und Neuheit der architektursoziologischen Frage wird dieser Punkt nicht weiterverfolgt“ (Delitz 2009: 75).

6.2. Die Wirkung des repräsentativen öffentlichen Raums und der politischen Ikonographie

Im zweiten Kapitel wurde der von Hartmut Häussermann (2002) entwickelte Begriff des repräsentativen öffentlichen Raums eingeführt. Darunter wird ein bewusst gestalteter Raum verstanden, der mit Symbolen angefüllt ist und das Selbstverständnis des Staates widerspiegelt. Architektur und Städtebau waren nach von Beyme (1998: 239) schon immer auf soziale und politische Wirkung angelegt. Allerdings werden Überlegungen über den repräsentativen öffentlichen Raum und die politische Ikonographie von der Frage dominiert, wie der repräsentative öffentliche Raum und die politische Ikonographie wirken sollen. Wie die Gestaltung tatsächlich wirkt, ist dagegen bisher kaum systematisch erforscht worden. Weiterhin gilt, was der Architekturtheoretiker Gernot Feldhusen (1975: 9) festgestellt hat: „Es gibt weder eine Theorie zum Einfluss der räumlichen Umwelt auf menschliche Verhaltensweisen noch eine Theorie zur Entstehung der gebauten Umwelt durch menschliche Verhaltensweisen.“ Dass sich die angenommene und die tatsächliche Wirkung unterscheiden, nehmen Wissenschaftler jedoch an. So kommt Häussermann (2002: 91) zu dem Schluss: „Es gibt wahrscheinlich erhebliche Unterschiede zwischen der geplanten Wirkung von verschiedenen Gestaltungen

und ihrer Interpretation durch die Bevölkerung.“ Ähnlich argumentiert Knox (1984: 112): „To begin with, there is an important distinction between the intended meaning of specific groups or individuals and the perceived meaning of the built environment as seen by others [...].“

Mit der Frage, wie der öffentliche Raum wirkt, beschäftigt sich auch Halbwachs (1991: 131) in seiner Untersuchung über das kollektive Gedächtnis. Er vermutet, dass die Mehrzahl der Bewohner einer Stadt „zweifelloos das Verschwinden einer bestimmten Straße, eines bestimmten Gebäudes sehr viel stärker empfinden würde als die schwerwiegendsten nationalen, religiösen, politischen Ereignisse“. Weiter schreibt er: „Deshalb schwächt sich die Auswirkung der Umwälzung, die die Gesellschaft wanken macht, ohne die Physiognomie der Stadt zu ändern, ab [...].“ Halbwachs (1991: 134) nimmt außerdem an, dass sich eine menschliche Gruppe nicht nur in ihren Bewegungen an den baulichen Formen ausrichte, sondern auch in ihrem Denken. Dieser Überlegung geht er jedoch nicht nach.

Dass überhaupt Beziehungen zwischen Personen und baulichen Zeichen entstehen, führt der Stadtsoziologe Albrecht Göschel (1987: 99) darauf zurück, dass Zeichen der baulich-räumlichen Umgebung durch ihre Dauerhaftigkeit und ständige Präsenz eine Kontinuität des Zeitablaufs und der Biographie für Personen garantierten, die aus der abstrakten, ständig weglaufenden Zeit nicht gewonnen werden könne. Nach Göschel (1987: 98) hängt es nicht von der Hochwertigkeit der Architekturzeichen ab, ob ein Raumauschnitt zur Identität wird, sondern von der Prägnanz. Zudem dienten nicht alle Zeichen der Identifikation: „Verweisen die Zeichen auf Benachteiligung oder Unterdrückung, wäre Distanzierung oder Ambivalenz gegenüber den Raumformen, dem Erscheinungsbild oder einzelnen Details nicht überraschend.“

Der Politikwissenschaftler Christian Lankes (1995: 32) weist in seiner Studie über die Wirkung politischer Kommunikation auf staatliche Repräsentationsbauten darauf hin, dass sich Aggressionen oft gegen Bauwerke mit Symbolwert richteten. So habe die Französische Revolution mit dem Sturm auf die Bastille begonnen, und während des Vietnam-Krieges seien Amerika-Häuser in der Bundesrepublik mit Eiern beworfen wor-

den. Diese Beispiele zeigen zunächst: Symbolisierungen können den Akteuren tatsächlich bewusst sein.

Peters (2003: 185), der sich mit der politischen Ikonographie des Berliner Kanzleramts beschäftigt hat, geht davon aus, Bauwerke oder Platzarchitekturen könnten bestimmte Formen des Miteinanders fördern und andere unterdrücken. Er bezweifelt aber, dass ein Gebäude „aus sich selbst heraus und substanziell eine wie auch immer geartete politische Wirkung“ ausüben könne.

Auch in der Forschung zur politischen Ikonographie wird beklagt, dass die Wirkungsperspektive bisher zu wenig berücksichtigt worden ist. So stellt der Politikwissenschaftler Guido Brendgens (2007: 50) in seiner Untersuchung über den Begriff des demokratischen Bauens fest: „Keine der vorliegenden Studien, die das Medium der Architektur zur Kommunikation zwischen politisch-parlamentarischer Sphäre und Bürgern zu beantworten meint, hat die Nutzer einbezogen, für die die Architektur errichtet worden ist und die berechtigt nach ihren Erfahrungen, ihrem Empfinden und ihren Maßstäben in der Beurteilung von ‚demokratisch‘ betitelter Architektur befragt werden könnten. Empirisch bleibt das Verhältnis der Bürger zur Staatsarchitektur völlig im Dunkeln [...]“. Brendgens (2007: 277 f.) selbst untersucht in seiner Arbeit die Wirkung des Sächsischen Landtagsgebäudes und hat dafür qualitative Interviews mit Besuchern und Abgeordneten geführt. Er konzentriert sich auf die Frage, ob das Landtagsgebäude tatsächlich als offener und zugänglicher Raum wahrgenommen wird und damit dem Leitmotiv des demokratischen Bauens entspricht. Das Ergebnis seiner Studie bleibt sehr allgemein: Der Umgang der Besucher und Abgeordneten mit dem Landtagsgebäude sei sehr emotional, direkt und spontan, der Bau hinterlasse Eindruck, und die Befragten berichteten sowohl von angenehmen als auch von unangenehmen Eindrücken. Den offenen Glasräumen des Gebäudes hätten die Interviewten mehrheitlich zugestimmt (Brendgens 2007: 334). Architektur hat nach Brendgens (2007: 294) auch den vermeintlichen Laien etwas zu sagen.

Der Überblick zeigt: Wie der repräsentative öffentliche Raum und die politische Ikonographie wirken, ist noch nicht systematisch untersucht worden. Empirische Forschungs-

ergebnisse sind bisher eher zufällig. Dementsprechend finden sich auch nur wenige Anknüpfungspunkte für eine Studie über die Wirkung des Holocaust-Denkmals auf die Besucher. Grundsätzlich machen die Überlegungen jedoch deutlich: Den Rezipienten ist offensichtlich bewusst, dass im öffentlichen Raum die gesellschaftliche Wertordnung symbolisch dargestellt wird. Welche Konsequenzen sich daraus ergeben, ist in den vorliegenden Studien nicht herausgearbeitet worden.

6.3. Die Wirkung von Kunst aus der Perspektive der Kunstsoziologie

Die Kunstsoziologie befasst sich mit sozialen Ereignissen in den Bereichen Bildende Kunst, Theater, Literatur, Musik, Film und Fernsehen. Es handelt sich um eine soziologische Richtung, die in Deutschland vor allem in den 1970er- und 1980er-Jahren Forschungsergebnisse hervorgebracht hat. Neuere Studien gibt es jedoch kaum (Gerhards 1997: 7).

Die Kunstsoziologie analysiert, wie sich Menschen in ihren Handlungen auf Kunst beziehen. Kunst wird als ein soziales Phänomen betrachtet, weil sie „von ihrem Ursprung her durch das soziale Leben bedingt ist“ (Silbermann 1986: 9 f.). Meist werden drei verschiedene Themenbereiche unterschieden: Erstens werden Handlungen untersucht, die sich auf die Produktion und die Produzenten von Kunst beziehen. Zweitens geht es um Handlungen, die der Vermittlung von Kunst hin zu möglichen Rezipienten dienen, und drittens werden die Nutzung und Dechiffrierung der Kunst durch ihre Rezipienten erforscht (Gerhards 1997: 8). Hier soll es um jene kunstsoziologischen Ansätze gehen, die sich mit den Rezipienten auseinandersetzen. Als Rezipient wird jeder definiert, der die Mitteilung eines Kunstwerks in irgendeiner Weise aufnimmt (Aulinger 1992: 81). Erst dann beginne, wie der Soziologe Hans Peter Thurn (1973: 30) meint, ein Kunstwerk überhaupt gesellschaftlich zu existieren. Er unterscheidet deswegen zwischen der „ersten, künstlerischen Geburt“ und der „sozial-kulturellen Geburt“ eines Kunstwerks.

Auch in der Kunstsoziologie wird beklagt, dass die Wirkungsforschung vernachlässigt wird, obwohl sie laut dem Soziologen Gerhardt Kapner (1987: 118) zu den zentralen

Fragen dieser Forschungsrichtung gehören müsste: „Was nun das Publikum von heute bzw. seine Erforschung betrifft, ist zunächst einmal auf ein Defizit hinzuweisen. Es besteht darin, lediglich demographische Publikumserhebungen zu machen. [...] Wenn ich erfahre, was es mit Herkunft, Schule, Einkommen eines Konzertbesuchers auf sich hat, weiß ich noch lange nicht, wie er die ‚Neunte‘ erlebt hat, und was dieses Erlebnis in ihm ausgelöst hat. [...] Es geht nicht nur darum, festzustellen, welche Schichten etwas erleben, sondern auch darum, was sie erleben, und was das in ihnen bewirkt“ (Kapner 1987: 107).

Der Soziologe Alphons Silbermann (1986: 83) hat sich ausführlicher mit den Rezipienten von Kunst beschäftigt. Er geht davon aus, dass Kunst nur dann eine Wirkung haben könne, wenn sie einen funktionalen Gehalt aufweise. Der funktionale Gehalt von Kunst lässt sich nach Silbermann (1986: 90) in zwei Hauptgruppen einteilen: in geistige Funktionen wie Information, Belehrung, Bildung und Unterhaltung; und soziologische Funktionen wie Zugehörigkeit, soziale Wiederanknüpfung, Zerstreuung oder Durchbrechung der Einsamkeit. Auch Silbermann hebt hervor, dass Geschlecht, Beruf, Einkommen und Bildung das Kunsterlebnis und damit auch die Wirkung von Kunst beeinflussten; empirisch überprüft hat er seine Überlegungen jedoch nicht.

Zu den wenigen empirischen Untersuchungen über die Wirkung von Kunst gehört eine Fallstudie zu Skulpturprojekten in Westberlin, die die Soziologen Werner Ballhausen und Karin Schittenhelm (1991) in den späten Achtzigerjahren angefertigt haben. Untersucht werden sollte die Frage, wie Anwohner und Passanten Kunstwerken im öffentlichen Stadtraum begegnen (Ballhausen/ Schittenhelm 1991: 21). Auch Ballhausen/ Schittenhelm (1991: 27) weisen darauf hin, dass „zur Frage der Öffentlichkeitswirkung und Rezeption bezüglich des besonderen Problemfeldes der Kunst im öffentlichen Raum keine sozialwissenschaftlichen Modelle bestehen“. Den Autoren geht es deswegen darum, Anstöße für weitere Diskussionen und Überprüfungen zu liefern. Als Fallbeispiele dienen ihnen das Projekt „Menschenlandschaft“ in Kreuzberg und der „Skulpturenboulevard“ auf dem Kurfürstendamm, die im Jahr 1987 zum 750. Stadtjubiläum Berlins gezeigt worden sind. Ballhausen/ Schittenhelm (1991: 112) haben Passantenbe-

fragungen an den beiden Standorten durchgeführt und so untersucht, wie die Betrachter die Kunstwerke bewerteten. Personen ohne kunstgeschichtliches Vorwissen beurteilten die Skulpturen hauptsächlich nach ihrem Gebrauchswert: Eignen sich die Objekte zum Beispiel als Sitzfläche? Diese Befragtengruppe scheute sich außerdem häufiger, die Kunstwerke überhaupt zu bewerten. Dagegen hoben Anwohner und Passanten, die die ausgestellten Gegenstände bewusst als Kunstobjekte wahrnahmen, die Zugänglichkeit der Skulpturen positiv hervor und sagten dem Ausstellungsort eine „tolle Atmosphäre“ nach (Ballhausen/ Schittenhelm 1991: 115 f.). Diese Interviewten verfügten nicht nur über ein ausgeprägtes Kunstverständnis, sondern auch über einen höheren allgemeinen Bildungsabschluss. Ballhausen/ Schittenhelm (1991: 123) schließen daraus, Kunstwerke würden mit dem Anspruch aufgestellt, universell wichtige Kultur- und Bildungsgüter darzustellen, die Voraussetzungen für ihre Rezeption seien jedoch nicht gleichermaßen in der Bevölkerung vorhanden.

Pierre Bourdieus Erkenntnisse zur Kunstwahrnehmung

Die Ansicht, dass höher Gebildete Kunstwerke anders wahrnehmen als weniger Gebildete, wird auch von Pierre Bourdieu vertreten, auf dessen Theorie der Kunstwahrnehmung sich Ballhausen/ Schittenhelm (1991: 25) beziehen, ohne näher darauf einzugehen. Da es sich bei Bourdieus Ansatz um eine „genuin soziologische Theorie der Kunstwahrnehmung“ (Raab 2008: 78) handelt, sollen die Überlegungen aus dem Jahr 1970 näher dargestellt werden.

Bourdieu stützt sich in seiner Theorie der Kunstwahrnehmung insbesondere auf den Kunsthistoriker Erwin Panofsky⁸ und entwickelt dessen Bildbetrachtungstheorie soziologisch weiter. Grundsätzlich geht Bourdieu davon aus, die vollständige Rezeption eines Bildes könne nur dem gebildeten Betrachter gelingen. Den Ausgangspunkt für seine Theorie der Kunstwahrnehmung bildet die Annahme, dass „die Wahrnehmungskategorien [...] wesentlich aus der Inkorporierung der objektiven Strukturen des sozialen

⁸ Panofsky (1996: 38-41) entwickelte 1939 ein Schema zur Beschreibung und Interpretation von Kunstwerken. In der ersten Phase wird das Kunstwerk beschrieben, in der zweiten Phase wird das Thema des Kunstwerks entschlüsselt, und in der dritten Phase wird die tiefere Bedeutung des Kunstwerks herausgearbeitet.

Raums“ hervorgehen (Bourdieu 1995: 17). Als sozialen Raum bezeichnet Bourdieu die Verteilungsstrukturen des gesamtgesellschaftlichen und des individuellen Kapitals. So könne jedem Akteur eine Position im sozialen Raum zugeordnet werden, die sich über sein Gesamtvolumen an Kapital bestimme. Den Kapitalbegriff übernimmt Bourdieu (1995) von Marx, erweitert ihn und unterscheidet zwischen ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital. Das ökonomische Kapital umfasse alle Formen materiellen Besitzes, die in modernen Gesellschaften mit einem entwickelten Markt mittels Geld getauscht werden könnten. Unter sozialem Kapital versteht Bourdieu den Nutzen, den Akteure daraus ziehen, dass sie über ein Netz von Beziehungen verfügen. Es handele sich also um eine Ressource, die auf der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe beruhe. Kulturelles Kapital kann in drei verschiedenen Formen auftreten: in objektivierter, in inkorporierter und in institutionalisierter Form. Als objektivierter Form bezeichnet Bourdieu zum Beispiel Bücher, Kunstwerke und technische Geräte. Diese Form des kulturellen Kapitals lasse sich in Geldbeträgen ausdrücken und könne in ökonomisches Kapital übertragen werden. Allerdings könne nur das juristische Eigentum weitergegeben werden (Bourdieu 1983: 188). Nicht übertragen werden könnten dagegen die kulturellen Fähigkeiten, die nötig sind, um ein Buch zu lesen und eine Maschine zu bedienen. Kulturelle Fertigkeiten, Kenntnisse, Fähigkeiten und Wissensformen, die meist unter dem Begriff Bildung gefasst werden, bezeichnet Bourdieu als inkorporiertes kulturelles Kapital. Unter institutionalisiertem kulturellem Kapital versteht Bourdieu Bildungstitel und Abschlusszeugnisse. Wer über einen Universitätsabschluss verfüge, besitze nicht einfach einen gewissen Grad an Bildung wie der Autodidakt, sondern legitimes kulturelles Kapital, weil das inkorporierte Kapital institutionellen Maßstäben (zum Beispiel in Prüfungen) genügt habe (Fuchs-Heinritz/ König 2005: 64). Über den akademischen Titel könnten Besitzer des gleichen Titels miteinander verglichen und gegeneinander ausgetauscht werden (Bourdieu 1983: 190).

Grundsätzlich nimmt Bourdieu (1983: 159) an, dass die Wahrnehmung und das Verstehen von Kunstwerken beim Betrachter ästhetische Einstellung und Kompetenz, also kulturelles Kapital, voraussetzten. Denn die Bedeutung eines Kunstwerks offenbare sich

dem Rezipienten nicht einfach so, sondern müsse entschlüsselt werden. „[D]em Mythos vom ‚reinen Auge‘ als einer Begnadung, die allein der Einfalt und der Unschuld zuteilwird, kann nicht nachdrücklich genug widersprochen werden“ (Bourdieu 1983: 162). Stattdessen erfordere ein Kunstwerk einen kulturellen Code, also ein art- und gattungsspezifisches Wahrnehmungs- und Wertschätzungsraster, um angemessen erfahren zu werden. Die prinzipielle Haltung gegenüber Kunstwerken und der für ihre Entschlüsselung notwendige Code würden in Lern- und Bildungsprozessen vermittelt und erworben.

Ästhetische Einstellung und Kompetenz können nach Bourdieu (1983: 161 f.) zwei Ausprägungen annehmen: Die unteren Bildungsschichten der Gesellschaft zeichneten sich durch eine stark lückenhafte, in der Regel gänzlich fehlende Kunstkompetenz aus. Sie könnten Kunstwerke nicht nach Stilen und Epochen einordnen und verfügten nicht über den notwendigen Code zur Entschlüsselung. Daher seien sie in ihren kognitiven Fähigkeiten überfordert, und die in künstlerischen Werken enthaltenen Botschaften besäßen für sie keinerlei Bedeutung. Entschlüsseln könnten diese Rezipienten nur das, was ihnen unmittelbar zugänglich sei. Sie wendeten (unbewusst) den Code an, den sie auch für die alltägliche Erfahrung und die Entschlüsselung vertrauter Gegenstände benutzten. Ihre Wahrnehmung sei deswegen auf die primären Eigenschaften eines Kunstwerks wie Objekte, Farben, Formen, Konstellationen und Stimmungen reduziert: Ein dargestellter Pfirsich werde als samtig wahrgenommen werden, ein Schleier als duftig beschrieben (Bourdieu 1983: 165). Das Interesse der unteren Schichten fordere von jedem Bild, dass es eine Funktion erfülle, und sei es nur die eines Zeichens. Ein Kunstwerk sei für diejenigen, die über keinerlei Rüstzeug verfügten, umso verwirrender, je mehr die erzählende und designative Funktion entfalle (Bourdieu 1983: 172). „Deshalb neigen die ungebildeten Betrachter unserer Gesellschaft so sehr dazu, eine ‚realistische Darstellung‘ zu fordern“ (Bourdieu 1983: 162).

Eine wichtige Instanz für die Vermittlung des Kunstverständnisses ist nach Bourdieu die Schule. Die Fähigkeit, Geschmacksurteile zu äußern, führt er auf die Art des Unterrichts und die Länge der Schulzeit zurück, die die Betrachter genossen haben. Bourdieus Stu-

dien zeigen: Je weniger Schulunterricht die Betrachter erhalten haben, desto schwerer fällt es ihnen, ein eigenständiges, freies Urteil zu fällen, und desto höher ist ihre Anerkennung für die berühmtesten Maler. Moderne Maler würden dagegen nur von den „Inhabern der höchsten Bildungsabschlüsse“ zitiert (Bourdieu 1983: 187 f.). Denn die Freiheit, sich schulischen Zwängen zu entziehen, besäßen nur diejenigen, die ausreichend Schulbildung erhalten hätten, um ein freies Verhältnis zu jener Art von Bildung zu gewinnen, wie sie in der Schule vermittelt werde.

Als zweite mögliche soziale Ausprägung ästhetischer Einstellung und Kompetenz sieht Bourdieu (1983: 190) die Kunstwahrnehmung der oberen Bildungsschichten an. Dank des schulisch vermittelten Wissens verfügten die oberen Bildungsschichten über den Code zur angemessenen Entschlüsselung von Kunstwerken. „Denn wer immer diesem nachhaltigen Einfluss der Schule ausgesetzt war, verfügt über die größere und unerlässliche Kompetenz, die durch den unmittelbaren und von früh auf geübten Umgang mit den Werken [...] erworben wurde“ (Bourdieu 1983: 190). Die oberen Bildungsschichten könnten sich den immanenten Sinn oder Gehalt eines Kunstwerks erschließen, weil sie die dargestellten Elemente als Symbole einer Kultur oder als Ausdruck der Kultur einer Epoche erkennen könnten: Ein Pfirsich werde als Personifikation der Wahrhaftigkeit entschlüsselt, eine nach einer gewissen Anordnung um einen Tisch sitzende Gruppe als Abendmahlsgesellschaft.

Zudem könnten kunstkompetente Betrachter künstlerische Elemente dem Stil einer Epoche oder einer sozialen Gruppe zuordnen und ein Kunstwerk in Beziehung zu allen Werken setzen, die insgesamt die Klasse bilden, der es angehört. So würden die distinktiven stilistischen Züge eines Kunstwerks ermittelt (Bourdieu 1983: 171). Die Zahl derjenigen Betrachter, die in Kategorien von Schulen denke, steigt nach Bourdieu (1983: 187) proportional zum Ausbildungsniveau.

Ihre Fähigkeit zur Decodierung ermögliche es den oberen Bildungsschichten auch, „alle verfügbaren Codes aufzugeben“ (Bourdieu 1983: 180) und sich neue Entwicklungen in der Kunst zu erschließen. Denn neue Kunstwerke brächen mit etablierten Codes und erforderten, dass alle herkömmlichen Schlüssel der Decodierung beiseitegelegt würden.

Eine Person, die über keinerlei Schlüssel verfüge, sei sich eines solchen Bruchs nicht bewusst und könne sich das Kunstwerk dementsprechend nicht aneignen (Bourdieu 1983: 180). Insbesondere die modernsten Formen der nicht figurativen Kunst erschlossen sich nur einigen Virtuosen. Denn nur wer sich häufig mit Kunstwerken beschäftige, die verschiedene Codes erforderten, könne ein solches Kunstwerk decodieren (Bourdieu 1983: 180). Zudem werde für die Entschlüsselung eines solchen Kunstwerks das Wissen benötigt, dass die ganze Kunstgeschichte eine Folge von Brüchen mit etablierten Codes sei.

Ein weiteres Merkmal, das den gebildeten Geschmack charakterisiert, könne durch bloße Lernprozesse und Wissensaneignung nicht erworben werden. Dabei handele es sich um das habituell verankerte, also historisch und sozial tradierte Selbstverständnis der gebildeten Klasse. Nach diesem Selbstverständnis werde der mitunter selbsttrügerische Eindruck erweckt, die ästhetische Einstellung und die ästhetischen Kompetenzen seien eine ästhetische Begnadung (Bourdieu 1983: 194-196). Bourdieu richtet sich mit seiner Kunstwahrnehmungstheorie insbesondere gegen diese Haltung.

Der Geschmack dient auch als Distinktionsmerkmal gegenüber weniger gebildeten Schichten. So geht Bourdieu (1987: 405) davon aus, dass sich der Geschmack der oberen Klassen, den er auch als legitimen Geschmack bezeichnet, durch einen „Sinn für Distinktion“ auszeichne und die von den kulturellen Legitimationsinstanzen legitimierten Werke bevorzuge. Das Verhältnis der mittleren Klasse zur legitimen Kultur sei von einem Bildungseifer bestimmt, der sich in dem hartnäckigen Bemühen äußere, sich die Werke der legitimen Kultur anzueignen. Gleichzeitig versuche sich die mittlere Klasse von der vulgären Kultur der unteren Klasse abzugrenzen (Bourdieu 1987: 511). In den alltäglichen Distinktionsbeziehungen manifestiere sich eine Form dessen, was Bourdieu als symbolische Macht bezeichnet (Schwingel 2003: 117).

Die Soziologen Jörg Rössel und Kathi Bromberger (2009: 498) verweisen darauf, dass Bourdieu als weitere Quelle von inkorporiertem kulturellen Kapital neben der Schule und dem Elternhaus die wiederholte Beschäftigung mit spezifischen Kunstwerken nenne, die allerdings nur ein intuitives Verständnis von kulturellen Objekten ermögliche

und nicht auf andere kulturelle Felder übertragbar sei. Beispielhaft nennt Bourdieu (1983: 55 f.) Kinobesucher, die zwar nicht über eine hohe schulische Ausbildung verfügten, im Bereich des Films jedoch selbstständig ein System von feldspezifischen Fakten angesammelt hätten, die als feldspezifisches kulturelles Kapital bezeichnet werden könnten.

Bourdieu's kunstsoziologische Theorie liefert einen wichtigen Ansatz für die Untersuchung des Denkmals. Denn Bourdieu arbeitet heraus, dass die Wahrnehmung von Kunst deutlich geprägt ist von der Vorbildung eines Betrachters. Nur wer ausreichende kunsthistorische Kenntnisse über unterschiedliche Stile, Epochen und Themen erlangt hat, kann die tiefere Sinnschicht eines Kunstwerks erfassen und dementsprechend genießen.

Die Vermutung liegt nahe, dass ein abstraktes und modernes Kunstwerk wie das Holocaust-Denkmal einen geschulten Blick, die Fähigkeit zur Decodierung etablierter Codes und das Wissen um den immanenten Gehalt des Denkmals erfordert. Das schließt Kenntnisse über den Holocaust ein. Nur dann kann der Betrachter einen Bezug zwischen der abstrakten künstlerischen Gestaltung und dem konkreten historischen Ereignis herstellen.

6.4. Die Wirkung von Gedenkstätten

Nach dem Psychologen Bert Pampel (2007: 9) stellen viele Gedenkstättenpädagogen und weite Teile der Öffentlichkeit hohe Erwartungen an die Wirkung von Gedenkstätten. Diese gelten als politisch-historische Lernorte und sollen zum Beispiel „Jugendliche gegen extremistische Einstellungen immunisieren oder bereits damit ‚Infizierte‘ läutern“ (Pampel 2007: 9). Die Besucher sollen zur selbstreflexiven Auseinandersetzung mit der Vergangenheit angeregt werden, und das Nachdenken über das Fortdauern von Bedingungen, die das vergangene Unrecht möglich gemacht haben, soll stimuliert werden (Pampel 2007: 9). Ob Gedenkstätten diese hohen Erwartungen tatsächlich erfüllen, ist jedoch kaum überprüft worden. Erkenntnisse über Gedenkstättenbesuche und ihre Wirkungen sind rar, obwohl etwa 30 Studien über die Besucher von Gedenkstätten vor-

liegen. In diesen Untersuchungen sind aber vor allem sozialstatistische Merkmale abgefragt worden; bestenfalls sind Besucher um die Bewertung von Angeboten der Gedenkstätten gebeten worden. Nicht untersucht worden ist dagegen, was die Besucher bei ihren Aufenthalten wahrnehmen, was sie empfinden und was sie lernen (Pampel 2007: 12). Meist haben sich diese Studien zudem auf Schüler konzentriert, die eine Gedenkstätte im Klassenverband besucht haben, sodass nur wenig Wissen über die Wirkung von Gedenkstätten auf erwachsene Einzelbesucher existiert (Pampel 2007: 122).

Der Soziologe Heiner Treinen (2004: 78), der eine vergleichende Studie zwischen Museen und Gedenkstätten ausgewertet hat, weist darauf hin, dass bereits vor dem Gedenkstätten- oder Museumsbesuch erworbene historische Kenntnisse oder Empathie für historisch-politische Fragestellungen das Verständnis der Ausstellungen beeinflussten. Wissen und Empathie können nach Treinen vorzugsweise ein interessiertes Elternhaus oder der weiterführende Schulbesuch vermitteln. Als entscheidend bewertet Treinen (2004: 79) weiterhin, ob die Besucher anderen von ihren Erfahrungen in der Gedenkstätte berichteten. „Bereits die Existenz eines einzigen Sympathisanten mit historischen oder museumsbezogenen Interessen im sozialen Netzwerk von Besuchern befördert die Gedächtnisleistungen erheblich.“

Bert Pampels Studie über die Wirkung von Gedenkstätten

Eine detaillierte Studie über die Frage, wie Gedenkstätten wirken, fertigte der Psychologe Bert Pampel an. Ausgehend von der defizitären bisherigen Forschung konzentrierte er sich in seiner Untersuchung hauptsächlich auf Erwachsene und führte qualitative Interviews mit 22 Einzelbesuchern von drei sächsischen Gedenkstätten (Pampel 2007: 176).⁹ Pampel befragte die Studienteilnehmer vor ihrem Gedenkstättenbesuch, direkt im Anschluss und einige Monate nach ihrem Besuch und untersuchte, warum die Interviewten die Gedenkstätte besichtigten, welche nachhaltigen Eindrücke der Besuch hin-

⁹ Pampel führte Interviews mit Besuchern der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein, der Gedenkstätte Münchener Platz Dresden und der Gedenkstätte Bautzen. Dabei unterscheidet er leider nicht zwischen Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus und solchen für die Opfer der Verfolgung in der SBZ bzw. der DDR. So haben die Gedenkstätten Münchener Platz und Bautzen eine sogenannte zweifache Vergangenheit und erinnern sowohl an die Opfer des Nationalsozialismus als auch an die Repressalien in der SBZ und in der DDR.

terließ und welchen Sinn die Befragten dem Aufenthalt in der Gedenkstätte gaben (Pampel 2007: 16). Pampel setzt seine Erkenntnisse nicht in Bezug zu soziodemographischen Merkmalen wie dem Bildungsabschluss, dem Sozialisationsort oder dem Alter der Interviewten. Die Untersuchungsergebnisse zeigen jedoch, welche weiteren Voraussetzungen die Wirkung des Gedenkstättenbesuchs beeinflussen.

Nach Pampel wird die Besichtigung insbesondere dadurch geprägt, wie die Besucher die Gedenkstätte wahrnehmen. Den Wahrnehmungsbegriff übernimmt Pampel (2007: 185) aus der Sozialpsychologie und definiert Wahrnehmen als einen Prozess, „in dem von einem Objekt oder einem Vorgang ausgehende Reize auf die Sinnesorgane über verschiedene Verarbeitungsstufen hinweg mental abgebildet (repräsentiert) werden“. Wahrnehmung ist keine einfache Abbildung der objektiven Wirklichkeit. Es handelt sich stattdessen um einen konstruktiven Prozess, der durch vorangegangene Erfahrungen, Vorbilder und durch die kulturelle Prägung beeinflusst wird (Fischer/ Wiswede 1997: 166). So kann das Individuum einem beliebigen wahrgenommenen Gegenstand nur dann Sinn verleihen, wenn es auf erlernte Wahrnehmungskategorien zurückgreifen kann, die ihm eine sinnvolle Einordnung des beobachteten Gegenstandes in einen Erwartungskontext ermöglichen. Diese Wahrnehmungskategorien werden auch als Schemata bezeichnet. Die Anwendung eines Gedächtnisschemas führt dazu, dass nach bestimmten Informationen gesucht wird, während andere Informationen, die nicht in das aktivierte Schema passen, ignoriert werden. Es wird also immer nur eine Auswahl der verfügbaren Informationen wahrgenommen (Kebeck 1994: 176). Weil Vorerfahrungen die Wahrnehmung maßgeblich beeinflussen, wird diese als sozial bedingt angesehen (Fischer/ Wiswede 1997: 156). Als wichtigste Wahrnehmungsform gilt die visuelle Wahrnehmung.

Pampel arbeitet in seiner Studie heraus, welche Voraussetzungen die Wahrnehmung einer Gedenkstätte beeinflussen. Da sich die unterschiedlichen Voraussetzungen auch gegenseitig beeinflussen, kann das, was eine Gedenkstätte vermittelt, individuell sehr unterschiedlich sein.

Zunächst bestimmt das bereits vorhandene Wissen über den authentischen Ort und seine Geschichte die Wahrnehmung der Gedenkstätte (Pampel 2007: 186). Ob die in den Gedenkstätten und ihren Ausstellungen dokumentierten Informationen korrekt rezipiert werden, hängt beispielsweise davon ab, welches historische Vorwissen die Besucher mitbringen (Pampel 2007: 210). Damit bestätigt Pampel Treinens Feststellung, dass geschichtliche Kenntnisse zum Verständnis der Ausstellungen beitragen könnten.

Als weitere die Wahrnehmung beeinflussende Voraussetzung führt Pampel (2007: 187) das persönliche Interesse an. Besucher, die architekturgeschichtlich interessiert sind, nehmen andere Aspekte einer Gedenkstätte wahr als regionalgeschichtlich Interessierte. Das Interesse beeinflusst auch die Intensität der Besuchserfahrung. „Je mehr Querverbindungen zwischen Besuchseindrücken und Vorerfahrungen hergestellt werden können, desto intensiver und nachhaltiger werden Besuchserfahrungen verarbeitet“ (Pampel 2007: 218).

Auch die Bewertung der geschichtlichen Ereignisse prägt die Wahrnehmung der Gedenkstätte (Pampel 2007: 187). Wird die Beschäftigung mit der Vergangenheit als wichtig angesehen, oder ist es Zeit für einen Schlussstrich? Je nachdem, wie die Antwort ausfalle, also welche Schemata aktiviert würden, würden Informationen aufgenommen, ausgewählt und verarbeitet. „Die Art und Weise, wie visuelle Botschaften erfasst und bewertet und interpretiert werden, ist immer auch ein seismographisches Element der jeweiligen Vorstellungen von der Welt, dem persönlichen Weltbild“ (Röll/ Wolf 1995: 171).

Ebenfalls beeinflusst wird die Wahrnehmung der Gedenkstätte davon, aus welchem Grund die Besucher die Gedenkstätte besichtigen (Pampel 2007: 188). Kommen sie, um ihrer Verwandten zu gedenken oder wollen sie erfahren, „wie es damals wirklich war“? Je nach Begründung interessierten sie sich für unterschiedliche Aspekte.

Entscheidend ist weiterhin, ob Besucher die Gedenkstätte intrinsisch oder extrinsisch motiviert besichtigen. Die Unterscheidung zwischen intrinsischer und extrinsischer Motivation stammt aus der pädagogischen Psychologie. Als intrinsisch motiviert wird eine

Aktivität bezeichnet, wenn eine Handlung um ihrer selbst Willen ausgeführt wird, weil sie als spannend, interessant oder herausfordernd erlebt wird (Pampel 2007: 219). Dagegen wird eine Aktivität als extrinsisch motiviert bezeichnet, wenn sie unternommen wird, um negative Folgen zu vermeiden oder positive Folgen herbeizuführen (Pampel 2007: 219). Intrinsisch motivierte Wahrnehmung ist mit einer hohen Aufmerksamkeit und mit einer intensiven Informationsverarbeitung verbunden, während die extrinsisch motivierte Wahrnehmung meist oberflächlicher bleibt. Pampel konzentriert sich in seiner Studie zwar auf erwachsene Einzelbesucher; er hat jedoch auch einige Schüler befragt, die die Gedenkstätten im Rahmen eines Projekttags besuchten und damit nicht vorrangig aus eigenem Interesse. Pampel zeigt auf, dass sich Besucher mit einer intrinsischen Motivation durch größere Nachdenklichkeit und Reflexivität auszeichneten und häufiger Selbst- oder Gegenwartsbezüge herstellten. Sie würden häufiger zu Fragen angeregt, die als Ankerpunkte für eine weitere inhaltliche Beschäftigung dienen könnten (Pampel 2007: 233).

Die Wahrnehmung der Gedenkstätte wird außerdem davon geprägt, ob die Besucher persönliche Bezüge zur Thematik der Gedenkstätte haben (Pampel 2007: 186). So sei eine Befragte, die einen Verwandten in einer Haftanstalt verloren hatte, besonders interessiert gewesen an den dargestellten Geschehnissen, ebenso wie der Vater eines psychisch erkrankten Kindes, der eine Gedenkstätte für die Opfer der „Euthanasie“-Morde besichtigte (Pampel 2007: 214). Besucher mit einem solchen persönlichen Bezug zur Thematik der Gedenkstätte empfanden häufiger unangenehme Gefühle. „Ein Gefühl von persönlicher Betroffenheit und Nahe-Sein, die Erfahrung von Unmittelbarkeit oder auch eine enge Beziehung zum Geschehen ist in der Regel mit negativen Emotionen verbunden“ (Pampel 2007: 244).

Pampel (2007: 236) stellt in seiner Untersuchung fest, dass der Gedenkstättenbesuch für die Interviewten hauptsächlich ein emotionales Erlebnis gewesen sei. Vielfältige emotionale Erfahrungen wie Entsetzen, Abscheu, Mitgefühl, Überraschung oder Verachtung schilderten die Befragten in den Gesprächen. Nur jene Besucherin, deren Vater in einer

der Haftanstalten gestorben war, berichtete von Trauer. Pampel schließt daraus, Trauer sei in Gedenkstätten ohne persönliche Verlusterfahrung nicht möglich.

Die von Pampel befragten Besucher sprachen nicht nur von „negativen“, sondern auch von „positiven“ Gefühlen. So zeigten sie sich beeindruckt, interessiert und teilweise sogar fasziniert von dem, was sie erfahren hatten. Eine Gedenkstätte, die an schreckliche Geschehnisse erinnert, müsse also nicht nur unangenehme Gefühle auslösen. Ob der Gedenkstättenbesuch von „positiven“ oder „negativen“ Gefühlen begleitet wird, hängt nach Pampel (2007: 245) auch davon ab, wie nahe die Besucher die Thematik an sich heranlassen. „Bei Besuchern, die [...] bewusst eine innere Distanz zum Geschehen wahren oder einfach einen Abstand spüren, [...] finden sich deutlich weniger negative Emotionen.“

Neben Faktoren, die die Wahrnehmung der Gedenkstätte prägen, nennt Pampel (2007: 325-327) in seiner Studie außerdem Bedingungen, die „nachträgliche Reflexionsprozesse oder eine weitere Beschäftigung mit der historischen Thematik begünstigen“. So stellt er fest, dass diejenigen, die mit dem Besuch an persönliche Erlebnisse oder familiäre Erfahrungen anknüpfen konnten oder dem historischen Geschehen Bedeutung für die eigene Lebenswelt zumaßen, in der Regel weiteres Interesse daran zeigten, sich mit der Thematik zu befassen. Auch Interviewte, die vor dem Besuch der Gedenkstätte bereits andere Gedenkstätten besichtigt hatten, Bücher zur Thematik gelesen oder Gespräche mit anderen darüber geführt hatten, wollten sich anschließend intensiver mit der Vergangenheit beschäftigen. In welchem Umfang die Besucher neue Informationen erhalten hatten, spielte dagegen für eine weitere Beschäftigung keine Rolle.

Pampels Studie liefert weitere wichtige Anregungen für die Untersuchung, wie das Holocaust-Denkmal auf die Besucher wirkt. So nennt Pampel mehrere Aspekte, die maßgeblich beeinflussen, wie ein Besucher eine Gedenkstätte erfährt. Entscheidend geprägt wird der Besuch durch das Vorwissen, durch das persönliche Interesse, durch die Bewertung der historischen Ereignisse, durch die Motivation und ob die Besucher einen persönlichen Bezug zur Thematik der Gedenkstätte herstellen können. Es wird angenommen, dass diese Aspekte auch die Wirkung des Holocaust-Denkmals auf die Besu-

cher beeinflussen. Außerdem weist Pampel darauf hin, welche das Verhalten der Besucher beeinflussende Wirkung die Besichtigung einer Gedenkstätte haben kann.

6.5. Die Wirkung von Kunst aus der Perspektive der Kunstpsychologie

Die Kunstpsychologie versucht zu erklären, durch welche individuellen psychischen Prozesse die Wirkung ästhetischer Objekte ausgelöst wird. Einerseits erforscht dieser psychologische Ansatz, wie Kunst in Therapien angewendet werden kann. Andererseits wird untersucht, wie Rezipienten Kunst erleben. Empirische Arbeiten sind auch in diesem Forschungsfeld selten.

Dorothee Halcours Studie über die Wirkung von Kunstwerken

Eine der wenigen Studien hat Dorothee Halcour (2002) vorgelegt. Halcour (2002: 30) beschäftigt sich mit den Formen ästhetischen Erlebens und untersucht, wie Persönlichkeitsmerkmale – Selbstbewusstsein, Kompetenzgefühl, Motivation und das individuelle Weltbild – das emotionale Erleben bildender Kunst beeinflussen.

Auch Halcour (2002: 51) geht davon aus, dass die Wahrnehmung eines Kunstwerks davon abhängt, über welches Vorwissen und welche Erfahrungen der Betrachter verfüge. Vertrautes werde schneller und leichter erkannt als Neuartiges und Fremdes. Der Rezipient reagiere also nicht auf das Kunstwerk selbst, sondern auf das, was er subjektiv in einem Bild wahrnehme. „Wir interpretieren die Eindrücke der Welt in Anlehnung an das, was wir schon wissen“ (Halcour 2002: 49). Entscheidend für den Zugang zum Kunstwerk seien mehrere Faktoren: ob der Betrachter über kunsthistorisches Vorwissen verfüge, ob er Sachverhalte kritisch hinterfrage und sich unklare Sachverhalte selbstständig erklären könne, ob er Unbestimmtheit als Herausforderung oder als Bedrohung erlebe und ob er über ein differenziertes Weltbild verfüge.

Als Weltbild bezeichnet Halcour (2002: 26) das Vorwissen und die Werthaltungen, mit denen ein Mensch die Welt und sich selbst betrachtet. Es wirke als Wahrnehmungsschema und bestimme, welchen Zugang der Betrachter zu einem Kunstwerk wähle, ob er

versuche, das Dargestellte zu entschlüsseln, oder ob er es auf sich wirken lasse (Halcour 2002: 127 f.).

Um in einem Kunstwerk ausgedrückte Gefühle nachzuempfinden oder sich emotional von einem Kunstwerk ansprechen zu lassen, müssten – ebenso wie für die Wahrnehmung im Allgemeinen – Schemata vorhanden sein, die es dem Betrachter ermöglichen, die entsprechenden emotionsrelevanten Aspekte zu identifizieren. Diese Schemata seien auch kulturell geprägt: Halcour hat in ihrer Untersuchung zehn Deutsche und elf Inder dazu interviewt, wie sie Gemälde von Edward Hopper, Suruchi Chand und Albrecht Dürer interpretieren und emotional erfahren. Einige der indischen Interviewten fassten Hoppers Bild anders auf als die deutschen Befragten und die indischen Studienteilnehmer, die längere Zeit im europäischen oder amerikanischen Ausland gelebt hatten (Halcour 2002: 268). So waren die betreffenden indischen Personen gar nicht auf die Idee gekommen, dass in dem Gemälde von Hopper Gefühle ausgedrückt sein könnten. Sie hatten stattdessen versucht, die abgebildeten Personen nach ihrer sozialen Rolle einzuordnen. Halcour (2002: 269) führt das auf die hierarchische Organisation der indischen Gesellschaft zurück. Um in einer solchen Gesellschaft das Verhalten des anderen voraussagen zu können, sei es wichtig, dessen gesellschaftliche Position zu kennen. In individualisierten Gesellschaften wie der deutschen komme es dagegen viel stärker auf die Befindlichkeiten des Einzelnen an. Das heiße nicht, dass Personen aus traditionellen Gesellschaften Gefühlsausdrücke auf Gemälden nicht deuten könnten, das Ausdrucksverhalten scheine kontextuell jedoch anders eingebunden zu sein als in individualisierten Gesellschaften.

Zudem werde der Vermittlung von kunsthistorischem Wissen im indischen Schulsystem keine große Bedeutung beigemessen. Dass die indischen Befragten Hoppers emotionale Botschaft nicht entschlüsseln konnten, könne daher auch auf ihr fehlendes Vorwissen zurückzuführen sein.

Halcour untersucht weiterhin, wie sich die Stimmungen von Rezipienten und das Erleben von Kunst gegenseitig beeinflussen. Ob ein Betrachter bereit sei, die eigene Stimmung der im Kunstwerk ausgedrückten Stimmung anzupassen, hänge davon ab, ob er

seine Kompetenz als ausreichend erachte, um mit der Stimmung des Kunstwerkes zurechtzukommen. Gerade die Bereitschaft, sich mit unangenehmen Emotionen in Kunstwerken auseinanderzusetzen, sei an diese Kompetenz gebunden, meint Halcour (2002: 271).

Auch die momentane „inhaltliche“ Stimmung beeinflusst nach Halcour (2002: 270), ob sich ein Rezipient darauf einlässt, die im Kunstwerk wahrnehmbare Emotion nachzuerleben. Passten die eigene Stimmung und die im Kunstwerk ausgedrückten Emotionen zusammen, komme es zu einem intensiven Gefühlserlebnis. Halcour (2002: 272) verdeutlicht das an der Wahl eines Musikstücks: Zu einem melancholischen Herbstabend passe ein trauriger Chopin-Walzer, nicht aber zu einer fröhlichen, ausgelassenen Gesellschaft.

Halcour macht in ihrer Studie ebenfalls deutlich, dass das emotionale Erleben eines Kunstwerks davon geprägt ist, über welches Vorwissen der Betrachter verfügt. Nur wenn ein Rezipient über entsprechende, zum Teil kulturell geprägte Schemata verfüge, könne er emotionsrelevante Aspekte in einem Bild erkennen. Zudem arbeitet Halcour heraus: Der Betrachter müsse sich kompetent fühlen, um sich von einem Kunstwerk emotional ansprechen zu lassen, und er müsse in der Stimmung sein, sich emotional auf ein Bild einzulassen. Diese Erkenntnis muss ebenfalls in der Studie über die Besucher des Holocaust-Denkmals berücksichtigt werden.

7. Untersuchungsvariablen, Hypothesen, Untersuchungsmethode und Untersuchungsinstrument

Im ersten Schritt werden die abhängigen und die unabhängigen Variablen für die Untersuchungshypothesen definiert. Anschließend erfolgt, abgeleitet aus dem theoretischen Teil der Arbeit, die Formulierung von neun Hypothesen. Dann wird die Untersuchungsmethode – eine quantitative Befragung mittels eines standardisierten Fragebogens – beschrieben. Es folgt die Operationalisierung der Hypothesen, indem der Fragebogen entwickelt wird.

7.1. Herleitung der abhängigen und der unabhängigen Variablen

In dieser Arbeit wird nicht zwischen den Begriffen Wahrnehmung, Rezeption und Wirkung unterschieden. Sie werden synonym verwendet. Für die Herleitung der abhängigen Variablen muss jedoch erläutert werden, was unter den Begriffen inhaltlich zu verstehen ist. Die verwendete Definition stützt sich auf den medienwissenschaftlichen Wirkungsbegriff von Guido Zurstiege (2007: 173). Danach können als Medien im weitesten Sinne alle Objekte oder Gegenstände verstanden werden, die eine Botschaft transportieren – so auch Denkmäler.

Zurstiege (2007: 173) unterscheidet in seiner Definition von Wirkung zunächst zwischen strukturellen und semantischen Wirkungen von Medien. Unter strukturellen Wirkungen versteht er gesamtgesellschaftliche Veränderungen aufgrund der Medienangebote. Dagegen würden semantische Wirkungen direkt bei den Rezipienten angestoßen. In der vorliegenden Studie werden ausschließlich semantische Wirkungen untersucht. Sie können nach Zurstiege (2007: 173) in kognitive, emotionale und konative Wirkungen unterschieden werden.

Die kognitiven Wirkungen des Denkmals werden über die folgenden abhängigen Variablen erhoben: 1. Das Denkmal soll den Betrachter zu Interpretationen anregen, 2. der Besucher soll es in einen Gegenwartsbezug stellen können, 3. es soll Fragen bei ihm auslösen.

Der Variable, das Denkmal solle zur Interpretation anregen, liegt die im Kapitel 3 dargestellte Erkenntnis zugrunde, dass Denkmäler immer eine Aussage treffen über das historische Ereignis, das sie vergegenwärtigen. Darin unterscheiden sie sich von Kunstwerken, die völlig aussagefrei sein können. Insbesondere abstrakte Denkmäler bringen ihre Aussagen jedoch nicht in konventionalisierter Zeichensprache sinnbildhaft zur Geltung. Die Botschaft kann daher verschlüsselt oder mehrdeutig sein und muss vom Betrachter decodiert werden. Abstrakte Denkmäler müssen also interpretiert werden, damit sich ihr Sinn erschließt.

Die Variable, das Denkmal solle zu Fragen anregen, wird aus der Diskussion um die Funktion von modernen Holocaust-Denkmalern hergeleitet. Wie im vierten Kapitel dargestellt wurde, haben Künstler und Architekten seit Mitte der 1990er-Jahre Denkmäler entworfen, die nicht nur zur Reflexion und Nachdenklichkeit anregen sollten, sondern dem Betrachter auch die Sicherheit im Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus nehmen sollten. Die Aussagen der Denkmäler sollten Fragen zum historischen Geschehen auslösen, bzw. die Aussagen selbst sollten infrage gestellt werden. Bezüglich des Holocaust-Denkmal soll daher geprüft werden, ob es bei den Besuchern Fragen auslöst.

Die Variable, einen Bezug zur Gegenwart im Denkmal erkennen zu können, greift auf, dass – wie im dritten Kapitel gezeigt worden ist – insbesondere Denkmäler, die an Verbrechen erinnern, mit einer Appellfunktion versehen sind. Sie sollen warnen, dass sich das erinnerte Ereignis nicht wiederholt, und weisen dadurch einen Bezug zur Gegenwart auf. In der Befragung soll daher erhoben werden, ob die Befragten im Holocaust-Denkmal einen Bezug zur Gegenwart erkennen.

Die emotionale Wirkung des Denkmals soll über die Variable erhoben werden, ob das Stelenfeld Gefühle bei den Besuchern auslöst. Aufgegriffen wird hier die zentrale Aufforderung der zweiten Wettbewerbsausschreibung für das Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Darin hieß es, das Denkmal solle sich an „die kontemplative und emotionale Empfänglichkeit des Besuchers“ richten. Auch Eisenman hatte die Wirkung des Stelenfeldes hauptsächlich im emotionalen Bereich verortet.

Die konative Wirkung des Stelenfeldes soll darüber geprüft werden, ob das Denkmal die Besucher zu einer weiteren Auseinandersetzung mit dem Thema Holocaust anregt. Diese Anforderung wurde in der ersten Wettbewerbsauslobung als eine erwünschte Wirkung des Denkmals formuliert. Auch der Ort der Information wurde dem Denkmal mit der Hoffnung angefügt, das Stelenfeld möge Besucher so beeindrucken, dass sie sich die Ausstellung über den Holocaust ansehen.

Zusätzlich zu den kognitiven, emotionalen und konativen Wirkungen des Denkmals soll erfasst werden, wie das Denkmal von den Besuchern bewertet wird. Sowohl über die erinnerungspolitische Notwendigkeit als auch über die Gestaltung und die Aussage des Denkmals diskutierten Experten 16 Jahre lang kontrovers. Es liegt daher nahe, zu erheben, ob das in der Planung so umstrittene Denkmal bei heutigen Besuchern auf Ablehnung oder Zustimmung stößt. Die positive und die negative Bewertung des Denkmals sollen daher als weitere abhängige Variablen in die Untersuchung aufgenommen werden.

Der Herleitung der unabhängigen Variablen liegt folgende Überlegung zugrunde: Kognitive, emotionale und konative Wirkungen werden vom Denkmal „nicht linear kausal erzwungen“ (Zurstiege 2007: 173). Sie hängen stattdessen vom biographischen Kontext, von spezifischen Erfahrungen der Betrachter und von der konkreten Rezeptionssituation ab (Zurstiege 2007: 173). Das Denkmal wird also nie voraussetzungslos rezipiert.

Als unabhängige Variable, mit der eine wichtige Voraussetzung der Denkmalrezeption überprüft werden soll, wird der Bildungshintergrund der Besucher ausgewählt. Dass Bildung ein relevantes Rezeptionskriterium ist, legen die kunsthistorische Theorie Bourdieu und die Untersuchungen von Pampel und von Halcour nahe. Eine weitere Variable bildet die politische Sozialisation von ost- und westdeutschen Besuchern. Darauf verweisen die Forschungsergebnisse von Heinrich und Wachsmuth und die im vierten Kapitel der Arbeit aufgezeigten unterschiedlichen Erinnerungskulturen der DDR und der Bundesrepublik. Da das Denkmal häufig von Ausländern besucht wird, wird Nationalität als weitere unabhängige Variable herangezogen, obwohl dies nicht durch Studien untermauert werden konnte. Zudem wird angenommen, dass das Alter ein Rezeptionskrite-

rium darstellt. Die Studie von Leonhard macht deutlich, dass die Generationenzugehörigkeit die Erinnerung an den Nationalsozialismus prägt. Pampel und Halcour zeigen in ihren Studien, dass die Wirkung von Gedenkstätten bzw. Kunstwerken von den Besuchsbedingungen und der Haltung der Besucher zu dem dargestellten Thema beeinflusst wird. Diese Erkenntnisse sollen ebenfalls auf die Rezeption des Denkmals übertragen werden. Vermutlich beeinflussen auch die Vorbereitung auf den Denkmalbesuch und die dem Besuch zugrunde liegende Motivation die Wirkung des Denkmals. Zudem wird angenommen, dass sich die Bewertung des Holocaust und ein familiärer Bezug zu in der nationalsozialistischen Zeit Verfolgten auf die Rezeption des Denkmals auswirken.

7.2. Hypothesen für die Untersuchung

Aus den Ableitungen der abhängigen und der unabhängigen Variablen werden im Folgenden die Hypothesen für die Untersuchung formuliert.

7.2.1. Hypothese zum Einfluss von Bildung auf die Wirkung des Denkmals

Die kunstsoziologischen Überlegungen Bourdieus, die Untersuchung zur Gedenkstättenwirkung von Pampel und jene zur psychologischen Wirkung von Kunst von Halcour lassen vermuten, dass Bildung die Denkmalrezeption beeinflusst. Nach Bourdieu kann die Rezeption eines Kunstwerks danach unterschieden werden, ob die Rezeption tiefer geht oder an der Oberfläche bleibt. Bei einer tiefer gehenden Rezeption gelingt es dem Betrachter, einen Sinnzusammenhang in einem Kunstwerk zu erkennen, auch wenn dieser nicht offensichtlich dargelegt wird. Denn der Rezipient verfügt über die Fähigkeit, Symbole zu identifizieren und zu deuten, er erkennt Stile und Epochen, entschlüsselt Verweise, Zitate und historische Ereignisse. Diese Form der Rezeption ist allerdings nur demjenigen möglich, der eine langjährige höhere Schulbildung durchlaufen hat und damit über inkorporiertes kulturelles Kapital verfügt. Ergänzend zeigen Pampels und Hal-

cours Studien: Es hängt maßgeblich vom Vorwissen des Betrachters ab, wie intensiv zum Beispiel die Thematik einer Gedenkstätte wahrgenommen wird und wie intensiv die emotionale Wirkung eines Kunstwerks ist.

Für die Rezeption des Holocaust-Denkmals wird daher angenommen: Personen mit höherer Bildung können das Denkmal tiefer gehend rezipieren. Ihre Rezeptionserfahrungen ermöglichen es ihnen, das Denkmal zu interpretieren. Ihr Vorwissen über historische Ereignisse erlaubt es ihnen, Fragen zum Denkmal zu formulieren, es in einen Bezug zur Gegenwart zu stellen und sich emotional vom Denkmal berühren zu lassen. Zudem wird vermutet, dass sie durch ihre Rezeptionserfahrungen häufiger Impulse erhalten, die sie zur weiteren Auseinandersetzung mit dem Thema Holocaust anregen.

Hypothese 1: Besucher mit höherer Bildung rezipieren das Denkmal tiefer gehend als Personen mit niedriger Bildung. Das heißt, sie werden durch das Denkmal häufiger dazu angeregt, Fragen zu stellen, können im Denkmal häufiger einen Bezug zur Gegenwart erkennen und gelangen häufiger zu einer Interpretation. Das Denkmal löst bei ihnen häufiger Gefühle aus als bei Besuchern mit niedrigerer Bildung, die sie zudem häufiger mit dem Holocaust in Verbindung bringen können. Sie werden häufiger angeregt, sich nach dem Besuch des Denkmals mit dem Thema Holocaust auseinanderzusetzen.

7.2.2. Hypothese zum Einfluss von feldspezifischem kulturellem Kapital auf die Wirkung des Denkmals

Nach Bourdieu wird kulturelles Kapital hauptsächlich durch den langjährigen Schulbesuch und im Elternhaus erworben. Jedoch haben Personen, die sich über die Schule und das Elternhaus kein oder nur geringes kulturelles Kapital aneignen konnten, die Möglichkeit, durch die wiederholte Beschäftigung mit einer spezifischen Kunstgattung feldspezifisches kulturelles Kapital zu erwerben. Ihnen gelingt die Decodierung eines Kunstwerks dieses Themenfeldes dann leichter als Rezipienten, die diese feldspezifische Beschäftigung nicht unternommen haben. Was Bourdieu für die Kunstrezeption annimmt,

kann auch für den Erwerb anderer Wissensbereiche vermutet werden: So können sich Personen mit niedrigerem Bildungsgrad eigenständig Kenntnisse über die nationalsozialistische Zeit, die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden angeeignet haben und darauf bei der Denkmalrezeption zurückgreifen. Sie werden sich das Denkmal daher vermutlich häufiger erschließen können als Personen, die solches feldspezifisches Wissen nicht erworben haben.

Bei Personen, die sich aus eigenem Interesse mit dem Thema Holocaust beschäftigt haben, ist zudem zu vermuten, dass sie aufgrund ihres Vorwissens den Denkmalbesuch nachhaltiger verarbeiten. Sie werden durch den Besuch vermutlich häufiger dazu angeregt, sich weiter mit dem Thema auseinanderzusetzen, als Personen, die dies bisher nicht getan haben.

Hypothese 2: Besucher mit niedrigerem Bildungsgrad, die sich aus eigenem Interesse Wissen über den Holocaust angeeignet haben, stellen sich häufiger Fragen, gelangen häufiger zu einer Interpretation des Denkmals, verspüren häufiger Gefühle und können häufiger einen Bezug zur Gegenwart im Denkmal erkennen. Sie werden außerdem häufiger angeregt, sich nach dem Besuch weiter mit dem Holocaust zu beschäftigen, als Personen mit einem niedrigeren Bildungsgrad, die sich nicht aus eigenem Interesse Wissen über den Holocaust angeeignet haben.

7.2.3. Hypothese zum Einfluss, den die Sozialisation in der DDR oder in der Bundesrepublik auf die Wirkung des Denkmals hat

Wie im vierten Kapitel über die Denkmalsetzungen der beiden deutschen Staaten gezeigt wurde, erinnerte die DDR erst in den späten Achtzigerjahren an die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. Die herausragende Bedeutung des Holocaust wurde offiziell nie anerkannt. Juden galten im Verständnis der DDR-Geschichtsschreibung neben Polen und Sowjetbürgern zwar „als eine der großen Opfergruppen“ (Leonhard 2002: 89), die besondere Relevanz, die die Judenverfolgung im nationalsozialistischen Herrschaftskonzept einnahm, wurde aber nicht akzeptiert (Leonhard 2002: 89). Der Holo-

caust wurde daher in der Erinnerungskultur der DDR selten thematisiert. In der Bundesrepublik galt der Holocaust dagegen spätestens seit dem Ende der Siebzigerjahre als eines der zentralen Verbrechen des Nationalsozialismus, und die Verfolgung der Juden hatte in der Gedenkkultur einen wichtigen Stellenwert (Leonhard 2002: 104). Da Wachsmuth und Heinrich in ihren Studien zeigen, dass Ost- und Westdeutsche in ihren individuellen Erinnerungen tatsächlich durch die offiziellen Erinnerungspolitiken der beiden deutschen Staaten geprägt worden sind, kann angenommen werden, dass auch ihr Blick auf das Denkmal unterschiedlich ist.

Es wird vermutet, dass DDR-sozialisierte Besucher sich das Denkmal seltener erschließen können, da der Holocaust in der Erinnerungskultur der DDR einen geringeren Stellenwert einnahm. Außerdem steht das Holocaust-Denkmal in westlicher künstlerischer Tradition, die DDR-Sozialisierten weniger vertraut ist. Weiterhin kann angenommen werden, dass die DDR-Sozialisierten dem Denkmal häufiger mit Befremden gegenüberstehen und diesem deshalb kritisch begegnen. Denn wie im Kapitel 5 zur Entstehung des Denkmals aufgezeigt wurde, handelte es sich beim Holocaust-Denkmal um ein westdeutsch geprägtes Projekt. Seine Ursprünge lagen vor der Wiedervereinigung, und an den langjährigen Debatten um seine Entstehung nahmen außer Wolfgang Thierse kaum ostdeutsche Politiker, Künstler oder Intellektuelle teil.

Hypothese 3: Bei DDR-sozialisierten Besuchern löst das Denkmal seltener Fragen aus, und sie verspüren seltener Gefühle am Denkmal. Sie erkennen seltener einen Gegenwartsbezug und gelangen seltener zu einer Interpretation. Sie bewerten das Denkmal oder Details des Denkmals häufiger als bundesrepublikanisch sozialisierte Besucher negativ und seltener positiv. Häufiger als bundesrepublikanisch Sozialisierte stehen sie einem zentralen Holocaust-Denkmal ablehnend gegenüber.

7.2.4. Hypothese zum Einfluss der Nationalität auf die Wirkung des Denkmals

Vergleichende Studien zu der Frage, ob sich Deutsche in ihren Einstellungen zur Erinnerung an den Holocaust von Ausländern unterscheiden, existieren bisher nicht. Für diese Untersuchung wird jedoch vermutet: Entscheidend für die Haltung, mit der Befragte verschiedener Nationalitäten dem Denkmal entgegentreten, ist das jeweilige politische Verhältnis, in dem ihre Herkunftsstaaten zum nationalsozialistischen Deutschland standen. Als wesentlich wird der Unterschied zwischen deutschen Besuchern als Nachkommen der Täter und allen anderen ausländischen Besuchern angesehen. Denn ganz gleich, ob ausländische Besucher aus Staaten kommen, die vom nationalsozialistischen Deutschland überfallen worden sind, die mit diesem kollaboriert haben oder die von der nationalsozialistischen Politik kaum berührt worden sind: Entscheidend ist, dass die Initiative für die Ermordung der europäischen Juden von den Deutschen ausgegangen ist und Deutsche die Hauptverantwortlichen für dieses Verbrechen gewesen sind. Die bewusste oder unbewusste Auseinandersetzung mit dieser historischen Schuld prägt – so die Annahme – auch gegenwärtig das Verhältnis der Deutschen zum Holocaust. Es wird daher vermutet, dass Deutsche auf das Denkmal häufiger mit Schuldabwehr reagieren, ihm daher ablehnender gegenüberstehen und es kritischer bewerten als ausländische Besucher.

Hypothese 4: Ausländische Besucher bewerten das Denkmal oder Details des Denkmals häufiger positiv und seltener negativ als deutsche Besucher. Sie befürworten ein zentrales Holocaust-Denkmal häufiger als deutsche Befragte.

7.2.5. Hypothese zum Einfluss des Alters auf die Wirkung des Denkmals

Leonhard (2002: 306-308) arbeitet in ihrer Studie über die Bedeutung des Nationalsozialismus für unterschiedliche Generationen heraus, dass sich die Empathie für das Leiden der Juden mit dem zeitlichen Abstand zum Nationalsozialismus entwickle. So seien für die sogenannte erste Generation, die die nationalsozialistische Zeit selbst erlebt

habe, die eigenen Leiden während des Zweiten Weltkrieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit präsenter als das Unrecht, das anderen geschehen sei. Die zweite Generation orientiere sich hauptsächlich an den Erzählungen der ersten. Dagegen messe die durch schulische Sozialisation und öffentliche Gedenkkultur geprägte dritte Generation dem Holocaust große Bedeutung bei und stehe dem Leiden der Juden empathisch gegenüber. Diese unterschiedliche Fähigkeit, Empathie für die jüdischen Opfer zu empfinden, soll auf die Rezeption des Denkmals übertragen werden.

Leonhard untersucht Familien und nimmt entsprechend der biologischen Gegebenheiten eine Unterteilung in drei Generationen vor. Da am Denkmal nicht die Angehörigen einer Filiationslinie befragt werden sollen, wird diese Unterteilung nicht übernommen. Stattdessen wird vermutet: Je jünger die Besucher des Denkmals sind, desto häufiger verspüren sie Gefühle für die Opfer des Holocaust. Dementsprechend wird auch das Denkmal bei ihnen häufiger Gefühle auslösen.

Da sich Leonhards Forschungsergebnisse nur auf deutsche Befragte beziehen und keinerlei Erkenntnisse über ausländische Besucher vorliegen, wird diese Hypothese nur auf deutsche Besucher bezogen.

Hypothese 5: Je jünger die deutschen Befragten sind, desto häufiger verspüren sie Gefühle am Denkmal.

7.2.6. Hypothese zum Einfluss der Besuchsvorbereitung auf die Wirkung des Denkmals

Nach Pampel und Halcour entscheidet das Vorwissen, wie intensiv eine Gedenkstätte oder ein Kunstwerk wahrgenommen wird. Halcours Ergebnisse verweisen zudem darauf, dass die Einstimmung auf ein Kunstwerk die Intensität des emotionalen Kunsterlebens beeinflusst. Für die Denkmalbesichtigung wird angenommen: Wer sich auf den Besuch vorbereitet, ist inhaltlich besser über das Denkmal informiert, setzt sich intensiver mit diesem auseinander und ist daher eher in der Lage, es sich zu erschließen, als ein unvorbereiteter Besucher. Vorbereitete Besucher sind zudem besser auf das Denkmal

eingestimmt. Sie haben eine ungefähre Vorstellung davon, was sie erwartet, und können Emotionen, die das Denkmal hervorrufen kann, besser zulassen.

Als Varianten der Vorbereitung können auch die Teilnahme an einer Führung durch das Denkmal oder der Besuch des Ortes der Information angesehen werden. Denn beide Aktivitäten führen dazu, dass die Besucher spezifische Informationen über den Holocaust und das Denkmal erhalten. Diese erleichtern es den Besuchern vermutlich, sich auf das Denkmal einzulassen und es sich zu erschließen.

Hypothese 6: Personen, die sich auf den Denkmalbesuch vorbereitet haben, an einer Führung teilgenommen oder den Ort der Information besichtigt haben, stellen häufiger Fragen, gelangen häufiger zu einer Interpretation, erkennen häufiger einen Bezug des Denkmals zur Gegenwart und verspüren häufiger Gefühle als Personen, die sich nicht auf den Besuch vorbereitet, nicht an einer Führung teilgenommen oder den Ort der Information besichtigt haben.

7.2.7. Hypothese zum Einfluss der Besuchsmotivation auf die Wirkung des Denkmals

Pampel stellt in seiner Untersuchung fest: Intrinsisch motivierte Gedenkstättenbesucher setzten sich intensiver mit den Themen der Gedenkstätte auseinander. Sie zeichneten sich stärker durch Nachdenklichkeit aus als extrinsisch motivierte Besucher und würden häufiger zu Fragen angeregt. Daraus wird für die Rezeption des Denkmals geschlossen: Personen, die das Stelenfeld intrinsisch motiviert besuchen, bringen ihm insgesamt mehr Aufmerksamkeit entgegen. Sie stellen sich häufiger Fragen zum Denkmal, bemühen sich häufiger um eine Interpretation und lassen sich häufiger emotional auf das Denkmal ein als Besucher, die das Stelenfeld extrinsisch motiviert besichtigen. Wenn die Beschäftigung mit einem Thema oder Gegenstand aus eigenem Interesse erfolgt, ist außerdem eine zustimmende Haltung wahrscheinlich. Deswegen wird angenommen, dass Befragte, deren Denkmalbesuch intrinsisch motiviert ist, das Denkmal häufiger po-

sitiv bewerten und seltener kritisieren als Besucher, die es extrinsisch motiviert besuchen.

Hypothese 7: Personen, die das Denkmal intrinsisch motiviert besuchen, stellen häufiger Fragen, haben häufiger eine Deutung, verspüren häufiger Gefühle und bewerten das Denkmal oder Aspekte des Denkmals häufiger positiv und seltener negativ als Besucher, die extrinsisch motiviert zum Denkmal kommen.

7.2.8. Hypothese zum Einfluss, den die Bewertung des Holocaust auf die Wirkung des Denkmals hat

Nach Pampel beeinflusst auch die Bewertung eines geschichtlichen Ereignisses die Wahrnehmung einer Gedenkstätte und entscheidet darüber, wie intensiv sich die Besucher mit der Thematik der Gedenkstätte auseinandersetzen. Übertragen auf die Denkmalrezeption wird daher vermutet: Besucher, die dem Holocaust als historischem Ereignis eine hohe Relevanz beimessen, setzen sich intensiver mit dem Denkmal auseinander.

Hypothese 8: Personen, die die Beschäftigung mit dem Holocaust für wichtig halten, stellen häufiger Fragen zum Denkmal, gelangen häufiger zu einer Interpretation und stellen häufiger einen Bezug zur Gegenwart her als Personen, die die Beschäftigung mit dem Holocaust nicht für wichtig halten.

7.2.9. Hypothese zum Einfluss, den ein familiärer Bezug zu nationalsozialistisch Verfolgten auf die Wirkung des Denkmals hat

Pampel hat in seiner Untersuchung auch Besucher befragt, die einen persönlichen Bezug zu den Themen der Gedenkstätte hatten, weil Verwandte dort inhaftiert gewesen waren. Diese Besucher empfanden häufiger als andere Besucher unangenehme Gefühle wie Angst, Beklemmung und Verunsicherung. Ursache für diese Gefühle ist ein subjektiv hoch empfundener Grad von Nähe zum Thema. Auch am Stelenfeld könnte es Besucher geben, die durch das Denkmal besonders berührt sind, weil Verwandte von ihnen

im Nationalsozialismus verfolgt oder ermordet worden sind. Es wird davon ausgegangen, dass das Denkmal nicht nur Angehörige jüdischer Verfolgter in besonderer Weise anspricht, sondern auch Angehörige aller anderen Opfer des Nationalsozialismus durch das Stelenfeld an das Schicksal ihrer Verwandten erinnert werden.

Hypothese 9: Besucher, die einen familiären Bezug zu im Nationalsozialismus Verfolgten haben, empfinden häufiger Gefühle am Denkmal als Besucher, die einen solchen familiären Bezug nicht haben.

7.3. Die Untersuchungsmethode

Die aus den theoretischen Erkenntnissen abgeleiteten Hypothesen werden im weiteren Verlauf der Untersuchung überprüft. Getestet werden Zusammenhänge zwischen verschiedenen Variablen, also der Zusammenhang zwischen der Wirkung des Denkmals auf die Besucher und ihrem Bildungshintergrund, ihrem feldspezifischen Wissen zum Thema Holocaust, ihrer Nationalität, ihrem Alter, ihrer ost- oder westdeutschen Herkunft, den Besuchsumständen und ihrer Haltung zur Erinnerung an den Holocaust. Zu diesem Zweck wurde eine quantitative Untersuchung mithilfe eines standardisierten Fragebogens durchgeführt.

Der Fragebogen enthält auch einige offene Fragen. Mit ihrer Hilfe werden bestimmte Besucherreaktionen auf das Denkmal inhaltlich genauer erfasst und Bewertungen zum Denkmal erfragt. Diese für eine quantitative Studie ungewöhnliche Vorgehensweise wurde gewählt, weil bisher keinerlei empirische Aussagen erhoben wurden, welche Reaktionen das Denkmal bei den Betrachtern hervorruft. Die Ergebnisse ersetzen vertiefende qualitative Studien nicht. Sie ermöglichen aber einen ersten Einblick in die Gedanken- und Gefühlswelt der Befragten. Im neunten Kapitel werden diese Ergebnisse dargestellt.

Da für diese Studie nur Besucher des Denkmals interviewt werden sollen, wird als Methode eine Straßenbefragung am Denkmal gewählt. Als Besucher des Denkmals werden Personen definiert, die erstens durch das Denkmal hindurchgegangen sind und zweitens

wissen, dass sie sich am Denkmal für die ermordeten Juden Europas befinden. Als Befragungsort wird die Hannah-Arendt-Straße am östlichen Rand des Denkmals ausgesucht. Die Wahrscheinlichkeit, dass Besucher bereits durch das Denkmal durchgegangen sind, wenn sie diesen Standort erreichen, wird als höher eingeschätzt als beispielsweise an der Ebertstraße, die das Brandenburger Tor mit dem Potsdamer Platz verbindet.

Mittels einer Straßenbefragung wird keine repräsentative Studie erstellt, da eine Straßenbefragung zu einer systematisch verzerrten, selektiven Stichprobe führt (Diekmann 2001: 326). Die interviewten Personen stellten keine Zufallsstichprobe der Berliner Bevölkerung und der Touristen dar, weil die Auswahl nicht nach einem statistischen Zufallsprinzip erfolgte: Nicht jeder Besucher des Denkmals hatte die gleiche von null verschiedene Wahrscheinlichkeit, an der Untersuchung teilzunehmen. Trotz dieser methodischen Schwäche wurde eine Straßenbefragung gewählt, da nur sie die Möglichkeit bot, Besucher direkt am Denkmal zu interviewen.

Zu der Frage, ob Zusammenhangshypothesen auch an willkürlichen Stichproben getestet werden können, existieren unterschiedliche Meinungen. Die Soziologen Rainer Schnell, Paul B. Hill und Elke Esser (1993: 306) vertreten die Haltung, dies sei nur mittels repräsentativer Stichproben möglich. Dagegen nimmt der Soziologe Andreas Diekmann (2001: 369) an, dass Zusammenhangshypothesen auch an willkürlichen Stichproben getestet werden könnten, wenn sie raumzeitlich unbegrenzt gültig sein sollten. Denn eine Stichprobe erzeuge immer eine spezielle soziale Gruppierung. Diekmann meint daher, dass eine willkürliche Stichprobe genauso geeignet sei, um Zusammenhangshypothesen zu überprüfen wie eine Zufallsstichprobe. Diese Position soll jedoch nicht unhinterfragt auf diese Untersuchung übertragen werden. Denn Verzerrungen aufgrund der willkürlichen Auswahl der Besucher können Korrelationen erzeugen, die in einer Zufallsstichprobe nicht aufgetreten wären. Um zu prüfen, ob die Daten robust gegenüber möglichen Verzerrungen sind und die Ergebnisse verallgemeinert werden können, werden die mittels der Straßenbefragung erhobenen Daten daher im neunten Kapitel Over-sampling-Tests unterzogen.

7.4. Das Untersuchungsinstrument: der Fragebogen für die Besucher des Denkmals

Die Hypothesen werden nun im Prozess der Entwicklung des Untersuchungsinstruments operationalisiert. Dabei wird in Klammern jeweils auf die Hypothesen verwiesen, auf die sich die Fragen im Fragebogen beziehen.

Anfang August 2009 wurde zunächst ein Pretest mit 50 Denkmalbesuchern durchgeführt. Die Fragen waren für alle Interviewten verständlich gewesen. Es ergaben sich lediglich zwei Veränderungen für den endgültig verwendeten Fragebogen: Bei den Fragen 2 und 10 wurde je eine weitere Antwortmöglichkeit hinzugefügt.

Der für die Hauptuntersuchung verwendete Fragebogen (siehe S. 262) gliedert sich in drei thematische Teile: Der erste Teil enthält Fragen zu den Umständen des Besuchs. Im zweiten Teil werden Fragen zur Wirkung und Bewertung des Denkmals gestellt, im dritten Teil soziodemographische Merkmale erfasst, das Interesse am Thema Holocaust und die Einstellung der Besucher zur Erinnerung an den Holocaust erhoben.

Die erste Frage ermittelt, ob die Interviewten den Besuch des Denkmals geplant haben oder ob sie zufällig gekommen sind. Es handelt sich um eine Filterfrage: Nur wer das Denkmal gezielt besucht, kann sich auf den Besuch vorbereitet haben. Ob sich Interviewte, die das Denkmal geplant besichtigen, inhaltlich auf den Besuch vorbereitet haben, wird als Nächstes erfasst. So kann überprüft werden, ob sich vorbereitete Interviewte das Denkmal häufiger erschließen können als unvorbereitete (**Hypothese 6**). Was als Vorbereitung verstanden wird, bleibt der Selbsteinschätzung der Befragten überlassen. Fragen die Besucher nach, wird als Beispiel angeführt, dass sich die Interviewten anhand eines Reiseführers oder im Internet über das Denkmal informiert haben.

Die zweite Frage erfasst, ob die Interviewten das Denkmal aus eigenem Interesse besuchen. So soll überprüft werden, ob die Befragten das Denkmal intrinsisch oder extrinsisch motiviert besichtigen (**Hypothese 7**). Die Interviewten können zwischen drei Antwortmöglichkeiten wählen und die Frage bejahen, verneinen oder angeben, dass sie das Denkmal im Rahmen eines Programms (zum Beispiel mit einer Schulklasse oder einer Stadtführung) besuchen, die Besichtigung jedoch nicht als lästigen Programmpunkt

empfinden. Letztere Antwortmöglichkeit wurde nach dem Pretest hinzugefügt, da insbesondere Lehrer, die das Denkmal wiederholt mit einer Schulklasse besichtigten, nicht gewusst hatten, wie sie die Frage beantworten sollten.

Sofern die Befragten geplant zum Denkmal gekommen sind, wird in der dritten Frage ermittelt, ob sie auch beabsichtigen haben, in den Ort der Information zu gehen. In der Kombination mit der folgenden Frage kann diese Frage zeigen, ob sich die Interviewten durch den Denkmalbesuch zu einer vermehrten Auseinandersetzung mit dem Thema Holocaust anregen ließen: Wenn die Interviewten den Besuch des Ortes der Information ursprünglich nicht geplant, die Ausstellung aber dennoch besichtigt haben, wird dies als Hinweis gewertet, dass das Denkmal zu einer vertiefenden Auseinandersetzung mit dem Thema Holocaust angeregt hat (**Hypothese 1, Hypothese 2**).

Die vierte Frage richtet sich an alle Interviewten und erhebt, ob die Besucher den Ort der Information bereits besichtigt haben – entweder am Tag der Befragung oder zu einem anderen Zeitpunkt. Bejahen die Interviewten diese Frage, wird die Besichtigung der unterirdischen Ausstellung als Vorbereitung auf den Denkmalbesuch gewertet, und es wird geprüft, ob sich diese Befragten das Denkmal häufiger erschließen können als Befragte, die den Ort der Information nicht kennen (**Hypothese 6**).

Die fünfte Frage erfasst eine weitere Variante der Vorbereitung auf den Denkmalbesuch. Getestet wird, ob sich Befragte das Denkmal häufiger erschließen können, wenn sie als Vorbereitung an einer Führung durch das Denkmal teilgenommen haben (**Hypothese 6**).

Die Fragen 6 bis 12 bilden den zweiten Teil des Fragebogens. Es geht in diesem Abschnitt darum, Besucherreaktionen auf das Denkmal zu erfassen und Bewertungen über das Denkmal aufzunehmen. Um die Reaktionen der Besucher inhaltlich genauer zu ermitteln, werden die geschlossenen Fragen um je eine offene ergänzt. Dabei werden keine Antwortkategorien vorgegeben. Denn offene Fragen ohne inhaltliche Vorgabe rufen jene Assoziationen hervor, die im Gedächtnis präsent sind. Dagegen führen geschlossene Items zu Wiedererkennungseffekten in Bezug auf den durch den Stimulus angesprochenen Inhalt (Heinrich 2002: 121).

In der sechsten Frage geht es darum, ob das Stelenfeld bei den Interviewten Fragen ausgelöst hat (**Hypothese 1, Hypothese 2, Hypothese 3, Hypothese 6, Hypothese 7, Hypothese 8**). Falls das zutrifft, werden die Besucher gebeten, diese Fragen zu nennen.

Die siebte Frage ermittelt, ob die Besucher eine Deutung für das Denkmal haben (**Hypothese 1, Hypothese 2, Hypothese 3, Hypothese 6, Hypothese 7, Hypothese 8**). Wenn dies zutrifft, wird den Interviewten auch hier nachfolgend eine offene Frage gestellt, die erfasst, welche Interpretationen ihnen zum Stelenfeld einfallen.

In der achten Frage wird geprüft, ob das Stelenfeld bei den Besuchern Gefühle ausgelöst hat (**Hypothese 1, Hypothese 2, Hypothese 3, Hypothese 5, Hypothese 6, Hypothese 7, Hypothese 9**). Im Fall einer positiven Antwort wird anschließend erhoben, welche Gefühle die Interviewten empfunden haben. Mit einer vertiefenden Frage soll überprüft werden, ob die ausgelösten Gefühle für die Besucher mit dem Holocaust in Verbindung stehen. Schließlich könnten die Besucher auch Gefühle verspüren, die andere Ursachen haben (**Hypothese 1**).

Die neunte, zehnte und elfte Frage ermöglichen es den Besuchern, das Denkmal zu bewerten. Zunächst wird erfasst, ob es etwas gibt, das den Besucher am Stelenfeld missfällt (**Hypothese 3, Hypothese 4, Hypothese 7**). Eventuell scheuen sich Befragte, Kritik zu äußern, weil sie glauben, die Interviewerin stehe dem Denkmal positiv gegenüber. Dann käme es systematisch zu verzerrten Antwortreaktionen (Stocké 2004: 303). Zur Vermeidung ist es nach Diekmann (2001: 384 f.) sinnvoll, die Frage suggestiv zu formulieren. Um die Besucher zu Kritik anzuregen, wird die abweichende Meinung im einleitenden Fragetext als normale Meinung dargestellt. Die Frage lautet deswegen: „Vielen Personen gefällt das Stelenfeld nicht. Gibt es etwas, das Ihnen am Stelenfeld nicht gefällt?“ Wird diese Filterfrage positiv beantwortet, werden die Interviewten gebeten zu benennen, was ihnen nicht gefällt.

Ob den Besuchern etwas am Denkmal gefällt, wird in der zehnten Frage erhoben (**Hypothese 3, Hypothese 4, Hypothese 7**). Bejahen die Interviewten die Frage, wird aufgenommen, was ihnen zusagt.

Als Nächstes wird die grundsätzliche Zustimmung oder Ablehnung zu einem zentralen Holocaust-Denkmal noch einmal zugespitzt erfragt. Die Interviewten sollen sich dazu äußern, ob sie es für richtig halten, dass überhaupt ein zentrales Denkmal gebaut worden ist (**Hypothese 3, Hypothese 4**). Damit sollen sie die Möglichkeit erhalten, ihre Haltung zur Erinnerung an den Holocaust auszudrücken – unabhängig davon, ob ihnen das konkret errichtete Denkmal zusagt. Die Besucher können die Frage bejahen, verneinen oder die Antwortmöglichkeit „Ich weiß nicht“ wählen. Letztere Option wurde nach dem Pretest hinzugefügt, da sich mehrere Teilnehmer einer Antwort enthalten wollten.

Mit der zwölften Frage soll herausgefunden werden, ob das Denkmal für die Interviewten einen Bezug zur Gegenwart aufweist (**Hypothese 1, Hypothese 2, Hypothese 3, Hypothese 6, Hypothese 8**). Beantworten sie diese Frage positiv, wird erfasst, welchen Bezug zur Gegenwart sie im Denkmal erkennen.

Mit der dreizehnten Frage beginnt der dritte Teil des Fragebogens, der die Einstellung der Besucher zum Holocaust und die soziodemographischen Merkmale erfasst. Zunächst wird erhoben, wie wichtig die Interviewten die Beschäftigung mit dem Holocaust für sich einschätzen (**Hypothese 8**). Sie können zwischen den Antworten „weniger wichtig“, „wichtig“ und „sehr wichtig“ wählen.

Die vierzehnte Frage ermittelt, ob sich die Interviewten bereits aus eigenem Interesse mit dem Holocaust beschäftigt haben und daher vertieftes Wissen über das Thema haben (**Hypothese 2**). In Verbindung mit dem soziodemographischen Merkmal Bildungsgrad, das in Frage 16 erhoben wird, kann so die Verfügung über feldspezifisches Kapital erfragt werden.

Mit der fünfzehnten Frage wird erfasst, ob die Besichtigung des Stelenfeldes bei den Interviewten den Wunsch ausgelöst hat, sich mehr mit dem Holocaust auseinanderzusetzen (**Hypothese 1, Hypothese 2**).

Um die Hypothese zu überprüfen, dass sich Personen mit höherer Bildung das Denkmal häufiger erschließen können als Personen mit niedrigerer Bildung, wird in Frage 16 der höchste Schulabschluss erhoben bzw. bei Schülern die Klassenstufe und der Schultyp.

Wenn die Interviewten über Abitur oder Fachhochschulreife verfügen, wird zudem aufgenommen, ob sie auch studiert haben oder noch studieren. Ausländische Besucher werden nur danach gefragt, ob sie über ein Studium verfügen (**Hypothese 3**). Als höher gebildet gelten Befragte, die studiert haben. Diese sehr hohe Qualifikation wurde herangezogen, weil Schulabschlüsse im internationalen Vergleich zu große Differenzen aufweisen.

In der siebzehnten Frage wird die Nationalität erfasst (**Hypothese 3, Hypothese 4**), in der achtzehnten Frage das Geburtsjahr der Besucher, über das ihr Alter errechnet werden kann (**Hypothese 3, Hypothese 5**).

Die neunzehnte Frage ist eine Filterfrage und richtet sich nur an deutsche Besucher, die vor 1971 geboren sind. Es wird ermittelt, ob diese Befragten größtenteils in der DDR oder in der Bundesrepublik aufgewachsen sind. Das Jahr 1971 wird als Stichjahr gewählt, weil die Interviewten dann zum Zeitpunkt des Mauerfalls erwachsen waren und gänzlich oder über lange Zeit in der DDR oder in der Bundesrepublik sozialisiert worden sind (**Hypothese 3**).

Es wurde die Hypothese aufgestellt, dass das Denkmal bei Personen, die einen familiären Bezug zu im Nationalsozialismus Verfolgten haben, häufiger Gefühle auslöst als bei Personen ohne persönlichen Bezug. Der persönliche Bezug wird darüber operationalisiert, ob die Befragten Verwandte haben, die im Nationalsozialismus verfolgt worden sind (**Hypothese 9**). Da es sich um eine sehr persönliche Frage handelt, sollen die Interviewten explizit darauf hingewiesen werden, dass sie diese Frage nicht beantworten müssen.

Aus statistischen Gründen wird abschließend das Geschlecht der Befragten festgehalten, obwohl zur Wirkung des Denkmals auf Männer und Frauen keine Hypothese vertreten wird. Es wird angenommen, dass das Geschlecht keine entscheidende Rolle für die Erschließung des Denkmals spielt, da historisches Wissen bei männlichen und weiblichen Denkmalbesuchern etwa gleich verteilt sein sollten.

Der Fragebogen ist in einfacher Sprache formuliert, auf Fremdwörter wird verzichtet. Zudem wird der Fragebogen ins Englische übersetzt, damit auch nicht deutschsprachige Besucher interviewt werden können.

8. Bildung, Nationalität, Alter ... Zum Einfluss soziodemographischer Merkmale auf die Rezeption des Denkmals

Zunächst erfolgt die Überprüfung der Hypothesen anhand der erhobenen Daten. Da am Denkmal keine zufällige Stichprobe von Besuchern befragt wurde, könnte diese verzerrt sein. Im letzten Abschnitt des Kapitels wird daher durch Oversampling-Tests gezeigt, dass die Daten dennoch weitgehend robust gegenüber Verzerrungen sind.

8.1. Überprüfung der Hypothesen

Die auszuwertenden Fragen unterteilen sich in geschlossene und offene Fragen. Das Ergebnis einer geschlossenen Frage (zum Beispiel „Haben Sie eine Deutung für das Denkmal?“) wird dargestellt, wenn mit der Frage eine Hypothese überprüft werden sollte (zum Beispiel: Personen mit Hochschulstudium gelangen häufiger zu einer Interpretation als Personen ohne Hochschulstudium). Das Ergebnis einer geschlossenen Frage wird außerdem präsentiert, wenn keine Hypothese aufgestellt wurde, das Ergebnis jedoch statistisch signifikant ist. Als signifikant werden Korrelationen bezeichnet, die im χ^2 -Signifikanztest höchstens eine Irrtumswahrscheinlichkeit von 00,5 erreicht haben. Sie werden mit * markiert. Korrelationen, die höchstens eine Irrtumswahrscheinlichkeit von 00,1 erreicht haben, werden als sehr signifikant bezeichnet und mit ** markiert. Die Prozentzahlen werden gemäß der gängigen Regeln auf ganze Zahlen gerundet angegeben.

Die Antworten auf die vertiefenden offenen Fragen (zum Beispiel „Welche Deutung haben Sie für das Denkmal?“) werden in Bezug auf die unterschiedlichen Merkmale der Interviewten nicht ausgewertet. Mit diesen Fragen sollten keine Hypothesen überprüft werden, sondern es sollte ein erster Überblick über mögliche Fragen, Interpretationen, Gefühle etc. gegeben werden. Die offenen Fragen werden daher im neunten Kapitel gemeinsam mit den einfachen Häufigkeitsverteilungen ausgewertet.

Zwischen August und September 2009 wurden 500 Besucher des Holocaust-Denkmals interviewt, durchschnittlich 15 Personen pro Tag. An der Befragung nahmen 255 Män-

ner (51 Prozent) und 245 Frauen (49 Prozent) teil. Die Interviewten waren zwischen 15 und 85 Jahre alt, das Durchschnittsalter betrug 43,5 Jahre. Es wurden 299 deutsche (60 Prozent) und 201 ausländische Besucher (40 Prozent) befragt. 13 der deutschen Interviewten (7 Prozent) waren vor 1971 geboren und in der DDR aufgewachsen. Dagegen stammten 171 deutsche Personen (93 Prozent), die vor 1971 geboren worden waren, aus der alten Bundesrepublik. 282 Personen (56 Prozent) hatten studiert, 218 Personen (44 Prozent) verfügten über einen niedrigeren Bildungsabschluss.

8.1.1. Wie wirkt das Denkmal auf Personen mit unterschiedlichem Bildungshintergrund?

Nach Bourdieu setzen die Entschlüsselung und das Verstehen von Kunstwerken kulturelles Kapital beim Rezipienten voraus. Erworben wird dieses Kapital in der Regel im Rahmen der familiären Sozialisation, vor allem aber in höheren Bildungseinrichtungen, die ihre Absolventen mit qualifizierten Abschlüssen entlassen. In dieser Studie wurde das kulturelle Kapital der Besucher über die formalen Bildungsabschlüsse erfasst.

Bei den deutschen Besuchern wurde zunächst der höchste Schulabschluss erhoben: 195 Personen (65 Prozent) verfügten über das Abitur oder die Fachhochschulreife, 83 Personen (27 Prozent) über einen niedrigeren Schulabschluss, und 23 Personen (8 Prozent) gingen noch zur Schule. Personen mit Abitur waren damit – gemessen am deutschen Bevölkerungsdurchschnitt – in dieser Befragung überproportional häufig vertreten. Nur 24 Prozent der Deutschen haben Abitur oder die Fachhochschulreife, 68 Prozent einen niedrigeren Schulabschluss, und 4 Prozent der Deutschen befinden sich noch in der schulischen Ausbildung (Bundeszentrale für politische Bildung 2008).

Um die ausländischen Befragten in den Vergleich zwischen höher und niedriger Gebildeten einzubeziehen, konnten Schulabschlüsse jedoch nicht herangezogen werden. Sie weisen im internationalen Vergleich zu große Differenzen auf. Es musste daher ein höherer Bildungsgrad – das Hochschulstudium – herangezogen werden. Da jüngere Interviewte in der Regel noch nicht über einen Hochschulabschluss verfügen, wurden jene

82 Personen unter 24 Jahren nicht in den Vergleich einbezogen, unabhängig davon, ob sie ein Hochschulstudium absolviert hatten oder nicht. Demnach verfügten 266 Befragte (64 Prozent) über ein Studium, und 152 Befragte (36 Prozent) hatten einen niedrigeren Bildungsabschluss.

Es wurde die Hypothese vertreten, dass sich Personen mit einem höheren Bildungsgrad das Denkmal häufiger erschließen können als Personen mit einem niedrigeren Bildungsgrad. Angenommen worden war: Studierte Interviewte sind häufiger in der Lage, das Denkmal zu interpretieren. Das Denkmal löst bei ihnen häufiger Fragen und Gefühle aus, und ihre Gefühle beziehen sich häufiger auf den Holocaust. Sie sehen im Denkmal außerdem häufiger einen Bezug zur Gegenwart und werden häufiger dazu angeregt, sich nach dem Besuch des Denkmals mehr mit dem Holocaust auseinanderzusetzen.

Die Ergebnisse der Befragung bestätigen diese Untersuchungshypothese weitgehend. Lediglich Fragen löste das Denkmal bei Akademikern nicht häufiger aus. Personen mit Hochschulstudium wurden außerdem durch den Denkmalbesuch nicht häufiger dazu angeregt, sich mit dem Thema Holocaust zu beschäftigen.

Zusätzlich zeigt die Auswertung der Untersuchung: Akademikern gefiel am Denkmal häufiger etwas als Nichtakademikern.

Akademiker konnten das Denkmal häufiger interpretieren als Personen ohne Hochschulabschluss.

Über eine Deutung des Denkmals verfügten 68 Prozent der studierten Besucher und 44 Prozent der Besucher ohne Studium (Tab. 1, S. 264).** Es ist anzunehmen, dass Akademiker aufgrund ihrer längeren Ausbildungszeit über eine grundlegendere Allgemeinbildung und daher auch über fundiertere kunsthistorische Kenntnisse verfügten als Personen ohne Studium. Der Umgang mit Kunst und Hochkultur dürfte ihnen generell vertrauter sein. Vermutlich näherten sie sich dem Denkmal unbefangener und vorbehaltloser. Dementsprechend könnte es ihnen leichter gefallen sein, mit der Architektursprache des Stelenfeldes umzugehen und die Denkmalgestalt zu decodieren. Auch dürften Akademiker während ihrer längeren Ausbildungszeit mehr über den Nationalsozialismus

und den Holocaust erfahren haben. Sie könnten die historischen Ereignisse der Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung der Juden der Denkmalarchitektur daher als immanenten Sinn unterlegt und in ihre Interpretation einbezogen haben.

Weiterhin kann vermutet werden, dass Akademiker die Berichterstattung über das Denkmal häufiger verfolgt hatten als Nichtakademiker. Sie könnten daher mehr über die Intentionen des Architekten gewusst haben, die mediengängigen Interpretationen des Holocaust-Denkmal könnten ihnen geläufiger gewesen sein, und sie könnten diese vergleichend und abwägend für ihre eigene Deutung herangezogen haben.

Akademiker konnten im Denkmal häufiger einen Bezug zur Gegenwart erkennen als Personen ohne Studium.

69 Prozent der Akademiker sahen im Denkmal einen Gegenwartsbezug, aber nur 54 Prozent der Personen ohne Studium (Tab. 2, S. 265).** Die Frage nach dem Bezug zur Gegenwart verweist auf erinnerungspolitische Diskussionen: Warum erinnern wir uns? Welche Bedeutung hat der Holocaust für die heutige Zeit? Wer das Denkmal in einen Gegenwartsbezug stellen will, muss sich über solche Fragen Gedanken machen. Er muss sowohl über aktuelle politische Ereignisse als auch über das historische Geschehen informiert sein. Nur wer eine Vorstellung davon hat, wie Juden im Nationalsozialismus ausgegrenzt, diskriminiert, verfolgt und ermordet worden sind, kann Unterschiede und Ähnlichkeiten zu gegenwärtigen Diskriminierungen, Ausgrenzungen und Verfolgungen benennen und die Aussage des Denkmals in Verbindung mit aktuellen Ereignissen bringen. Vermutlich waren Akademiker, die das Denkmal wesentlich häufiger in Bezug zur Gegenwart setzten als Befragte ohne Studium, diesen darin überlegen. Studien zur politischen Partizipation bestätigen zudem: Personen mit höherem Einkommens- und Bildungsstatus interessieren sich häufiger für Politik und nehmen häufiger politische Informationen auf (Rattinger 2009: 232). Mit einem geringeren Bildungsgrad nimmt das politische Interesse dagegen ab (Kohli/ Künemund 2005: 354).

Bei Akademikern löste das Denkmal häufiger Gefühle aus als bei Personen ohne Hochschulstudium.

Dass das Denkmal bei ihnen Gefühle ausgelöst hat, bestätigten 67 Prozent der Personen, die über ein Studium verfügten, und 54 Prozent der Personen ohne Studium (Tab. 3, S. 265).** Dieses Ergebnis stellt Eisenmans Behauptung, das Denkmal mache in seiner emotionalen Wirkung „keinen Unterschied zwischen einem Fabrikarbeiter und einem Intellektuellen“, infrage.

Gefühle – das zeigt Halcour in ihrer Studie über das ästhetische Erleben von Kunst – sind eng damit verknüpft, welches Wissen über einen Sachverhalt vorliegt. Um emotionsrelevante Aspekte in Kunstwerken identifizieren zu können, müssen Menschen über entsprechende Schemata verfügen. Mithilfe dieser Schemata können sie Vertrautes leichter und schneller erkennen und dementsprechend leichter Gefühle dazu entwickeln. Das heißt, Menschen erschließen sich den emotionalen Gehalt von Kunstwerken in Abhängigkeit davon, was sie bereits wissen. Es kann daher davon ausgegangen werden, dass Akademiker bei der Denkmalbesichtigung einen Vorsprung hatten. Sie dürften die emotionsrelevanten Aspekte des Denkmals wie die Enge zwischen den Stelen, die verunsichernde Anordnung der Stelen als labyrinthisches, auswegloses System, die Unebenheiten des Bodens eher rasch erfasst haben und konnten diese Aspekte mit ihrem Wissen über die Situation der Verfolgten in Verbindung bringen. Sie verspürten daher häufiger Gefühle als die Besucher ohne Hochschulstudium.

Zudem hat Halcour festgestellt: Die Bereitschaft, sich mit negativen Emotionen in Kunstwerken auseinanderzusetzen, ist eng daran gebunden, ob eine Person ihre Kompetenzen als ausreichend erachtet, um mit den wahrgenommenen Stimmungen zurechtzukommen. Auf die Denkmalrezeption bezogen könnte das bedeuten: Akademiker trauten es sich häufiger zu, sich zum Beispiel mit den aus der Gestaltung des Stelenfeldes resultierenden Gefühlen wie Orientierungslosigkeit und Verlassensein auseinanderzusetzen. Befragte ohne Studium könnten sich dies seltener zugetraut haben.

Akademiker bezogen ihre Gefühle häufiger auf den Holocaust als Personen ohne Studium.

91 Prozent der Personen mit einem abgeschlossenen Studium gaben an, die von ihnen genannten Emotionen hätten einen Bezug zum Holocaust, aber nur 77 Prozent der Personen ohne Studium (Tab. 4, S. 266).** Es ist nachvollziehbar, dass ein Zusammenhang zwischen den empfundenen Gefühlen und dem Holocaust umso leichter hergestellt werden kann, je mehr Wissen über das historische Ereignis vorhanden ist. Trauer oder Traurigkeit konnten nur entstehen, wenn den Besuchern die Leiden und Qualen der Opfer bekannt waren, und Gefühle wie Einsamkeit, Verlorenheit oder Enge, wie sie von der Denkmalarchitektur ausgelöst werden sollen, konnten nur auf den Holocaust bezogen werden, wenn die Befragten über die Verfolgungssituation der Juden Bescheid wussten.

Akademikern gefiel häufiger etwas am Denkmal als Nichtakademikern.

Überraschenderweise unterschieden sich Akademiker und Nichtakademiker auch in der Frage der Bewertung des Denkmals: 89 Prozent der Befragten mit Studium, aber nur 77 Prozent der Personen ohne Studium nannten Aspekte, die ihnen am Stelenfeld zusagten (Tab. 5, S. 266).* Da am Denkmal nicht Aspekte beurteilt werden sollten, die an bestimmte Bildungsvoraussetzungen anknüpfen wie die kunstsprachliche Rhetorik des Stelenfeldes oder der Bruch mit der Konkretion, sondern die Befragten ganz allgemein äußern konnten, was ihnen am Denkmal gefiel, ist nicht plausibel, weshalb Akademiker das Denkmal häufiger positiv bewerteten.

Bei Akademikern löste das Denkmal nicht häufiger Fragen aus als bei Nichtakademikern, und sie wurden nicht häufiger angeregt, sich weiter mit dem Holocaust auseinanderzusetzen.

Die Untersuchung widerlegt die Hypothese, dass Personen mit höherer Bildung häufiger Fragen zum Denkmal stellen als Personen mit niedrigerer Bildung (Tab. 7, S. 267). Angenommen worden war: Akademiker wissen mehr über den Holocaust und können auf dieses Wissen zurückgreifen, um Fragen zum Denkmal zu formulieren. Zudem war vermutet worden, dass sie häufiger fragend auf das Stelenfeld reagieren, weil sie diese Fähigkeit in ihrer Ausbildung besser ausprägen können.

Der Bildungsvorteil wirkte sich jedoch nicht aus. Das könnte auf die völlige Informationsfreiheit des Denkmals zurückgeführt werden: Im Stelenfeld muss kein Besucher einen Text verstehen, aufgezeigte Fakten interpretieren oder sich eine historische Photographie erschließen. Lernprozesse, die in der Regel beim Lernenden zu Fragen führen, werden vom aussagelosen Denkmal nur selten hervorgerufen. Das Stelenfeld bleibt in dieser Hinsicht anregungslos. Akademiker, von denen angenommen worden war, sie beherrschten die Wissensaneignung über Fragen besser als Nichtakademiker, konnten diese Fähigkeit nicht anwenden.

Entgegen der Vermutung äußerten Akademiker auch nicht häufiger den Wunsch, sich nach dem Denkmalbesuch mehr mit dem Thema Holocaust auseinanderzusetzen (Tab. 6, S. 266). Zu einer Besichtigung des Ortes der Information wurden sie ebenfalls nicht häufiger angeregt als Personen ohne Hochschulabschluss. Dies kann eventuell auch damit erklärt werden, dass sich 76 Prozent der Akademiker, aber nur 64 Prozent der Nichtakademiker bereits aus eigenem Interesse mit dem Holocaust beschäftigt hatten.** Wer die Beschäftigung mit dem Thema Holocaust bereits für sich entdeckt hatte, wurde offensichtlich durch den Besuch des Denkmals nicht unbedingt zu einer weiteren Auseinandersetzung angeregt. Der Denkmalbesuch wurde dann vielleicht eher als Ergänzung der bisherigen Beschäftigung begriffen.

8.1.2. Wie wirkt das Denkmal auf Personen mit feldspezifischem Wissen zum Thema Holocaust?

Bourdieu verweist darauf, dass Personen, denen der formale Weg zu höherer Bildung verschlossen geblieben ist, sich durch wiederholte Beschäftigung mit einem bestimmten Thema auf diesem Feld Kenntnisse und Wissen aneignen können. Er bezeichnet die so erworbene Bildung als feldspezifisches kulturelles Kapital. In Anlehnung an diese Definition wird der Begriff feldspezifisches Wissen hier verwendet.

Ob Besucher mit niedrigerem Bildungsgrad über feldspezifisches Wissen zum Thema Holocaust verfügten, wurde über die Frage erhoben, ob sich die Interviewten bereits aus

eigenem Interesse mit dem Holocaust beschäftigt hatten. Demnach verfügten von den insgesamt 151 Personen, die 24 Jahre oder älter waren und kein Hochschulstudium absolviert hatten, 99 Interviewte (66 Prozent) über feldspezifisches Wissen. Auf 52 Personen (34 Prozent) traf dies nicht zu. In der Hypothese war davon ausgegangen worden, dass sich Befragte mit feldspezifischem Wissen das Denkmal häufiger erschließen können. Angenommen war: Sie stellen häufiger Fragen, gelangen häufiger zu Interpretationen, verspüren häufiger Gefühle und erkennen im Denkmal häufiger einen Gegenwartsbezug. Außerdem werden sie durch das Denkmal häufiger dazu angeregt, sich nach dem Besuch des Stelenfeldes weiter mit dem Thema Holocaust zu beschäftigen, als Befragte ohne feldspezifisches Wissen.

Die Ergebnisse widerlegen die Hypothese. Interviewte, die sich feldspezifisches Wissen angeeignet hatten, unterschieden sich nicht von Interviewten, die sich kein feldspezifisches Wissen angeeignet hatten (Tab. 8, S. 267; Tab. 9, S. 268; Tab. 10, S. 269; Tab. 11, S. 269).

Ob die Interviewten über feldspezifisches Wissen verfügten, wurde über die Frage operationalisiert, ob sich diese aus eigenem Interesse mit dem Holocaust beschäftigt hatten, und beruhte damit auf der Selbsteinschätzung der Befragten. Eventuell hatten sich Studienteilnehmer, die diese Frage bejahten, jedoch nicht so tief gehend mit dem Thema befasst. Die Schlussfolgerung liegt jedenfalls nahe, dass die eigenständige Auseinandersetzung nicht ausgereicht hatte, um das Denkmal umfassender zu erschließen, als Personen, die sich nicht selbstständig mit dem Thema Holocaust beschäftigt hatten.

Personen, die sich feldspezifisches Wissen zum Holocaust angeeignet hatten, wollten sich nach dem Denkmalbesuch auch nicht häufiger mit dem Thema Holocaust auseinandersetzen (Tab. 12, S. 270). Dieses Ergebnis ist nachvollziehbar: Das Denkmal hatte sich ihnen so wenig erschlossen, dass von diesem kein Anstoß für eine weitere Auseinandersetzung ausgegangen war.

8.1.3. Wie wirkt das Denkmal auf bundesrepublikanisch und DDR-sozialisierte Besucher?

In der Hypothese war vermutet worden, dass Befragte mit DDR-Sozialisation wegen des geringen Stellenwertes, den der Holocaust in der Gedenkkultur der DDR besaß, und aufgrund der sich vom Westen unterscheidenden Kunstausrichtung dem Denkmal skeptisch und fremd entgegentreten. Es war angenommen worden, dass sie sich das Denkmal seltener erschließen können, es seltener positiv bewerten und einem zentralen Holocaust-Denkmal ablehnender gegenüberstehen als bundesrepublikanisch Sozialisierte. Die Hypothese konnte jedoch nicht überprüft werden. Denn von den 184 deutschen Befragten, die vor 1971 geboren worden waren und damit als bundesrepublikanisch oder DDR-sozialisiert gelten konnten, stammten 171 Personen (93 Prozent) aus der Bundesrepublik und nur 13 Befragte (7 Prozent) aus der DDR.

Zieht man als grobe Orientierung die Bevölkerungszahlen der ehemaligen DDR und der Bundesrepublik von den 1970er-Jahren bis zur Wiedervereinigung heran, so schwankten diese für die DDR zwischen 17 Millionen und 16,4 Millionen und für die Bundesrepublik zwischen 61 Millionen und 61,6 Millionen. In der Untersuchung hätten demnach einem DDR-Sozialisierten knapp vier bundesrepublikanisch Sozialisierte gegenüberstehen müssen. Die erhobenen Daten entsprechen dieser Erwartung jedoch nicht. Da es sich bei der Untersuchung um eine willkürliche Stichprobe handelte, muss offenbleiben, ob die geringe Anzahl von DDR-Sozialisierten tatsächlich darauf hinweist, dass DDR-Sozialisierte am Denkmal unterrepräsentiert sind, oder auf das Sampling zurückzuführen ist.

8.1.4. Wie wirkt das Denkmal auf Deutsche und Ausländer?

An der Befragung nahmen 299 deutsche Besucher (60 Prozent) und 201 ausländische Befragte (40 Prozent) teil. Die interviewten Ausländer stammten aus 41 Nationen. Am häufigsten wurden Personen aus den USA und den Niederlanden befragt. 27 Personen (14 Prozent der ausländischen Befragten) waren US-Amerikaner und 24 Personen (12

Prozent) waren Niederländer. 16 Personen (8 Prozent) kamen aus Großbritannien, 15 Personen (7 Prozent) aus der Schweiz und 12 Personen (6 Prozent) aus Italien. Aus allen anderen Ländern wurden weniger als 10 Personen interviewt. Das gilt auch für Besucher aus Israel: An der Untersuchung nahmen 9 Israelis teil.¹⁰

Betrachtet man die ausländischen Befragten im Hinblick darauf, in welchem politischen Verhältnis ihre Herkunftsländer zum nationalsozialistischen Deutschland standen, stellten die interviewten Ausländer eine sehr heterogene Gruppe dar. Unter ihnen befanden sich Besucher aus der politisch neutralen Schweiz, aus Ländern wie Frankreich oder den Niederlanden, die von der Besatzungspolitik des nationalsozialistischen Deutschland direkt betroffen, aber auch an der Verfolgung der Juden beteiligt gewesen waren, und Befragte, die vermutlich einen engen und manchmal sogar familiären Bezug zum Thema Holocaust hatten wie die interviewten Israelis oder jüdischen US-Amerikaner oder Briten. Einige von ihnen berichteten, dass sie Kinder von Holocaust-Überlebenden sind.

Befragt wurden jedoch auch Besucher aus Staaten wie Irland, Indien oder Peru, die von der nationalsozialistischen Politik kaum betroffen und an der Verfolgung der Juden nicht beteiligt gewesen waren. Trotz der heterogenen Zusammensetzung eint die interviewten Ausländer ein gemeinsames Merkmal: Sie sind keine Nachkommen der hauptverantwortlichen Täter. Als solche werden sie den deutschen Besuchern gegenübergestellt.

Es war die Hypothese vertreten worden, Ausländer kritisierten seltener etwas am Denkmal als Deutsche, hoben gleichzeitig häufiger etwas hervor, das ihnen gefällt, und stimmten einem zentralen Holocaust-Denkmal häufiger zu. Bestätigt wurde, dass Ausländer seltener etwas am Denkmal kritisierten und ihnen häufiger etwas am Denkmal gefiel. Sie stimmten einem zentralen Holocaust-Denkmal jedoch nicht häufiger zu. Überraschenderweise konnten Ausländer aber häufiger als Deutsche einen Bezug zur Gegenwart im Denkmal erkennen. Weiterhin beabsichtigten sie häufiger, sich nach dem Denkmalbesuch intensiver mit dem Holocaust auseinanderzusetzen. Diese Ergebnisse waren nicht vermutet worden.

¹⁰ Zum Vergleich: Am häufigsten übernachteten im Jahr 2008 in Berlin: 1. Briten, 2. Italiener, 3. Niederländer, 4. US-Amerikaner, 5. Spanier, 6. Dänen, 7. Franzosen, 8. Schweizer und 9. Schweden (http://www.visitberlin.de/deutsch/ueber-uns/d_uu_entwicklung.php (Abruf am 11.11.2009)).

Ausländische Besucher kritisierten seltener etwas am Denkmal als deutsche Besucher.

Nur 22 Prozent der ausländischen Besucher kritisierten etwas am Stelenfeld, aber 52 Prozent der deutschen Besucher (Tab. 13, S. 271).** Wie kann dieser Unterschied erklärt werden? Bereits während der Interviews hatten mehrere ausländische Interviewte irritiert auf die Frage reagiert, ob ihnen etwas am Denkmal missfalle, und einige erkundigten sich sogar, was andere Besucher negativ bewertet hatten. Selten konnten diese Interviewten die genannte Kritik nachvollziehen. Kritik am Denkmal zu üben, befremdete sie offensichtlich. Eventuell betrachteten sie sich als Gäste in Deutschland und hielten es für unangemessen, die Erinnerungskultur des Gastlandes negativ zu beurteilen.

Es könnte aber auch sein, dass ausländische Besucher – nimmt man die wenigen befragten Juden aus – häufiger ein neutrales Verhältnis zum Thema Holocaust und damit auch zum Denkmal hatten. Für Ausländer ist der Holocaust kein Teil ihrer Nationalgeschichte, sondern ein historisches Ereignis unter anderen. Denn selbst Staaten, die mit dem nationalsozialistischen Deutschland kollaborierten, trugen nicht die Hauptverantwortung für die Verbrechen an den Juden. Ausländische Besucher könnten sich daher am Denkmal weniger befangen gefühlt haben als deutsche Befragte und bewerteten das Stelenfeld daher seltener kritisch als Deutsche.

Das Denkmal verdeutlicht das Bekenntnis der Bundesrepublik Deutschland zu den nationalsozialistischen Verbrechen. Für die ausländischen Besucher könnte dieser Aspekt so bedeutsam gewesen sein, dass ihnen Kritik am Denkmal oder an Details des Denkmals kleinlich erschien. Dies könnte insbesondere auf Befragte zugetroffen haben, die aus Ländern kamen, die unter der nationalsozialistischen Politik gelitten hatten, oder die der Second Generation angehörten.

Deutsche Besucher dagegen erinnert das Denkmal, obwohl es die Täter des Holocaust nicht explizit thematisiert, an die Verbrechen der eigenen Vorfahren. Sie werden mit einem unrühmlichen Teil ihrer Nationalgeschichte konfrontiert, der eine erwünschte positive Identifikation mit der Nation erschwert oder sogar unmöglich macht. Diese Proble-

matik könnte bei den deutschen Befragten häufiger eine abwehrende und damit kritischere Haltung gegenüber dem Denkmal hervorgerufen haben. Für diese Vermutung spricht auch, dass unter jenen 8 Prozent der Befragten, die in Interviewkommentaren Schwierigkeiten mit dem Holocaust-Gedenken äußerten und mehr oder weniger deutlich für einen Schlussstrich plädierten, ausschließlich Deutsche waren.¹¹

Aus einem ganz anderen Grund könnten deutsche Besucher, die die Erinnerung an den Holocaust grundsätzlich für richtig und wichtig hielten und die heutige Erinnerungskultur befürworteten, dieses spezielle Denkmal kritischer beurteilt haben als ausländische Interviewte. In der heutigen Bundesrepublik gibt es zahlreiche Holocaust-Denkmäler, mit denen Eisenmans Stelenfeld verglichen werden kann. Eine solche Gegenüberstellung befördert das Nachdenken über adäquate Erinnerungsmale und könnte zu einem kritischeren Urteil geführt haben.

Ausländischen Besuchern gefiel häufiger etwas am Denkmal als deutschen Befragten.

Ausländer bewerteten das Denkmal auch häufiger positiv als Deutsche. 93 Prozent der Ausländer, aber nur 82 Prozent der Deutschen stimmten der Frage zu, ob es etwas gebe, das ihnen am Stelenfeld gefalle (Tab. 14, S. 271).** Als Erklärung, weshalb Ausländer am Denkmal häufiger etwas befürworteten, können dieselben Argumente herangezogen werden, wie für die Tatsache, dass sie seltener etwas kritisierten: Ausländer dürfte die Erinnerung an den Holocaust weniger belasten als Deutsche. Vermutlich begegneten sie dem Denkmal aufgeschlossener und unbefangener.

Ausländische Interviewte stimmten der Errichtung eines zentralen Holocaust-Denkmal nicht häufiger zu als deutsche Interviewte.

Es erstaunt, dass sich Ausländer zwar wesentlich seltener negativ und deutlich häufiger positiv zum Denkmal oder zu Details des Denkmals äußerten, dass Deutsche und Ausländer der Errichtung eines zentralen Holocaust-Denkmal jedoch gleich häufig zustimmten (Tab. 15, S. 272). Es könnte jedoch sein, dass deutsche Interviewte diese Fra-

¹¹ Diese Kommentare werden im Kapitel 9.2.6 analysiert.

ge häufiger bejahten, weil sie glaubten, sie müssten eine politisch korrekte Antwort geben. Diese Vermutung liegt nahe, wenn man berücksichtigt, dass sich auch jene ausschließlich deutschen Studienteilnehmer für die Errichtung eines zentralen Denkmals aussprachen, die in Kommentaren am Rande der Interviews Probleme mit dem Holocaust-Gedenken äußerten. Dementsprechend scheint die unterschiedliche Häufigkeit, mit der Deutsche und Ausländer Aspekte nannten, die ihnen am Denkmal gefielen bzw. missfielen, angemessener zu beschreiben, wie die Befragten zum Gedenken an den Holocaust eingestellt waren.

Ausländer sahen im Denkmal häufiger einen Bezug zur Gegenwart als Deutsche.

Während 70 Prozent der Ausländer einen Zusammenhang zwischen dem Denkmal und der heutigen Zeit herstellten, taten dies nur 57 Prozent der Deutschen (Tab. 16, S. 272).** Dieses Ergebnis überrascht. Denn vermutlich ist das Thema Holocaust den meisten deutschen Besuchern präsenter in seinem Gegenwartsbezug als vielen ausländischen Befragten. Der Holocaust ist integrales Thema des Geschichts- und Politikunterrichts in den Schulen. „Der Unterricht wird dabei in jedem Falle in den Zusammenhang der Vermittlung demokratischer Grundwerte, wie sie das Grundgesetz der Bundesrepublik vor allem in seinen ersten Artikeln ausweist, gestellt“ (Ehrmann 2000: 178). Auch an Gedenktagen wie dem 27. Januar, dem 8. Mai oder dem 9. November wird jährlich öffentlich auf die Bedeutung des historischen Ereignisses für die Gegenwart verwiesen. Kinofilme, Fernsehsendungen und Bücher thematisieren Jahr für Jahr die nationalsozialistische Zeit und führen zu Diskussionen über das gegenwärtige Verhältnis der Deutschen zum Nationalsozialismus.

Dass deutsche Befragte seltener einen Gegenwartsbezug im Denkmal sahen, kann daher kaum auf fehlende Informationen oder mangelnde öffentliche Diskussionen über die Bedeutung des Holocaust zurückgeführt werden, sondern weist eventuell auf eine bewusst eingenommene Haltung hin. In ihr könnte sich der widersprüchliche Wunsch ausdrücken, man könne an den Holocaust erinnern, ihn aber gleichzeitig als vergangenen Bestandteil der deutschen Geschichte betrachten, dem keine aktuelle Relevanz mehr zu-

gesprochen wird. Die Erinnerung an ein vergangenes Ereignis bezieht sich jedoch immer auch auf die Gegenwart. Wird einem historischen Ereignis dieser Bezug abgesprochen, wird es langfristig dem Vergessen preisgegeben.

Ausländer beabsichtigten häufiger als Deutsche, sich nach dem Denkmalbesuch mehr mit dem Thema Holocaust zu beschäftigen.

31 Prozent der ausländischen Befragten wollten sich nach der Besichtigung des Stelenfeldes intensiver mit dem Thema Holocaust auseinandersetzen, aber nur 13 Prozent der deutschen Besucher (Tab. 17, S. 273).**

Eventuell gingen deutsche Besucher häufiger davon aus, das Thema Holocaust sei im politischen Leben Deutschlands ausreichend präsent, und sie müssten sich nicht noch ausführlicher damit auseinandersetzen. Dagegen dürften ausländische Besucher in ihrer Erinnerungskultur seltener mit dem Thema Holocaust konfrontiert werden. Sie könnten daher häufiger den Entschluss gefasst haben, sich diesem historischen Ereignis zuzuwenden.

8.1.5. Wie wirkt das Denkmal auf Personen unterschiedlichen Alters?

Die Interviewten waren zwischen 15 und 85 Jahre alt, das Durchschnittsalter betrug 43,5 Jahre. In Bezug auf das Alter der Denkmalbesucher war die folgende Hypothese vertreten worden: Je jünger die deutschen Befragten sind, desto häufiger löst das Denkmal bei ihnen Gefühle aus. Diese Annahme konnte in der Untersuchung nicht bestätigt werden. Die Auswertung zeigt aber, dass sich das Alter der Befragten auf die Beurteilung des Stelenfeldes auswirkte: Je älter die deutschen Befragten waren, desto seltener gefiel ihnen etwas am Stelenfeld.

Das Denkmal löste bei jüngeren deutschen Befragten nicht häufiger Gefühle aus als bei älteren deutschen Besuchern.

Die vertretene Hypothese beruhte auf den Ergebnissen einer Studie von Leonhard (2002). Sie hat herausgearbeitet: Für jüngere Deutsche ist der Holocaust das zentrale Er-

eignis des Nationalsozialismus und nicht – wie für die ältere Generation – das Kriegsleid der Deutschen. Dem Leid der jüdischen Opfer begegnen sie daher empathiefähiger als ältere Deutsche. Diese Erkenntnis wurde als Hypothese auf die Besucherreaktionen am Denkmal übertragen, traf jedoch nicht zu. Eventuell reagierten jüngere Besucher durchaus mit Offenheit auf das Thema Holocaust und erfassten die besondere Relevanz des historischen Ereignisses, fühlten sich aber am Denkmal nicht in die Situation der Opfer ein. Denn der Grad an Mitgefühl ist auch abhängig von der Nähe oder der Distanz zu einem Ereignis. So kann Empathie für das Leid anderer Menschen nur entwickelt werden, wenn vorhandene Distanz, sei sie räumlich, zeitlich oder sozial, durch bewussten Nachvollzug der Leidenssituation überwunden wird (Bartens 2010: 18). Offensichtlich hatten jüngere Befragte diesen Schritt nicht öfter getan als ältere Befragte.

Je älter die deutschen Besucher waren, desto seltener äußerten sie sich positiv zum Denkmal.

Die Untersuchung zeigt weiterhin einen Zusammenhang, der nicht erwartet worden ist: Je älter die deutschen Befragten waren, desto seltener gefiel ihnen etwas am Denkmal.* Das Medianalter der Befragten liegt bei 45 Jahren. Die logistische Regression zeigt: Wird dieses Medianalter um 10 Jahre erhöht, so fällt die Wahrscheinlichkeit, dass die Befragten sich positiv zum Denkmal äußern, um 3,4 Prozentpunkte. Wird das Medianalter um 20 Jahre erhöht, sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass die Befragten sich positiv zum Denkmal äußern, um weitere 4,1 Prozentpunkte.

Es liegt zunächst nahe, anzunehmen, dass die seltenere Zustimmung der älteren Befragten zum Denkmal oder einzelnen Details vor allem auf die Ästhetik des Stelenfeldes zurückgeführt werden kann. Das Denkmal hebt sich in seiner kunstsprachlichen Rhetorik deutlich von herkömmlichen Denkmälern ab. Es bricht mit Traditionen der Symbolik, der Verweise und der Konkretion. Ältere Personen könnten diesen gestalterischen Bruch mit dem Herkömmlichen nicht ohne Weiteres nachvollzogen haben, weil sie traditionsgebundener reagierten als jüngere Befragte. Sie verhielten sich alterskonservativ (Kohli/Neckel/ Wolf 1999: 490). Alterskonservatismus ist nach Mannheim (1964: 537) darauf zurückzuführen, dass Einstellungen maßgeblich in jungen Jahren geprägt werden und

später lediglich eine Stabilisierung erfolgt. Ein Einstellungswandel vollzieht sich bei Älteren langsamer, weil sich ihre Einstellungen über einen längeren Zeitraum individuell bewährt und verfestigt haben. Der Alterseffekt besteht also weniger in der Übernahme konservativ-traditioneller Einstellungen als im Widerstand gegen Veränderungen (Kohli/ Künemund 2005: 355).

Vergleicht man jedoch in einem weiteren Schritt, wie häufig ausländischen Befragten das Denkmal in Abhängigkeit vom Alter gefiel, so zeigt die logistische Regression: Es kann kein eindeutiger Trend festgestellt werden, dass älteren ausländischen Befragten das Denkmal seltener gefiel als jüngeren ausländischen Besuchern. Dagegen fällt bei den deutschen Besuchern die Wahrscheinlichkeit, sich positiv zum Denkmal zu äußern, um 5 Prozentpunkte, wenn Befragte im Medianalter von 45 Jahren mit 10 Jahre älteren Befragten verglichen werden. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich Befragte positiv zum Denkmal äußern, fällt um weitere 6 Prozentpunkte, wenn das Medianalter um 20 Jahre erhöht wird. Daher muss die Vermutung infrage gestellt werden, die älteren Deutschen reagierten auf das Denkmal in ästhetischer Hinsicht alterskonservativ. Denn warum sollten allein die deutschen Besucher alterskonservativ reagieren und die ausländischen nicht? Zumal hauptsächlich Ausländer aus dem westlichen Kulturkreis befragt wurden (siehe Kapitel 8.1.4), sodass von einer ähnlichen kulturellen Prägung ausgegangen werden kann. Stattdessen könnte es sein, dass ältere Deutsche nicht in ästhetischer, sondern in erinnerungspolitischer Hinsicht alterskonservativ reagierten. Denn das eindeutige Bekenntnis zu den Verbrechen der Deutschen fand erst Anfang der 1990er-Jahre Eingang in das offizielle deutsche Gedenken. Jahrzehntlang hatten staatliche Akteure den Holocaust marginalisiert oder relativiert. In der DDR wurde bis 1990 kaum an den Holocaust erinnert, und in der Bundesrepublik blieb es zivilgesellschaftlichen Akteuren überlassen, das Thema ins öffentliche Bewusstsein zu rücken. Ältere Deutsche, die das staatliche Schweigen als Aufforderung hatten verstehen können, sich nicht mit dem Verhalten der eigenen oder der Elterngeneration während des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen, könnten die Umorientierung nicht oder nur zögerlich nachvollzogen haben. Dies

könnte sich darin ausdrücken, dass sie dem Denkmal seltener zustimmten als jüngere deutsche Befragte.

Je jünger die Befragten waren, desto häufiger erklärten sie, der Denkmalbesuch habe bei ihnen den Wunsch geweckt, sich intensiver mit dem Holocaust auseinanderzusetzen.

Ein weiteres unerwartetes Ergebnis der Untersuchung ergab, dass sich jüngere deutsche Befragte nach dem Denkmalbesuch häufiger mit dem Holocaust auseinandersetzen wollten als ältere deutsche Besucher: Geht man von Befragten im Medianalter von 45 Jahren aus und verringert das Alter um 10 Jahre, so steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Befragten mit dem Holocaust beschäftigen wollen, um 4 Prozentpunkte. Wird das Medianalter um weitere 10 Jahre verringert, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Befragten mit dem Holocaust beschäftigen wollten, um weitere 5 Prozentpunkte. Aufgrund ihres Lebensalters hatten die älteren Befragten mehr Zeit gehabt, sich mit dem Thema Holocaust zu befassen. Sie könnten sich daher häufiger als jüngere Besucher bereits ausreichend informiert gefühlt haben. Dann war der Denkmalbesuch für die älteren Besucher weniger ein Anstoß für eine weitere Auseinandersetzung mit dem Holocaust, sondern ergänzte ihre bisherige Beschäftigung mit dem Thema.

8.1.6. Wie wirkt das Denkmal auf Frauen und Männer?

Das soziodemographische Merkmal Geschlecht wurde im Fragebogen aus statistischen Gründen erhoben: um angeben zu können, wie viele Männer und wie viele Frauen an der Befragung teilgenommen hatten. Es war davon ausgegangen worden, dass die Geschlechtszugehörigkeit keinen Einfluss auf die Wirkung des Denkmals hat. Die Auswertung zeigt jedoch: Bei Frauen hatte das Stelenfeld häufiger Gefühle hervorgerufen als bei Männern, und sie konnten häufiger einen Bezug zur Gegenwart im Denkmal erkennen.

Das Denkmal hatte bei Frauen häufiger Gefühle ausgelöst als bei Männern.

Bei 67 Prozent der Frauen und bei 56 Prozent der Männer hatte das Denkmal Gefühle hervorgerufen (Tab. 18, S. 273).^{*} Ob sich Männer und Frauen in ihrer Emotionalität unterscheiden, ist in der psychologischen Forschung umstritten (Lozo 2010: 48). Sozialpsychologische Studien zeigen jedoch, dass sich Frauen in retrospektiven Tests emotionaler einschätzen als Männer. Auch die Intensität ihrer emotionalen Erlebnisse beurteilen Frauen höher als Männer (Fischer/ Manstead 2000: 72). Offensichtlich lernen Männer, Situationen zu vermeiden, in denen sie Gefühle verspüren und dementsprechend die Kontrolle über die Situation verlieren könnten. So bewerten sie insbesondere die Intensität von Gefühlen wie Angst, Scham und Schuld, die Machtlosigkeit implizieren, niedriger als Frauen. Frauen werden in ihrer Sozialisation hingegen dazu ermutigt, ihre Gefühle zu zeigen und „also learn that they are expected by others to express these emotions“ (Fischer/ Manstead 2000: 90). Die Tatsache, dass Männer lernen, ihre Gefühle zu regulieren, führt nach den Sozialpsychologen Agneta Fischer und Anthony Manstead (2000: 91) weiterhin dazu, dass Frauen die fehlende Emotionalität ausgleichen.

Auch Leonhard (2002: 309) stellt in ihrer Studie fest, dass die von ihr interviewten Männer eine distanzierte bis abwehrende Haltung zum Nationalsozialismus einnahmen, während die meisten Frauen eine sehr emotionale Reaktion zeigten, die sich in Form eines weitgehend unspezifischen Entsetzens äußerte. Leonhard vermutet, der distanzierende, rationalisierende Umgang mit schwierigen, die eigene emotionale Ebene zumindest prinzipiell betreffenden Themen sei eine Verarbeitungsstrategie, der sich insbesondere Männer bedienen. Das könnte auch auf die befragten Männer am Denkmal zugetroffen haben.

Frauen konnten im Denkmal häufiger einen Bezug zur Gegenwart erkennen.

68 Prozent der Frauen, aber nur 57 Prozent der Männer gaben an, das Denkmal habe einen Bezug zur Gegenwart (Tab. 19, S. 274).^{*} Um im Denkmal einen Gegenwartsbezug erkennen zu können, müssen sich Betrachter Fragen nach dem Zweck des Erinnerns stellen. Sie brauchen dazu sowohl historisches Wissen über die Situation der Juden während des Nationalsozialismus als auch Informationen über gegenwärtige politische Er-

eignisse, die Ausgrenzung, Verfolgung und Diskriminierung von Minderheiten betreffen. Über beides – aktuelle politische Informationen und historisches Wissen – dürften Frauen wie Männer in westlichen Gesellschaften in gleichem Umfang verfügen. Deshalb Frauen häufiger einen Gegenwartsbezug im Denkmal erkennen konnten, kann daher nicht plausibel erklärt werden.

8.1.7. Wie wirkt das Denkmal auf unterschiedlich vorbereitete Besucher?

Sowohl die Erkenntnisse von Halcour über die Wirkungen von Kunst als auch die von Pampel über die Wirkung von Gedenkstätten ließen vermuten: Besucher unterscheiden sich in ihren Reaktionen auf das Denkmal, je nachdem, unter welchen Umständen sie das Denkmal besichtigen. Angenommen worden war, dass sich Besucher das Denkmal besser erschließen können, wenn sie es vorbereitet besuchen. Es wurden drei Varianten der Vorbereitung untersucht: die selbstständige Vorbereitung auf den Besuch des Denkmals, die Vorbereitung durch die Besichtigung des Ortes der Information und die Vorbereitung durch die Teilnahme an einer Führung durch das Denkmal.

Zu den genaueren Umständen der Vorbereitung wurden keine vertiefenden Fragen gestellt. So wurde nicht erhoben, wie intensiv sich die Interviewten vorbereitet oder an welcher Art von Denkmalführung sie teilgenommen hatten. Die Ergebnisse sollten nur einen ersten Überblick geben, wie die Vorbereitung die Wirkung des Denkmals beeinflusst.

Um herauszufinden, wie viele Besucher vorbereitet zum Denkmal gekommen waren, wurde zunächst die Filterfrage gestellt, ob die Befragten den Denkmalbesuch geplant hatten. Aufgrund der zentralen Lage hätte es durchaus sein können, dass sich unter den Befragten viele Personen befinden, die das Holocaust-Denkmal spontan auf ihrem Weg vom Potsdamer Platz zum Brandenburger Tor besichtigen. 378 Befragte (76 Prozent) kamen jedoch gezielt zum Stelenfeld. Das legt die Vermutung nahe, dass das Denkmal

zu einem wichtigen Ort der Berliner Gedenklandschaft zählt und bewusst aufgesucht wird.

Unterschieden sich Befragte, die sich selbstständig auf den Besuch vorbereitet hatten, in ihren Reaktionen auf das Denkmal von unvorbereiteten Besuchern?

Insgesamt hatten sich 120 Interviewte (32 Prozent) selbstständig auf den Besuch vorbereitet. Wahrscheinlich bereiten sich Besucher normalerweise überhaupt nicht auf die Besichtigung eines Denkmals vor, sodass ein Drittel vorbereiteter Besucher durchaus als hoher Anteil gewertet werden kann. In der Hypothese war davon ausgegangen worden, dass vorbereitete Besucher häufiger eine Interpretation für das Denkmal haben, häufiger Fragen stellen, häufiger Gefühle empfinden und das Denkmal häufiger in einen Gegenwartsbezug stellen als unvorbereitete Besucher. Die Untersuchungsergebnisse widerlegen diese Annahmen weitgehend. Vorbereitete Besucher sahen im Denkmal lediglich häufiger einen Bezug zur Gegenwart (Tab. 23, S. 275). In den anderen Aspekten unterschieden sie sich nicht signifikant von unvorbereiteten Befragten (Tab. 20, S. 274; Tab. 21, S. 275; Tab. 22, S. 275).

Die Interviewten schätzten selbst ein, ob sie sich als vorbereitet ansahen oder nicht. Eventuell hatten sich einige Besucher nur sehr flüchtig über das Stelenfeld informiert und dies schon als Vorbereitung begriffen. Gegenüber unvorbereiteten Befragten brachte ihnen diese oberflächliche Auseinandersetzung jedoch keinen Vorteil für die Erschließung des Denkmals. Weshalb vorbereitete Befragte das Denkmal häufiger in einen Bezug zur Gegenwart stellen konnten als unvorbereitete Befragte – 76 Prozent der vorbereiteten, aber nur 62 Prozent der unvorbereiteten Interviewten gelang dies ** –, kann nicht plausibel erklärt werden. Nimmt man an, die Vorbereitung auf den Denkmalbesuch sei so minimal gewesen, dass sie vorbereiteten Besuchern zum Beispiel nicht häufiger als unvorbereiteten Befragten dazu verhalf, das Denkmal zu interpretieren, muss vermutet werden, dass sich mithilfe der geringen Vorbereitung auch andere Aspekte des Denkmals nicht häufiger erschließen lassen. Die Untersuchungsergebnisse besagen jedoch anderes. Um diese widersprüchlichen Ergebnisse aufzuklären, wären weitere Fragen zur Art, zum Umfang und zur Dauer der Vorbereitung notwendig gewesen. Auf sol-

che vertiefenden Fragen ist jedoch bewusst verzichtet worden. Untersuchungsziel war es, einen ersten Eindruck über Besucherreaktionen zu erhalten.

Der Denkmalbesuch hatte 32 Prozent der vorbereiteten Interviewten, aber nur 17 Prozent der unvorbereiteten Befragten zu dem Vorsatz angeregt, sich intensiver mit dem Thema Holocaust zu befassen (Tab. 24, S. 276).** Zu diesem Ergebnis war keine Hypothese aufgestellt worden, und es kann auch nicht plausibel erklärt werden. Es ist nicht nachvollziehbar, weshalb das Denkmal, das auch den vorbereiteten Befragten weitgehend unerschlossen blieb, diese häufiger dazu angeregt haben soll, sich weiter mit dem Thema Holocaust auseinanderzusetzen, als die unvorbereiteten Befragten.

Unterschieden sich Befragte, die den Ort der Information besucht hatten, in ihren Reaktionen auf das Denkmal von Personen, die die Ausstellung nicht besucht hatten?

Zum Zeitpunkt des Interviews hatten 117 Personen (23 Prozent) den Ort der Information bereits besichtigt, 41 von ihnen bei einem früheren Besuch und 76 Personen am Tag der Befragung. Es war auch für diese Variante der Vorbereitung davon ausgegangen worden, dass sie die Befragten häufiger in die Lage versetzt, das Denkmal zu verstehen. Angenommen worden war, Besucher des Ortes der Information hätten häufiger eine Denkmalinterpretation, das Denkmal löse bei ihnen häufiger Fragen und Gefühle aus, und sie könnten häufiger einen Gegenwartsbezug für das Stelenfeld finden.

Die Untersuchungsergebnisse widerlegen die Annahmen jedoch teilweise. So stellten sich Interviewte, die die unterirdische Ausstellung besichtigt hatten, nicht häufiger Fragen zum Denkmal und konnten es auch nicht häufiger deuten als Nichtbesucher (Tab. 25, S. 276; Tab. 26, S. 277). In seinem Aufbau und der Präsentation gleicht der Ort der Information einem Museum. Studien zum Besucherverhalten in Museen zeigen, dass Besucher in der Regel wenig von dem dort Dargebotenen aufnehmen: „[I]m Alltag klaffen Bildungsvertiefung als Ziel und tatsächliches Museumserlebnis weit auseinander“ (Treinen 1988: 26). Offensichtlich ähnelt ein Museumsbesuch der Rezeption von Massenmedien: Vorhandene Wissensbestände werden zwar bestätigt, verstärkt und erweitert, alle anderen Informationen werden jedoch nur „mitgenommen“ (Treinen 1988: 34).

Treinen (1988: 33) hat den Museumsbesuch deshalb als „kulturelles Window-Shopping“ bezeichnet. Für den Besuch des Ortes der Information war vermutet worden, das typische Museumsverhalten der Besucher – das „kulturelle Window-Shopping“ – werde aufgrund des erschütternden Themas Holocaust nicht eintreten, und die Besucher könnten Informationen aufnehmen, die ihnen auch bei der Decodierung des Denkmals nützen. Dies war offensichtlich nicht der Fall.

Besucher des Ortes der Information konnten jedoch häufiger einen Bezug zur Gegenwart erkennen: 79 Prozent der Befragten, die den Ort der Information besucht hatten, aber nur 58 Prozent der Personen, die nur das Stelenfeld besichtigt hatten, sahen einen Bezug zur Gegenwart im Denkmal (Tab. 27, S. 277).** Das Denkmal löste außerdem bei 70 Prozent der Ausstellungsbesucher Gefühle aus, aber nur bei 59 Prozent der Interviewten, die den Ort der Information nicht besichtigt hatten (Tab. 28, S. 278).* Diese Ergebnisse können nicht erklärt werden. Wenn unterstellt wird, dass die Ausstellungsbesucher im Ort der Information kein Wissen erwarben, das ihnen die Denkmalinterpretation und die Formulierung von Fragen hätte erleichtern können, muss angenommen werden: Die Besucher des Ortes der Information empfinden auch nicht häufiger Gefühle und stellen nicht häufiger einen Bezug zur Gegenwart her. Denn beide Wirkungen beruhen auf Vorwissen, von dem unterstellt wurde, dass die Besucher es im Ort der Information nicht erlangt hatten.

Unterschieden sich Teilnehmer von Führungen von Personen, die sich nicht an einer Führung beteiligt hatten, in ihren Reaktionen auf das Denkmal?

Die Teilnahme an einer Führung war als dritte spezifische Form der Vorbereitung auf den Denkmalbesuch definiert worden. 36 Befragte (7 Prozent) hatten zum Zeitpunkt des Interviews an einer Führung durch das Denkmal teilgenommen. Auch bezüglich der Führungen war angenommen worden, dass diese es den Teilnehmern ermöglichen, sich das Denkmal tiefer gehend zu erschließen, das heißt, häufiger eine Interpretation zu nennen, Fragen zum Denkmal zu stellen, Gefühle zu empfinden und das Denkmal häufiger in einen Gegenwartsbezug zu rücken, als Besucher, die keine Führung mitgemacht hatten.

Ähnlich wie die Besichtigung des Ortes der Information erweiterten jedoch auch Führungen das Verständnis für das Denkmal nur bedingt. Führungsteilnehmern gelang es entgegen der Hypothese lediglich häufiger, im Denkmal einen Gegenwartsbezug zu erkennen. In allen anderen Aspekten erschloss es sich ihnen nicht häufiger als ungeführten Befragten (Tab. 29, S. 278; Tab. 30, S. 279; Tab. 31, S. 279).

Die Wirkung von Führungen wird auch von Gedenkstättenpädagogen bezweifelt. So beurteilt Frank Jürgensen (2003: 56) Führungen in KZ-Gedenkstätten als nicht geeignet, um „eine als ausreichend und befriedigend empfundene Auseinandersetzung mit dem Thema [der Gedenkstätten] zu befördern“. Führungen sind am Wissensstand eines imaginären Durchschnittsbesuchers orientiert und können nicht an den individuellen Kenntnisstand jedes einzelnen Teilnehmers anknüpfen. So nehmen manche Führungsteilnehmer das Dargebotene nur bedingt auf, da die in der Führung vermittelten Informationen nicht auf ihren Wissensstand aufbauen. Zudem können die Teilnehmer die in der Führung präsentierten Fakten und Zusammenhänge nicht im eigenen Lerntempo und nicht mit selbst gewählten Lernstrategien erfassen. Stattdessen müssen sie dem vorgegebenen Rhythmus und der festgelegten Darstellungsmethode der Führung folgen. Der Lerneffekt dürfte dadurch geschmälert werden.

Weshalb Teilnehmer einer Führung im Denkmal häufiger einen Bezug zur Gegenwart erkennen konnten – 83 Prozent der geführten Besucher gelang dies, aber nur 61 Prozent der nicht geführten Besucher –, kann nicht plausibel erklärt werden (Tab. 32, S. 279).** Wenn angenommen wird, dass eine Führung den Besuchern kein neues Wissen vermittelte, das ihnen die kognitive und emotionale Erschließung des Stelenfeldes erleichterte, ist zu vermuten, dass die Führung es ihnen auch nicht ermöglichte, das Denkmal in Bezug zur Gegenwart zu setzen.

Die Auswertung bringt ein weiteres signifikantes Ergebnis hervor, zu dem keine Annahme formuliert worden ist: 33 Prozent der Führungsteilnehmer beabsichtigten, sich nach dem Besuch des Denkmals mehr mit dem Holocaust zu beschäftigen, während dies nur 19 Prozent der Personen erklärten, die nicht an einer Führung teilgenommen hatten (Tab. 33, S. 280).* Offensichtlich hatte die Führung zwar nicht das Verständnis für das

Denkmal erweitert, wohl aber das Interesse der Teilnehmer für das Thema Holocaust geweckt.

Die Untersuchung aller drei Varianten der Vorbereitung zeigt: Ob und wie sich die Vorbereitung auf den Denkmalbesuch auswirkt, bleibt in vielen Aspekten unklar. Zur Klärung könnten vertiefende Fragen beitragen. Tendenziell zeichnet sich jedoch ab: Eine punktuelle kurzfristige Informationsvermittlung, wie sie Führungen, Ausstellungsbesuche und die eigenständige Vorbereitung darstellen, trug nicht wesentlich dazu bei, dass sich die so vorbereiteten Besucher das Denkmal häufiger erschließen konnten als unvorbereitete Besucher.

8.1.8. Wie wirkt das Denkmal auf extrinsisch und intrinsisch motivierte Befragte?

Für diese Untersuchung wurde die Erkenntnis Pampels aus der Gedenkstättenforschung herangezogen, dass die Art der Motivation entscheidend ist, wie intensiv sich Besucher mit dem Thema der Gedenkstätte befassen. Pampel unterscheidet zwischen extrinsischer und intrinsischer Motivation. Am Denkmal wurde diese Unterscheidung über die Frage erfasst, ob die Interviewten das Denkmal aus eigenem Interesse besichtigten. Dies war bei 429 Interviewten (87 Prozent) der Fall. 13 Personen (3 Prozent) kamen im Rahmen eines Programms zum Stelenfeld, empfanden die Besichtigung jedoch nicht als lästig, und 52 Befragte (10 Prozent) besuchten das Denkmal nicht aus eigenem Interesse. 6 Personen wollten die Frage nicht beantworten. Nur 5 der Interviewten, die das Denkmal unfreiwillig besichtigten, waren Schüler. Sie könnten das Denkmal im Rahmen einer verpflichtenden schulischen Veranstaltung besucht haben. Warum sich 47 Erwachsene am Denkmal aufhielten, obwohl es sie nicht interessierte, muss offenbleiben.

Von den Befragten, die das Denkmal intrinsisch motiviert besichtigten, war vermutet worden, dass sie es häufiger interpretieren können, häufiger Fragen stellen und das Denkmal bei ihnen häufiger Gefühle auslöst. Auch war davon ausgegangen worden, sie bewerteten das Denkmal häufiger positiv und seltener negativ als extrinsisch motivierte

Befragte. Die Hypothese wird größtenteils bestätigt. Intrinsisch motivierte Besucher stellten lediglich nicht häufiger Fragen zum Denkmal als extrinsisch motivierte Befragte. 62 Prozent derjenigen, die das Denkmal aus eigenem Interesse besuchten, 50 Prozent der freiwilligen Programmteilnehmer, aber nur 37 Prozent der Befragten, die unfreiwillig zum Stelenfeld gekommen waren, nannten Interpretationen (Tab. 34, S. 280).** Psychologische Studien belegen: Intrinsisch motiviertes Handeln ist mit höherer Kreativität und höherer Leistungsfähigkeit verbunden (Brandstätter 2005: 275). Vermutlich suchten Personen, die das Stelenfeld freiwillig besichtigten, daher einfallsreicher und engagierter nach einer Deutung und ließen sich weniger als unfreiwillige Besucher davon abschrecken, dass die Aussage des abstrakten Denkmals erst entschlüsselt werden muss.

Bei 65 Prozent der Interviewten, die sich aus eigenem Interesse am Stelenfeld aufhielten, hatte das Denkmal Gefühle ausgelöst, bei 54 Prozent der freiwilligen Programmteilnehmer, aber nur bei 33 Prozent der Personen, die das Denkmal nicht aus eigenem Interesse besuchten (Tab. 35, S. 281).** Es ist anzunehmen, dass die Aufgeschlossenheit, die die intrinsisch motivierten Besucher dem Denkmal entgegenbrachten, auch ihr Einfühlungsvermögen verstärkte und sie für Gefühle öffnete. Extrinsisch motivierten Besuchern fehlte diese Bereitschaft eventuell häufiger. Sie wahrten Distanz zum Denkmal oder standen diesem gleichgültig gegenüber, und damit verminderte sich auch der Grad ihrer emotionalen Einfühlung.

Auch in der Bewertung des Denkmals unterschieden sich intrinsisch und extrinsisch motivierte Besucher. Nur 36 Prozent der intrinsisch motivierten Befragten kritisierten etwas am Denkmal, 42 Prozent der Programmteilnehmer und 68 Prozent der extrinsisch motivierten Besucher (Tab. 37, S. 281).** Dagegen gefiel 89 Prozent der Besucher, die sich aus eigenem Interesse am Denkmal aufhielten, etwas am Stelenfeld, während dies auf 69 Prozent der Programmteilnehmer zutraf und auf 73 Prozent der Personen, die das Denkmal nicht aus eigenem Interesse besuchten (Tab. 36, S. 281).** Die motivationspsychologische Forschung zeigt: Intrinsisch motiviertes Handeln führt zu psychischem Wohlbefinden (Brandstätter 2005: 275). Das könnte auch auf die intrinsisch motivierten Befragten zugetragen haben. Diese positive Gestimmtheit übertrug sich auf ihre Bewer-

tung des Stelenfeldes. Dagegen könnten extrinsisch motivierte Besucher ihre Abwehr gegen den Aufenthalt am Denkmal auf das Stelenfeld selbst übertragen haben und deswegen häufiger Kritik daran geübt haben.

In einem Aspekt erschlossen sich intrinsisch motivierte Befragte das Denkmal nicht häufiger als extrinsisch motivierte. Sie stellten sich nicht häufiger Fragen zum Stelenfeld (Tab. 38, S. 282). Vermutlich wurden auch Personen, die sich dem Denkmal interessiert zuwandten, nicht häufiger zu einer fragenden Auseinandersetzung angeregt, weil das informationsfreie Denkmal dafür kaum Ansatzpunkte bietet.

8.1.9. Wie wirkt das Denkmal auf Befragte, die den Holocaust unterschiedlich bewerten?

Die Bewertung eines geschichtlichen Ereignisses beeinflusst nach Pampel, wie intensiv sich Gedenkstättenbesucher mit dem Thema einer Gedenkstätte auseinandersetzen. Auch für die Denkmalbesichtigung wurde dieser Zusammenhang angenommen: Vermutet wurde: Besucher, die den Holocaust für ein relevantes historisches Ereignis halten, setzen sich intensiver mit dem Denkmal auseinander. Welche Bewertung die Befragten dem Holocaust beimessen, wurde über die Frage ermittelt, für wie wichtig sie die Beschäftigung mit dem Holocaust heutzutage hielten.

Nur 75 Besucher (15 Prozent) hielten die Beschäftigung mit dem Thema Holocaust für weniger wichtig. Dagegen schätzten 215 Personen (43 Prozent) diese als wichtig ein und 205 Besucher (41 Prozent) als sehr wichtig. 5 Personen verweigerten die Antwort. 84 Prozent der Interviewten sahen die Auseinandersetzung mit dem Holocaust also als wichtig oder sehr wichtig an. Dieses Befragungsergebnis dürfte nicht dem Bevölkerungsdurchschnitt entsprechen und legt die Vermutung nahe, dass vor allem Personen das Denkmal besuchten, die die Erinnerung an den Holocaust grundsätzlich befürworteten. In der repräsentativen Studie von Silbermann/ Stoffers (2000: 231), in der Wissensbestände zum Holocaust erhoben worden sind, hatten zum Beispiel nur 72 Prozent der

Interviewten die Auseinandersetzung mit dem Massenmord an den europäischen Juden als wichtig oder sehr wichtig eingeschätzt.

In der Hypothese war davon ausgegangen worden, dass Personen, die die Beschäftigung mit dem Holocaust für wichtig oder sehr wichtig halten, im Denkmal häufiger einen Bezug zur Gegenwart erkennen, sich häufiger Fragen stellen und das Denkmal auch häufiger interpretieren können als Befragte, die einer Beschäftigung keine so hohe Bedeutung beimessen. Diese Annahmen werden größtenteils bestätigt. Befragte, die der Auseinandersetzung mit dem Holocaust eine hohe Relevanz zuschrieben, stellten sich lediglich nicht häufiger Fragen zum Denkmal. Darüber hinaus zeigen die Befragungsergebnisse: Besucher, die den Stellenwert des Holocaust hoch einschätzten, empfanden häufiger Gefühle im Stelenfeld.

73 Prozent der Besucher, die die Auseinandersetzung mit dem Holocaust als sehr wichtig einschätzten, 60 Prozent der Befragten, die diese als wichtig ansahen, aber nur 41 Prozent der Personen, die die Auseinandersetzung als weniger wichtig bewerteten, erkannten im Denkmal einen Bezug zur Gegenwart (Tab. 39, S. 282).** Dieses Ergebnis ist einleuchtend: Ein historisches Ereignis wird nur dann als wichtig betrachtet, wenn ihm noch oder wieder eine Bedeutung für die Gegenwart zugeschrieben wird.

Weiterhin konnten 67 Prozent der Besucher, die die Beschäftigung mit dem Thema Holocaust für sehr wichtig hielten, 56 Prozent der Interviewten, die diese als wichtig ansahen, aber nur 45 Prozent der Personen, die sie als weniger wichtig einschätzten, das Denkmal interpretieren (Tab. 40, S. 283).** Vermutlich brachten Besucher, die den Holocaust für ein relevantes Thema hielten, eine höhere Bereitschaft auf, sich mit dem abstrakten Denkmal auseinanderzusetzen und ihm eine Deutung zuzuschreiben.

Bei 70 Prozent der Interviewten, die die Beschäftigung mit dem Thema Holocaust als sehr wichtig einschätzten, und bei 60 Prozent der Personen, die sie als wichtig bezeichneten, aber nur bei 40 Prozent der Personen, die sie als weniger wichtig ansahen, hatte das Denkmal auch Gefühle ausgelöst (Tab. 41, S. 283).** Hierzu war in der Hypothese keine Annahme aufgestellt worden. Offensichtlich waren aber Befragte, die dem Holo-

caust einen sehr hohen oder hohen Stellenwert zuschrieben, häufiger bereit, sich auch emotional von dem Denkmal berühren zu lassen.

Die Befragung widerlegt die Vermutung, dass sich Personen, die die Beschäftigung mit dem Holocaust für wichtig hielten, häufiger Fragen stellten (Tab. 42, S. 284). Offensichtlich regte die völlige Informationsfreiheit des Denkmals auch diese Interviewten, die der Erinnerung an den Holocaust aufgeschlossen gegenüberstanden, nicht zur fragenden Auseinandersetzung an.

8.1.10. Wie wirkt das Denkmal auf Besucher, deren Verwandte im Nationalsozialismus verfolgt worden waren?

In seiner Untersuchung über die Wirkung von Gedenkstätten zeigt Pampel: Verwandte ehemaliger Häftlinge empfanden häufiger Gefühle als andere Besucher der Gedenkstätte. Ein solcher Zusammenhang war auch am Denkmal erwartet worden. 68 Befragte (14 Prozent) hatten Verwandte, die im Nationalsozialismus verfolgt oder ermordet worden waren. Über die Hälfte von ihnen stammte aus Deutschland, die Übrigen kamen aus Israel, den Niederlanden, Dänemark, Polen, Großbritannien und den USA. Die Hypothese, dass Personen mit einem familiären Bezug zu im Nationalsozialismus Verfolgten häufiger Gefühle am Denkmal empfinden als Befragte, die keinen solchen familiären Bezug haben, konnte nicht bestätigt werden (Tab. 43, S. 284). Dieses Ergebnis überrascht. Es war vermutet worden, dass ein Gedenkort bei Verwandten von Verfolgten oder Ermordeten häufiger Nahgefühle wie Trauer oder Mitgefühl auslöst oder häufiger zu einer emotionalen Identifikation mit den Erinnerten führt. Weshalb diese Vermutung nicht zutraf, könnte sehr unterschiedliche Gründe haben. Angenommen worden war, Verwandte aller Opfergruppen des Nationalsozialismus würden vom Denkmal berührt. Eventuell befanden sich unter den Befragten größtenteils Angehörige nicht jüdischer Opfer, die sich aufgrund der Widmung des Denkmals allein für die jüdischen Opfer nicht an ihre Angehörigen erinnert fühlten. Auch ist nicht bekannt, wie eng das Verhältnis der Befragten zu den verfolgten Angehörigen war. Waren die Verfolgten den Befragten vielleicht nur aus Erzählungen bekannt, oder wussten die Interviewten über die Si-

tuation der Verfolgten nur wenig Bescheid? Möglicherweise aber nahmen auch Befragte, deren Verwandte im Nationalsozialismus verfolgt worden waren und die dies durchaus bewegte, am Denkmal eine bewusst distanzierte Haltung ein, da sie in der Öffentlichkeit keine Gefühlsregungen zeigen wollten.

8.2. Die Daten im Test: Oversampling

Da die Denkmalbesucher mittels der Straßenbefragung nicht nach dem Zufallsprinzip ausgewählt wurden, könnten die erhobenen Daten verzerrt und artifizielle Zusammenhänge beobachtet worden sein. Beispielsweise könnten Personen, die dem Denkmal positiv gegenüberstanden, freundlicher auf die Interviewerin reagiert haben, daher häufiger angesprochen worden sein und wären demzufolge in dieser Untersuchung überdurchschnittlich häufig vertreten. Gegenüber der Grundgesamtheit könnten in der Stichprobe daher Gruppen von Merkmalsträgern über- oder unterrepräsentiert sein. Solche Verzerrungen wirken sich immer unmittelbar auf die relativen Häufigkeiten aus.

Ob und in welchem Maße Zusammenhangshypothesen von Verzerrungen beeinflusst werden, ist jedoch nicht offensichtlich. Um diese Beeinflussung zu analysieren, ist folgende Idealisierung hilfreich: Ein Zusammenhang zwischen zwei Merkmalen gelte nur für die Träger eines weiteren, dritten Merkmals. Sind die Träger dieses dritten Merkmals gegenüber der Grundgesamtheit überrepräsentiert, so erhöht dies fälschlicherweise die Sicherheit, mit der der Zusammenhang geschlussfolgert wird: Der p-Wert des verwendeten Tests wird künstlich herabgesenkt.

Der Einfluss einer solchen Verzerrung kann durch Oversampling analysiert werden. Ein Oversampling simuliert Über- und Unterrepräsentationen der Träger eines Merkmals. Ist der festgestellte Zusammenhang unempfindlich gegenüber dieser Verzerrungssimulation, kann seine allgemeine Gültigkeit auch auf der Grundlage einer möglicherweise verzerrten Stichprobe angenommen werden.

Zwei Einschränkungen müssen bei der Oversampling-Analyse berücksichtigt werden:

1. Verzerrungen bezüglich nicht erhobener Merkmale können auf diese Weise nicht simuliert werden. Dies unterstreicht jedoch lediglich die allgemeine Anforderung an das Studiendesign, möglichst viele der für die untersuchten Zusammenhänge relevanten Variablen zu erheben.

2. Verzerrungen, die auf der Verknüpfung von Merkmalen (Verknüpfungsverzerrung) basieren, können ebenfalls nicht analysiert werden: Zwischen zwei dichotomen Variablen mit den Werten 0 und 1 soll ein möglicher Zusammenhang untersucht werden. Betrachtet man die 2x2-Tabelle für diese beiden Variablen, entspricht jedem Eintrag in der Tabelle eine Verknüpfung von Variablenwerten wie (0,1) oder (1,1). Zu einer Verknüpfungsverzerrung kommt es, wenn unterschiedliche Verknüpfungen unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten haben, aus der Grundgesamtheit ausgewählt zu werden. So kann eine Korrelation direkt durch ein verzerrtes Sampling entstehen. Nachdem die Daten erhoben worden sind, können solche Verzerrungen nicht korrigiert werden.

In einem Oversampling-Test wird die reale Stichprobe als Grundgesamtheit benutzt, um eine Stichprobe zu simulieren, in der Personen mit gewissen Merkmalen über- bzw. untergesampelt werden. Ein Zusammenhang zwischen zwei Variablen (zum Beispiel Bildungsgrad und Fähigkeit, das Denkmal zu interpretieren) wird bezüglich anderer Variablen (zum Beispiel Nationalität, Alter, Geschlecht) folgendermaßen geprüft: Für jede andere Variable V wird die reale Stichprobe aufgeteilt in zwei Teilgruppen, Träger und Nichtträger des entsprechenden Merkmals (zum Beispiel Personen deutscher und nicht deutscher Nationalität). Anschließend wird eine neue Stichprobe durch Ziehen mit Zurücklegen aus den beiden Teilgruppen gebildet. Dabei wird aus den beiden Teilgruppen jeweils so häufig gezogen, bis ein vorher festgelegtes Verhältnis zwischen den Trägern und Nichtträgern von V erreicht ist. Dann wird der p -Wert für den ausgewählten Zusammenhang (zum Beispiel Bildungsgrad und Fähigkeit, das Denkmal zu interpretieren) bezüglich des verzerrten Samples berechnet. Dies wird für jedes Verhältnis der Träger und Nichtträger von V so häufig wiederholt, bis der Mittelwert der berechneten p -Werte mit hinreichender Sicherheit angegeben werden kann.

Nachdem dieses Verfahren für die nicht am betrachteten Zusammenhang beteiligten Variablen durchgeführt wurde, kann für jede dieser Variablen ein Intervall angegeben werden, in dem das Verhältnis der Träger und Nichtträger des entsprechenden Merkmals schwanken darf, ohne dass der Zusammenhang seine Signifikanz verliert.

Beispielhaft wurden die Zusammenhänge zwischen dem Bildungsgrad und der Fähigkeit, das Denkmal zu interpretieren, zwischen dem Bildungsgrad und der emotionalen Wirkung des Denkmals, zwischen der Nationalität und der Zustimmung zu Denkmaldetails, zwischen der Nationalität und der Kritik an Denkmaldetails und zwischen dem Geschlecht und der emotionalen Wirkung des Denkmals einer Oversampling-Analyse unterzogen. Die Zusammenhänge zwischen dem Bildungsgrad und der Fähigkeit, das Denkmal zu interpretieren bzw. der emotionalen Wirkung des Denkmals und zwischen der Nationalität und der Zustimmung zu Denkmaldetails bzw. der Kritik an Denkmaldetails wurden als zentrale Erkenntnisse der Untersuchung herausgegriffen. Diese Zusammenhänge wurden als sehr signifikant getestet. Der Zusammenhang zwischen dem Geschlecht und dem Gefühl wurde herangezogen, um zu illustrieren, dass auch schwächere Zusammenhänge in dieser Untersuchung einen großen Robustheitsbereich haben.

Folgende Variablen wurden über- und untergesampelt: Bildungsgrad, Nationalität, Geschlecht, Alter, Beschäftigung mit dem Holocaust aus eigenem Interesse, Zustimmung zu Denkmaldetails. Herangezogen wurden damit alle soziodemographischen Variablen und eine Variable – die Zustimmung zu Denkmaldetails –, von der angenommen wurde, dass sie die Aufgeschlossenheit der Besucher gegenüber der Befragung beeinflusste.

Zusammenhang zwischen Hochschulbildung und Interpretation

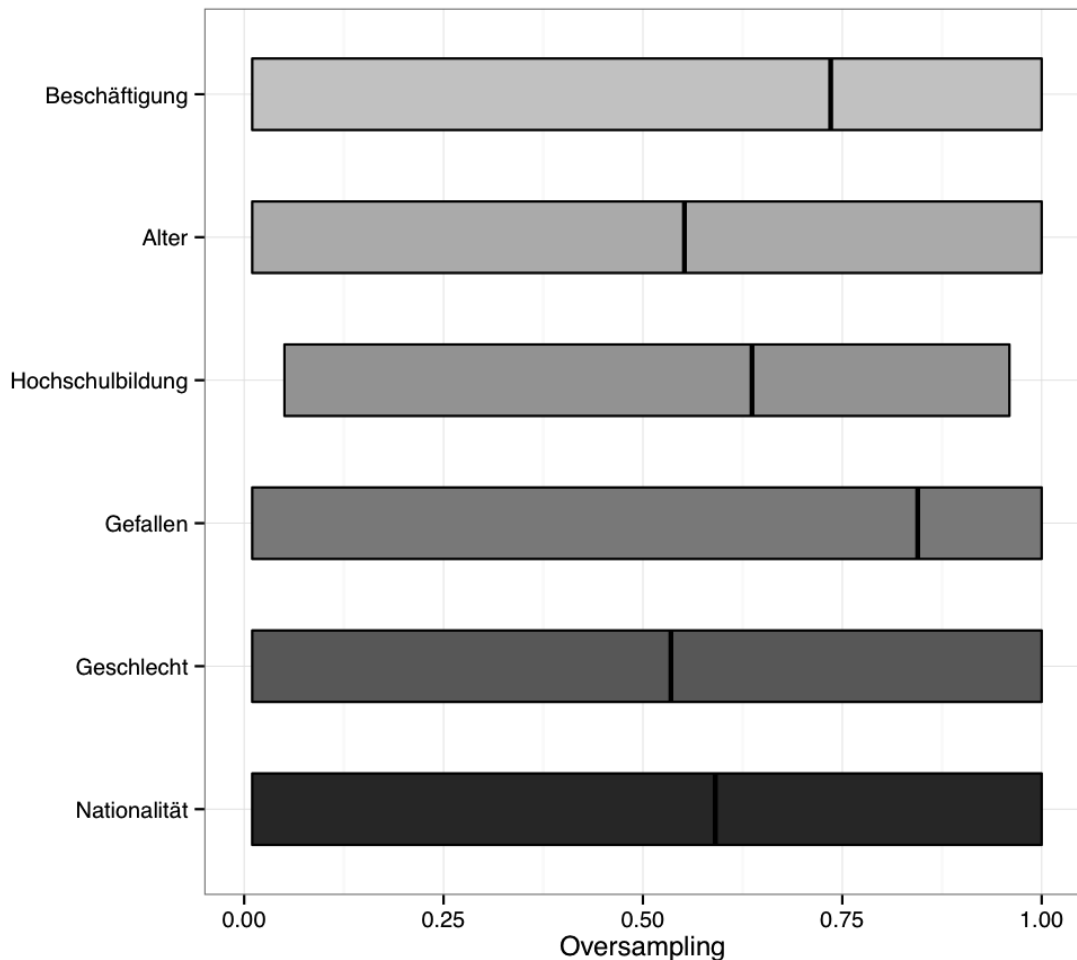


Abbildung 1: Graphik 1: Oversampling-Analyse für den Zusammenhang zwischen dem Bildungsgrad und der Fähigkeit, das Denkmal zu interpretieren.

Die vertikale Achse zeigt die verschiedenen Variablen, die über- und untergesampelt wurden. Die horizontale Achse zeigt das Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträgern der entsprechenden Variable an. Anfang und Ende der farbigen Balken zeigen das Intervall an, in dem der Zusammenhang zwischen dem Bildungsgrad und der Fähigkeit, das Denkmal zu interpretieren, signifikant bleibt (Signifikanzniveau: 0,05). Der schwarze Querstrich markiert das in der Stichprobe vorgefundene Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträger (Mittelwert der Variablen). Es ist zu beachten, dass die Mittelwerte der Variablen von dem Mittelwert in der gesamten Stichprobe abweichen können, da für diesen Zusammenhang die Daten auf Personen eingeschränkt wurden, die älter als 24 Jahre alt waren. Für das Oversampling der Variable Alter wurde eine dichotome Variable erzeugt, indem allen Personen, die älter als das Medianalter waren, eine 1 zugeordnet wurde und den restlichen Personen eine 0.

Zusammenhang zwischen Hochschulbildung und Gefühlen

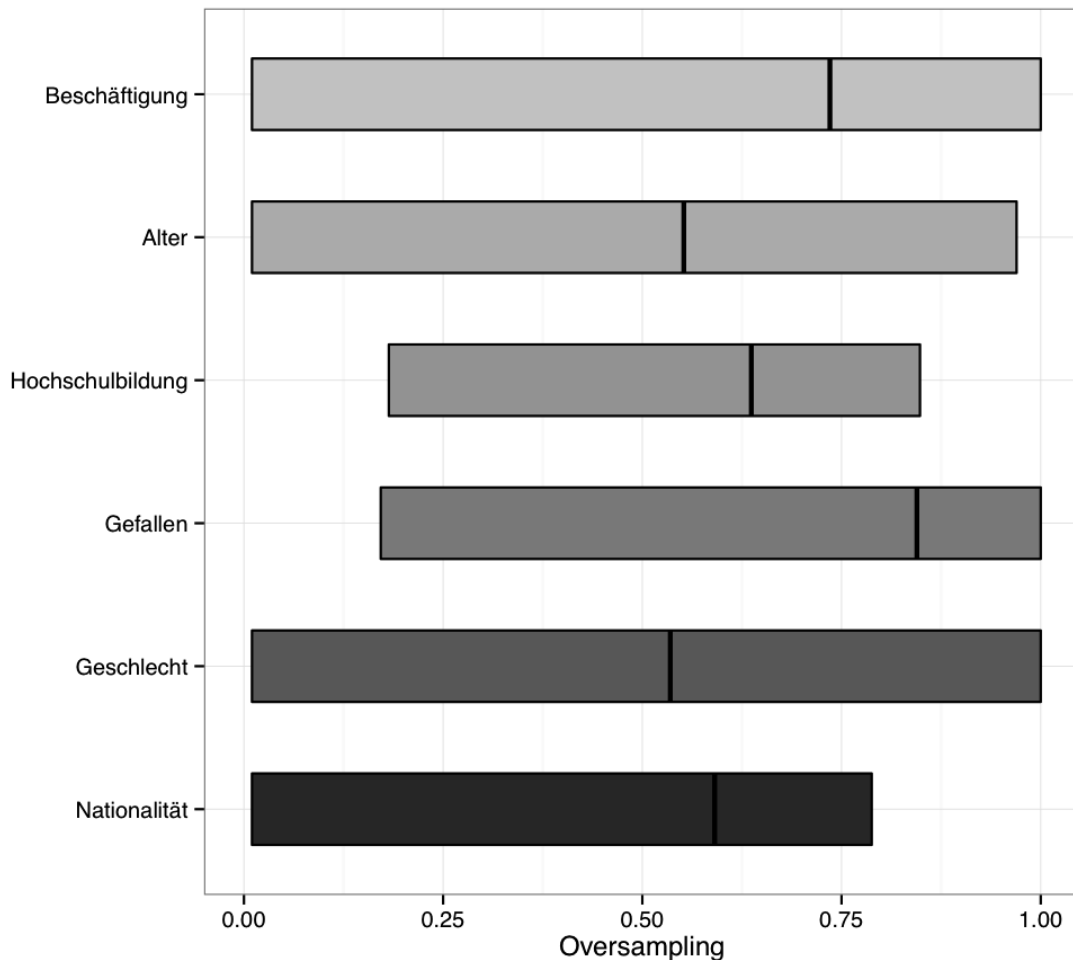


Abbildung 2: Oversampling-Analyse für den Zusammenhang zwischen dem Bildungsgrad und der emotionalen Wirkung des Denkmals.

Die vertikale Achse zeigt die verschiedenen Variablen, die über- und untergesampelt wurden. Die horizontale Achse zeigt das Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträgern der entsprechenden Variable an. Anfang und Ende der farbigen Balken zeigen das Intervall an, in dem der Zusammenhang zwischen dem Bildungsgrad und der emotionalen Wirkung des Denkmals signifikant bleibt (Signifikanzniveau: 0,05). Der schwarze Querstrich markiert das in der Stichprobe vorgefundene Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträger (Mittelwert der Variablen). Es ist zu beachten, dass die Mittelwerte der Variablen von dem Mittelwert in der gesamten Stichprobe abweichen können, da für diesen Zusammenhang die Daten auf Personen eingeschränkt wurden, die älter als 24 Jahre alt waren. Für das Oversampling der Variable Alter wurde eine dichotome Variable erzeugt, indem allen Personen, die älter als das Medianalter waren, eine 1 zugeordnet wurde und den restlichen Personen eine 0.

Zusammenhang zwischen Nationalität und Gefallen

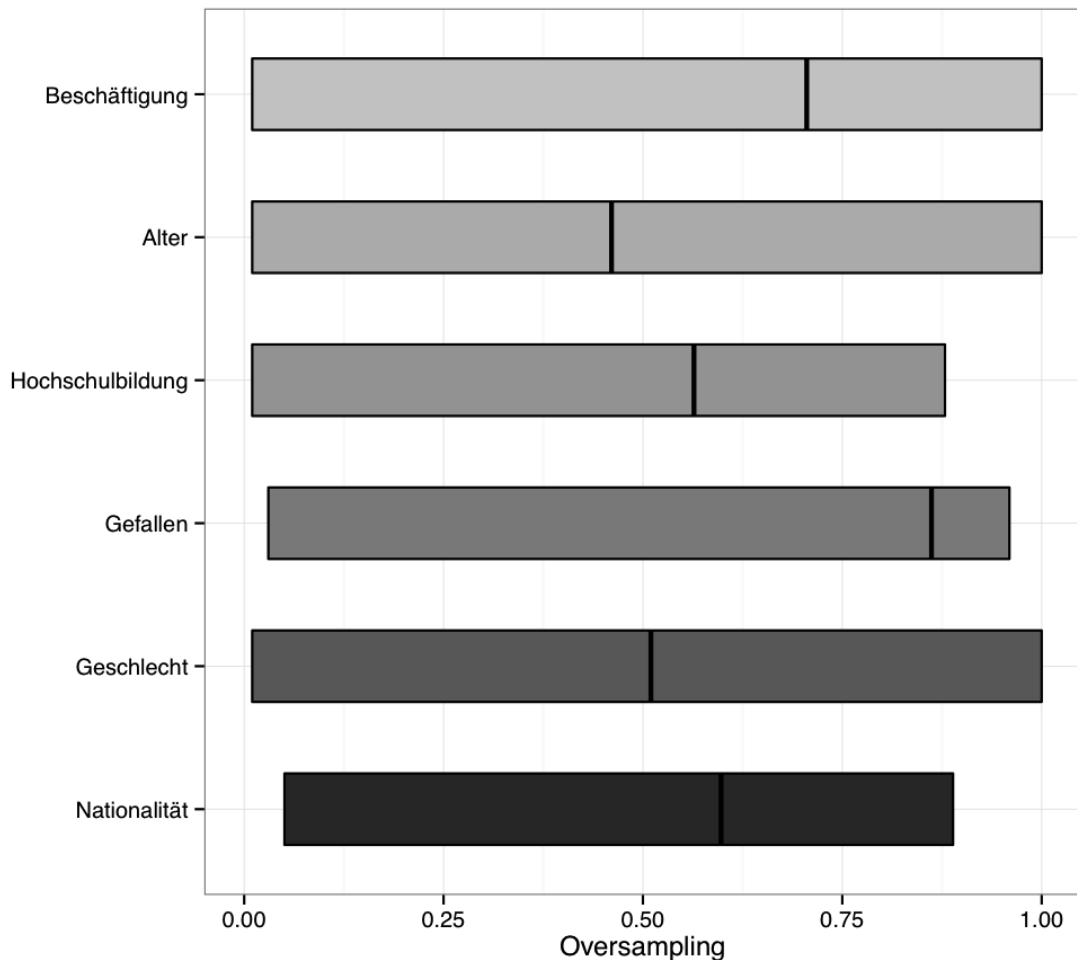


Abbildung 3: Oversampling-Analyse für den Zusammenhang zwischen der Nationalität und der Zustimmung zu Denkmaldetails.

Die vertikale Achse zeigt die verschiedenen Variablen, die über- und untergesampelt wurden. Die horizontale Achse zeigt das Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträgern der entsprechenden Variable an. Anfang und Ende der farbigen Balken zeigen das Intervall an, in dem der Zusammenhang zwischen der Nationalität und der Zustimmung zu Denkmaldetails signifikant bleibt (Signifikanzniveau: 0,05). Der schwarze Querstrich markiert das in der Stichprobe vorgefundene Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträger (Mittelwert der Variablen). Es ist zu beachten, dass die Mittelwerte der Variablen von dem Mittelwert in der gesamten Stichprobe abweichen können, da für diesen Zusammenhang die Daten auf Personen eingeschränkt wurden, die älter als 24 Jahre alt waren. Für das Oversampling der Variable Alter wurde eine dichotome Variable erzeugt, indem allen Personen, die älter als das Medianalter waren, eine 1 zugeordnet wurde und den restlichen Personen eine 0.

Zusammenhang zwischen Nationalität und Ablehnung

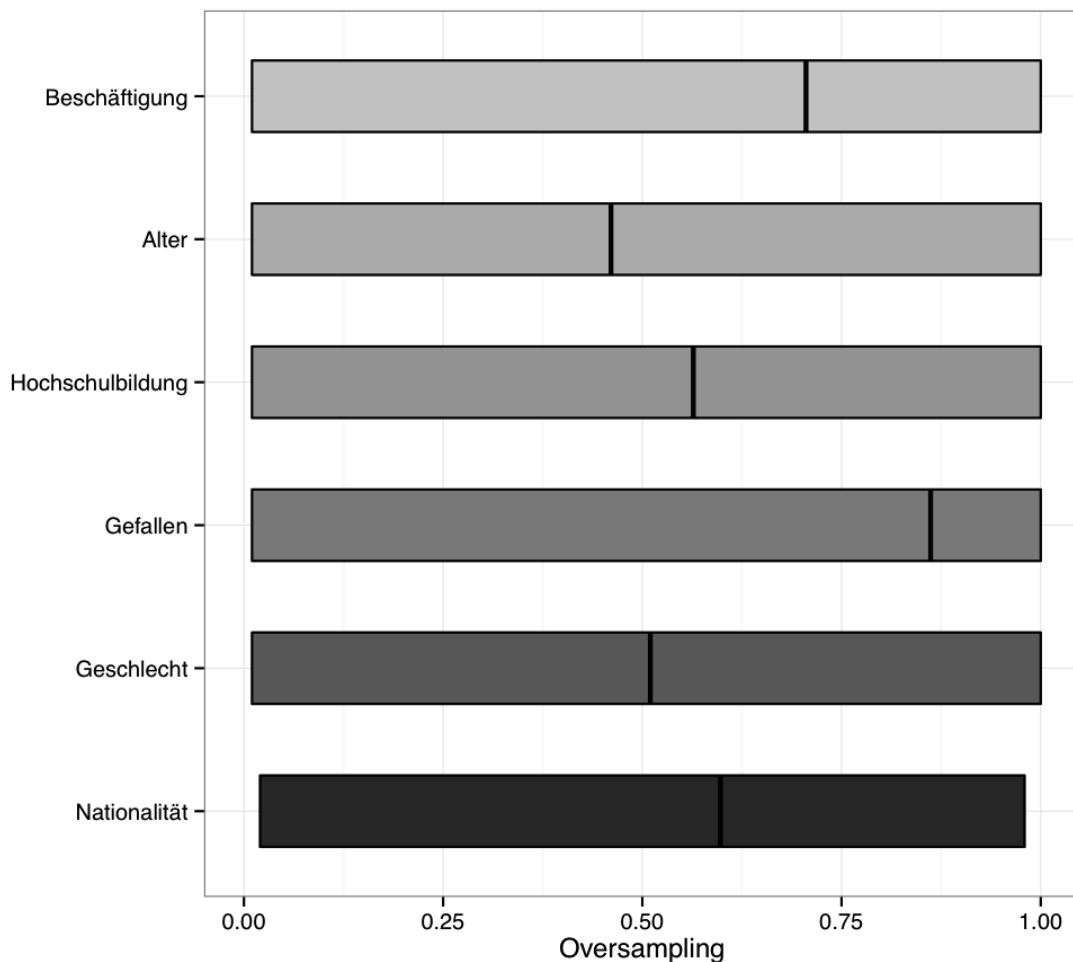


Abbildung 4: Oversampling-Analyse für den Zusammenhang zwischen der Nationalität und der Kritik an Denkmaldetails.

Die vertikale Achse zeigt die verschiedenen Variablen, die über- und untergesampelt wurden. Die horizontale Achse zeigt das Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträgern der entsprechenden Variable an. Anfang und Ende der farbigen Balken zeigen das Intervall an, in dem der Zusammenhang zwischen der Nationalität und der Kritik an Denkmaldetails signifikant bleibt (Signifikanzniveau: 0,05). Der schwarze Querstrich markiert das in der Stichprobe vorgefundene Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträger (Mittelwert der Variablen). Es ist zu beachten, dass die Mittelwerte der Variablen von dem Mittelwert in der gesamten Stichprobe abweichen können, da für diesen Zusammenhang die Daten auf Personen eingeschränkt wurden, die älter als 24 Jahre alt waren. Für das Oversampling der Variable Alter wurde eine dichotome Variable erzeugt, indem allen Personen, die älter als das Medianalter waren, eine 1 zugeordnet wurde und den restlichen Personen eine 0.

Zusammenhang zwischen Geschlecht und Gefühlen

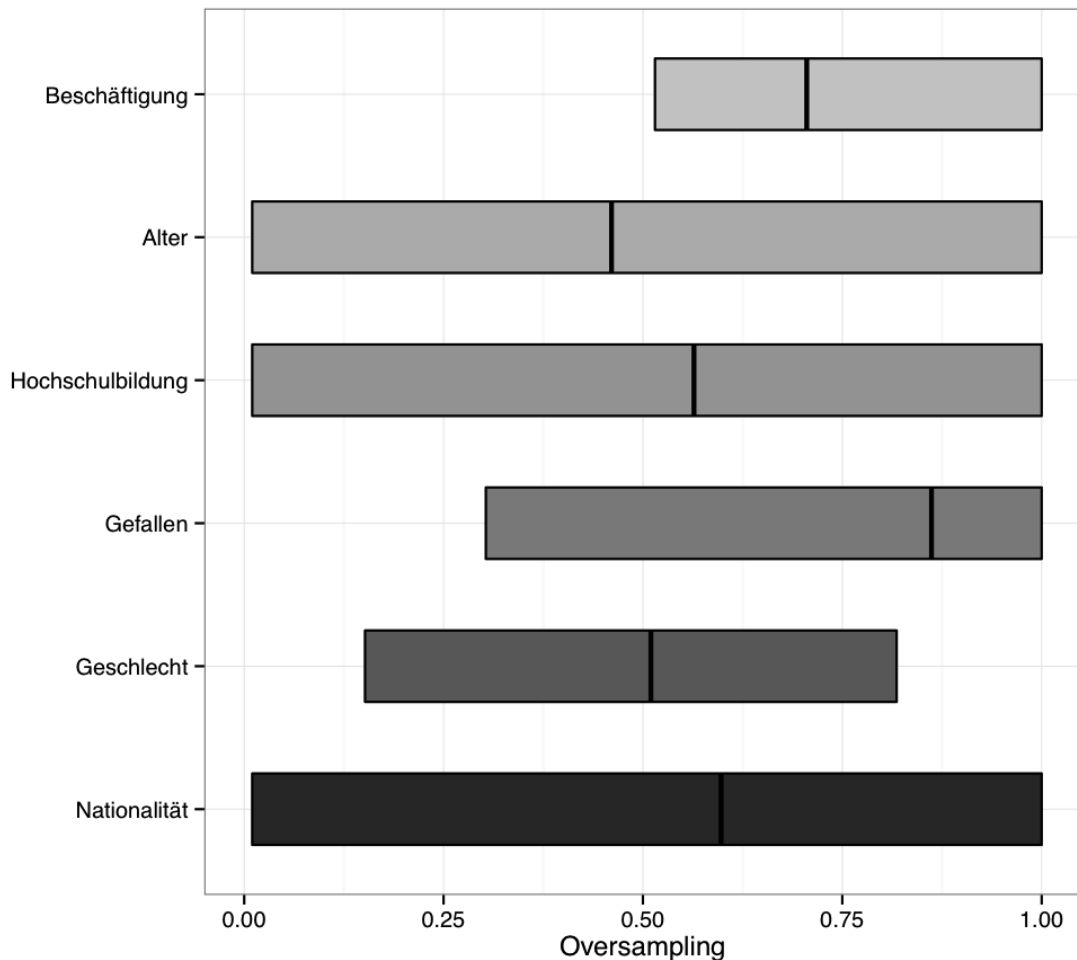


Abbildung 5: Oversampling-Analyse für den Zusammenhang zwischen dem Geschlecht und der emotionalen Wirkung des Denkmals.

Die vertikale Achse zeigt die verschiedenen Variablen, die über- und untergesampelt wurden. Die horizontale Achse zeigt das Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträgern der entsprechenden Variable an. Anfang und Ende der farbigen Balken zeigen das Intervall an, in dem der Zusammenhang zwischen dem Bildungsgrad und der Fähigkeit, das Denkmal zu interpretieren, signifikant bleibt (Signifikanzniveau: 0,05). Der schwarze Querstrich markiert das in der Stichprobe vorgefundene Verhältnis zwischen Merkmalsträgern und Nichtmerkmalsträger (Mittelwert der Variablen). Es ist zu beachten, dass die Mittelwerte der Variablen von dem Mittelwert in der gesamten Stichprobe abweichen können, da für diesen Zusammenhang die Daten auf Personen eingeschränkt wurden, die älter als 24 Jahre alt waren. Für das Oversampling der Variable Alter wurde eine dichotome Variable erzeugt, indem allen Personen, die älter als das Medianalter waren, eine 1 zugeordnet wurde und den restlichen Personen eine 0.

9. Interpretationen, Gefühle und Bewertungen ... Zur kognitiven, emotionalen und konativen Rezeption des Denkmals

In diesem Kapitel werden die einfachen Häufigkeitsverteilungen und die Antworten auf die vertiefenden offenen Fragen ausgewertet und anschließend im Kontext erinnerungskultureller Debatten – nach Themen gebündelt – interpretiert. Aufgrund der willkürlichen Stichprobe können die Ergebnisse nicht verallgemeinert werden, sondern müssen als erste Hinweise auf die Wirkung des Denkmals gedeutet werden.

9.1. Daten zur Wirkung des Denkmals

Danach gegliedert, ob kognitive, emotionale oder konative Wirkungen des Denkmals erfasst wurden und wie die Besucher das Denkmal beurteilten, sollen die einfachen Häufigkeitsverteilungen vorgestellt werden. Mit den Fragen „Hat das Denkmal bei Ihnen Fragen ausgelöst?“, „Hat das Denkmal für Sie einen Bezug zur Gegenwart?“ und „Haben Sie eine Deutung für das Stelenfeld?“ wurden die kognitiven Wirkungen erfasst. Die Fragen „Hat das Denkmal bei Ihnen Gefühle ausgelöst?“ und „Haben diese Gefühle für Sie einen Bezug zum Holocaust?“ bezogen sich auf die emotionalen Wirkungen des Stelenfeldes. Konative Wirkungen des Denkmals lassen sich daraus ableiten, ob sich Interviewte nach ihrem Besuch mehr mit dem Thema Holocaust beschäftigen wollten und ob sie durch die Denkmalbesichtigung dazu angeregt wurden, den Ort der Information zu besuchen. Wie die Besucher das Denkmal beurteilten, wurde einerseits mit der Frage erhoben, ob die Studienteilnehmer grundsätzlich einem zentralen Holocaust-Denkmal zustimmten, und andererseits mit den Fragen „Gibt es etwas, das Ihnen am Denkmal gefällt?“ und „Gibt es etwas, das Ihnen nicht gefällt?“.

Zuerst wird jeweils das Ergebnis der geschlossenen Filterfrage, anschließend werden die Antworten auf die weiterführenden offenen Fragen präsentiert und in Kategorien zusammengefasst. Der Angabe der Prozentzahlen liegen jene Personen zugrunde, die eine Frage mit Ja beantwortet hatten. Bei allen offenen Fragen waren Mehrfachnennungen möglich. Die Nennungen einer Person wurden jedoch nur dann mehrfach gezählt, wenn

diese unterschiedlichen Kategorien zugeordnet werden konnten. Eine andere Zählweise hätte verzerrt, welche Nennungen dominierten.

9.1.1. Daten zu den kognitiven Wirkungen des Denkmals

Stellten sich die Besucher Fragen zum Denkmal?

226 Personen (45 Prozent) stellten sich Fragen zum Denkmal. Bei 274 Studienteilnehmern (55 Prozent) löste das Denkmal keine Fragen aus.

Welche Fragen stellten sich die Besucher?

Die Fragen der Besucher können in drei Kategorien untergliedert werden:

- a) Fragen zur Deutung des Denkmals
- b) Fragen, die Kritik am Denkmal beinhalteten
- c) Fragen zum geschichtlichen Ereignis Holocaust

a) Fragen zur Deutung des Denkmals

168 Personen (74 Prozent) stellten sich Fragen zur Deutung des Denkmals. Davon wollten die meisten wissen, wie das Stelenfeld zu interpretieren sei. Diese Besucher bezogen ihre Fragen zum einen auf das gesamte Denkmal und überlegten: „Was hat sich der Designer vorgestellt?“, „Was ist die symbolische Bedeutung?“ oder „Was soll es darstellen?“. Zum anderen fragten die Interviewten nach einzelnen gestalterischen Details. So dachten sie darüber nach, was die Wellenform des Denkmals symbolisiere, was die Struktur des Stelenfeldes aussage oder warum das Stelenfeld nicht eben, sondern hügelig sei. Am häufigsten bezogen sich Fragen dieser Art auf das markanteste Detail des Denkmals: auf die Stelen. So fragten sich Besucher zum Beispiel, was die „Blöcke“ ausdrückten, warum die Stelen unterschiedlich hoch seien und warum „Steine“ benutzt worden seien, die alle gleich aussähen. Zudem wollten etliche Befragte wissen, ob die Anzahl der Stelen eine bestimmte Bedeutung habe.

Einige Interviewte stellten sich Fragen zu den technischen Daten des Stelenfeldes. Sie erkundigten sich zum Beispiel nach der Größe oder nach dem Baumaterial des Denkmals. Manche Besucher überlegten, aus wie vielen Stelen das Denkmal bestehe. Einige erkundigten sich nach dem Denkmalgelände und fragten sich, was sich vorher an dieser Stelle befunden habe und warum das Stelenfeld dort gebaut worden sei.

Fragen zu den technischen Daten des Stelenfeldes werden hier als erste Annäherung an eine Denkmaldeutung gewertet. Sie zielen noch nicht direkt auf eine Interpretation, dienen jedoch dazu, das Denkmal einzuordnen und ihm so eine erste Bedeutung zuzuschreiben. Ein Rezipient, dem ein Kunstwerk nach näherer Betrachtung unklar erscheint, kann nach Halcour (2002: 53) dazu übergehen, sich Gedanken über die zeitliche Einordnung oder über die Größe zu machen. So begrenze er die von ihm wahrgenommene Unbestimmtheit, indem er sich auf eine spezifische Frage konzentriere, in deren Beantwortung er eine gewisse Chance sehe.

Die technisch orientierten Fragen könnten auch als Versuch verstanden werden, sich dem schwierigen Thema Holocaust scheinbar rational zu nähern und eine als unangenehm empfundene emotionale Betroffenheit zu dämpfen.

Von den insgesamt 168 Personen, die sich Fragen zur Deutung des Denkmals stellten oder sich einer Deutung über technisch orientierte Fragen annäherten, konnten 76 Befragte auf die Interviewfrage „Haben Sie eine Deutung für das Stelenfeld?“ eine Interpretation nennen. Was auf den ersten Blick widersprüchlich erscheint, erklärt sich dadurch, dass sich diese Besucher bestimmte Aspekte des Denkmals erschließen konnten und sie interpretierten, während sie sich bei anderen Details unsicher waren und nach einer Deutung suchten. So interpretierte ein Besucher die Stelen als Säрге und sah die einheitliche Farbgebung als Symbol dafür an, dass kein Unterschied zwischen den Ermordeten gemacht worden ist. Er konnte sich jedoch die „Anzahl der Quader“ nicht erklären. Eine andere Besucherin überlegte zunächst, warum die Stelen unterschiedliche Höhen hätten. Als sie im weiteren Verlauf des Interviews nach einer Interpretation des Denkmals gefragt wurde, beantwortete sie sich ihre Frage nach den unterschiedlichen

Höhen der Stelen selbst: Für diese Besucherin symbolisierten sie die unterschiedlichen Schicksale der Ermordeten.

b) Fragen, die Kritik am Denkmal beinhalteten

38 Befragte (17 Prozent) stellten Fragen, die als Kritik am Denkmal verstanden werden können. Dass Fragen als Kritik gemeint waren, wurde in manchen Fällen erst deutlich, wenn die Antworten auf die anderen Interviewfragen herangezogen wurden. So wollte eine Besucherin wissen, wo hier stehe, dass es sich um ein Denkmal handle. Sie hätte diese Frage auch aus einem Informationsbedürfnis heraus stellen können. Auf die Frage, was ihr am Denkmal nicht gefalle, antwortete sie jedoch, es handle sich vor allem um einen Ort, an dem Kinder Spaß haben könnten.

Die in Fragen gekleidete Kritik der Besucher bezog sich auf die Ästhetik, die Größe, das poröse Baumaterial des Denkmals, auf den für die Befragten nicht ersichtlichen Bezug zwischen dem Denkmal und dem Holocaust und auf den legeren Umgang anderer Besucher mit dem Stelenfeld. Ein Interviewter wollte zum Beispiel wissen, warum man das Denkmal „nicht schöner“ gemacht habe, ein anderer fragte: „Wie kann man ein so geschmackloses Denkmal bauen – ohne Bezug zur Historie? Was soll man damit assoziieren? Wo ist der Zusammenhang zum Holocaust?“ Mehr als die Hälfte dieser Befragten äußerte sich im weiteren Verlauf des Interviews ausschließlich negativ über das Denkmal.

c) Fragen zum historischen Ereignis Holocaust

17 Personen (7 Prozent) stellten Fragen, die sich auf das geschichtliche Ereignis Holocaust bezogen. „Wie kann man so wahnsinnig sein, so viele Leute umzubringen?“, wollte ein 15-jähriger Schüler wissen. Eine Besucherin fragte, wie ein solches Verbrechen habe sein können.

Insgesamt 13 Antworten (6 Prozent) konnten keiner Kategorie zugeordnet werden, da der Bezug zur Fragestellung unklar blieb.

Sahen die Besucher im Denkmal einen Bezug zur Gegenwart?

308 Personen (61,5 Prozent) waren der Meinung, das Denkmal habe einen Bezug zur Gegenwart. Für 185 Besucher (37 Prozent) hatte das Denkmal nichts mit der Gegenwart zu tun, und weitere 7 (1,5 Prozent) verweigerten eine Antwort.

Welche Bezüge zur Gegenwart erkannten die Besucher im Denkmal?

Die genannten Bezüge reichten von sehr konkreten bis zu eher vagen Zusammenhängen und können in fünf Kategorien unterschieden werden:

- a) Das Denkmal soll warnen und mahnen.
- b) Der Holocaust darf nicht vergessen werden.
- c) Heute geschehen ähnliche Verbrechen wie der Holocaust.
- d) Der Gegenwartsbezug ergibt sich aus der Modernität des Denkmals.
- e) Auch heute werden Menschen aufgrund ihrer Ethnie, Hautfarbe oder Religion diskriminiert.

a) Das Denkmal soll warnen und mahnen

77 Personen (25 Prozent) sahen den Bezug des Denkmals zur Gegenwart darin, dass sich ein Ereignis wie der Holocaust nicht wiederholen dürfe. Für diese Befragten bestand die Funktion des Denkmals vor allem darin, zu warnen und zu mahnen. Um ihre Position auszudrücken, benutzten die Interviewten meist generalisierende Formulierungen wie „Never make the same mistake“ oder „Dass man was draus lernt“. Nur eine Befragte erklärte sehr ausführlich, sie habe gerade mit ihrer Tochter darüber gesprochen, dass diese darauf aufpassen müsse, nicht mit der Masse zu laufen, nicht einem Führer hinterherzulaufen, dass sie in einem solchen Fall Mut haben müsse, gegen den Strom zu schwimmen. Diese Besucherin thematisierte damit als eine der wenigen Interviewten direkt die eigene Verantwortung für politisches Handeln.

b) Der Holocaust darf nicht vergessen werden

57 Personen (19 Prozent) erklärten, der Holocaust müsse erinnert werden oder dürfe nicht vergessen werden. Damit schrieben diese Befragten dem Denkmal eine klassische Erinnerungsfunktion zu. Sie räumten dem Holocaust zudem einen Platz in der Erinnerungskultur der deutschen Gesellschaft ein. Offen blieb, warum die Interviewten fanden, dass an den Holocaust erinnert werden soll.

c) Heute geschehen ähnliche Verbrechen wie der Holocaust

Für 56 Befragte (18 Prozent) bestand der Gegenwartsbezug des Denkmals darin, dass heute ähnliche Verbrechen geschähen wie der Holocaust. Die Mehrheit von ihnen sprach allgemein von Kriegen, Genoziden, Diktaturen oder Menschenrechtsverletzungen. So meinte ein indischer Interviewter: „It’s happening in smaller ways. Basically, it’s the same.“ Mehrere Besucher führten konkrete politische Ereignisse an. Beispielsweise erwähnte ein Befragter das Massaker von Srebrenica, bei dem während des Bosnienkrieges im Jahr 1995 etwa 8000 Menschen ermordet worden waren. Andere Besucher erinnerten an die Konflikte in Darfur, in Ruanda oder im Tschad.

Einige Befragte nannten Ereignisse, die mit dem Holocaust nur eines gemeinsam haben: Es handelt sich ebenfalls um Situationen, in denen Menschen Gewalt ausgesetzt sind. So erklärte ein Besucher, auch heute seien noch Leute eingesperrt, und verwies auf die Situation in China. Ein anderer dachte an die Ereignisse nach der iranischen Parlamentswahl im Sommer 2009. „Things are going on now that are as bad: starving in Africa, it’s the same kind of common responsibility“, fand ein weiterer Befragter. Ein Besucher wies auf die 30.000 Kinder hin, die jeden Tag verhungern, während ein anderer die Wirtschaftskrise und die Klimaerwärmung anführte.

Unter den Studienteilnehmern, die konkrete politische Ereignisse mit dem Holocaust verglichen, waren auch einige Personen, die den Konflikt zwischen Israel und Palästina als Bezugspunkt nannten. „Wir sind nicht drüber hinweg, [...] dass Menschen nur aufgrund ihres Glaubens, ihrer Herkunft ermordet werden“, erklärte ein Interviewter und

fürhte als Beispiel Palästina an. „[...] Israelis are building another wall. Ironic, it is now the Jews who are doing it to someone else“, meinte eine andere Befragte.

d) Der Gegenwartsbezug ergibt sich aus der Modernität des Denkmals

51 Personen (17 Prozent) sahen den Bezug zur Gegenwart darin, dass es sich beim Steinenfeld um ein modernes Denkmal handele oder darin, dass es in der Gegenwart stehe. „Doesn't look old“, erklärte eine Befragte.

e) Auch heute werden Menschen aufgrund ihrer Ethnie, Hautfarbe oder Religion diskriminiert

31 Personen (10 Prozent) sahen den Bezug des Denkmals zur Gegenwart darin, dass auch heute noch Menschen wegen ihrer Ethnie, ihrer Hautfarbe oder ihrer Religion diskriminiert würden, oder sie verwiesen ganz konkret auf gegenwärtigen Antisemitismus und Rassismus. So erklärte eine Befragte: „People still treat people because of their race, religion, colour of their skin.“ Einige Interviewte wiesen explizit auf den heutigen deutschen Rechtsradikalismus hin. Eine Besucherin erwähnte den schwarzen CDU-Politiker Zeca Schall, der während des Bundestagswahlkampfes 2009 in Thüringen von der NPD bedroht worden war, eine andere sprach von einem Naziaufmarsch, der am Tag nach der Befragung in ihrer Heimatstadt stattfinden sollte.

Die Antworten von 57 Personen (19 Prozent) konnten keiner Kategorie zugeordnet werden. Sie standen nur in einem sehr vagen Zusammenhang zum Gegenwartsbezug des Denkmals und umfassten allgemeine Aussagen zur Erinnerung, persönliche Bezüge, das spezielle deutsch-israelische Verhältnis oder dass sich Juden heute wieder in Berlin aufhalten können.

Hatten die Befragten eine Interpretation für das Denkmal?

292 Personen (58,5 Prozent) verfügten über eine Deutung des Denkmals. 205 Personen (41 Prozent) hatten keine Interpretation, und 3 Personen (0,5 Prozent) wollten die Frage nicht beantworten.

Welche Interpretationen nannten die Besucher?

Insgesamt führten die Befragten neun unterschiedliche Interpretationen an, von denen drei mit Abstand am häufigsten genannt wurden:

- a) Das Stelenfeld symbolisiert einen Friedhof, Gräber oder Särge.
- b) Die Stelen des Denkmals symbolisieren die Ermordeten.
- c) Im Stelenfeld können die Gefühle der Verfolgten nachvollzogen werden.

Weiterhin interpretierten Besucher das Stelenfeld

- d) als Labyrinth,
- e) als Symbol für die nationalsozialistische Zeit,
- f) als nicht verstehbar,
- g) als Symbol für die Baracken von Konzentrationslagern,
- h) als Symbol für die industrielle Ermordung der Juden,
- i) als Symbol für die jüdische Kultur.

a) Das Stelenfeld symbolisiert einen Friedhof, Gräber oder Särge

Am häufigsten interpretierten die Besucher das Denkmal als Friedhof, als Gräberfeld, als Särge, Gräber oder Sarkophag. Diese Assoziationen hatten insgesamt 109 Befragte (38 Prozent). Es ist die wohl populärste Interpretation, die – zumindest gelegentlich – auch Eisenman vertreten hatte und die häufig in den Medien vorgestellt worden war.

Einige Befragte nannten genauere Gründe für ihre Assoziation: So erklärte eine Interviewte, es sei die Symmetrie der Stelen, die sie an einen Friedhof habe denken lassen. Ein anderer Befragter erklärte, schon einmal Bilder von Jerusalem gesehen zu haben. Das Denkmal erinnere ihn an den dortigen Friedhof. Diese Assoziation kann auf die regelmäßige Ausrichtung der Grabsteine und die identische Gestaltung der einzelnen Grabstellen zurückgeführt werden. Ein weiterer Besucher wies darauf hin, dass Stele das griechische Wort für Grabsäule sei.

b) Die Stelen des Denkmals symbolisieren die Ermordeten

Für insgesamt 100 Personen (34 Prozent) repräsentierten die Stelen die ermordeten Juden. Etwa die Hälfte der Befragten verstand die Vielzahl der Stelen als Symbol für die Masse oder Anzahl der jüdischen Ermordeten. So erklärte ein Studienteilnehmer, jede Stele stehe für eine bestimmte Zahl getöteter Juden. Ein anderer Befragter sprach davon, dass eine Stele für 100 Ermordete stehe, während ein anderer von 10.000 Toten pro Stele ausging und ein weiterer jeder Stele eine deportierte oder ermordete Familie zuordnete. Vielleicht wussten die Befragten nicht, aus wie vielen Stelen das Denkmal besteht, und überschätzten die Anzahl der Stelen, oder sie hatten keine genaue Vorstellung, wie viele Juden im Holocaust ermordet worden waren.

Mehrere Befragte hoben die Unterschiedlichkeit der Stelen hervor und sahen darin ein Symbol für die Unterschiedlichkeit der ermordeten Menschen. Für diese Interviewten repräsentierten die niedrigen und hohen Stelen Kinder und Erwachsene, alte und junge Ermordete, Personen aus verschiedenen sozialen Schichten oder die Individualität von Menschen: „Every stone is individual like human individuals are.“ Die Befragten betonten, die Stelen wirkten auf den ersten Blick alle gleich, beim näheren Hinsehen würden jedoch die Unterschiede deutlich. „Although it was a mass you can still see unique persons“, sagte eine Besucherin.

Anders als die Deutung des Stelenfeldes als Friedhof oder Gräberfeld war die Interpretation der Stelen als Symbol für die ermordeten Juden in den Medien kaum genannt worden.

c) Im Stelenfeld können die Gefühle der Verfolgten nachvollzogen werden

Eine ganz andere Interpretation vertraten jene 66 Personen (22 Prozent), die Gefühle anführten, von denen sie vermuteten, dass die verfolgten Juden diese empfunden haben könnten. Diese Befragten sprachen von der Verunsicherung, der Verlorenheit, der Enge oder auch der Ausweglosigkeit, der die Juden während der Verfolgung durch die Deutschen ausgesetzt gewesen seien. So erklärte eine Interviewte, dass man im Denkmal „dem Nachvollziehen des Leids der Opfer“ näher komme, „auch wenn man es nicht

nachvollziehen kann“. Ein anderer Besucher erläuterte: „If you go inside it is obscure, dark, you feel trapped like the Jewish community felt trapped.“ Im Gegensatz zu den ersten beiden Deutungen wird das Stelenfeld hier nicht von außen betrachtet, sondern durch die Begehung von innen wahrgenommen.

d) Das Stelenfeld symbolisiert ein Labyrinth

15 Befragte (5 Prozent) interpretierten das Denkmal als ein Labyrinth. Häufig blieb offen, welchen Zusammenhang die Interviewten zwischen einem Labyrinth oder einem Irrgarten und der Ermordung der Juden sahen. Denn dem Sinnbild des Labyrinths sind kulturell zwei gegensätzliche Gefühlserlebnisse zugeordnet. Es steht einerseits für Verlorenheit und Orientierungslosigkeit und ist andererseits ein Symbol für Vergnügungen (Kern 1982: 343). Wenn Interviewte ihre Deutung des Denkmals als Labyrinth erläuterten, fanden sich beide Sinnbilder. So interpretierte eine Befragte das Stelenfeld als „labyrinth in which the Jewish people was put by the Nazi Fascists.“ Ein anderer Besucher sprach dem Denkmal ausschließlich „Labyrinth- und Unterhaltungscharakter“ zu.

e) Das Denkmal steht als Symbol für die nationalsozialistische Zeit

13 Befragte (5 Prozent) sahen das Denkmal als ein Symbol für die nationalsozialistische Zeit an. Dabei bezogen sie sich oft auf die Farbe des Denkmals. Das Grau zeige, „how horrible it was“, es stehe als Symbol für die „graue Historie“ Deutschlands oder weise auf den „schwarzen Fleck in unserer Geschichte“ hin. Eine Befragte sah die Farbe als Ausdruck des Krieges an und weitete damit die Widmung des Denkmals auf alle Kriegsoffer aus. Andere Besucher entdeckten in den unterschiedlichen Höhen der Stelen ein Symbol für das unterschiedliche Ausmaß des Leides in der nationalsozialistischen Zeit.

f) Das Denkmal ist nicht verstehbar

10 Befragte (3 Prozent) erklärten, das Denkmal sei nicht interpretierbar. So meinte eine Interviewte, das Denkmal habe „no meaning because there was no meaning in killing people“, eine andere begründete ihre Ansicht damit, es habe sich beim Holocaust um ein

Ereignis gehandelt, das nicht zu begreifen sei. Dass das Stelenfeld nicht überschaubar ist, repräsentierte für weitere Befragte die „Unüberschaubarkeit“ oder Unvorstellbarkeit des Holocaust. Auch Eisenman (1999c: 18) legte diese Deutung des Stelenfeldes nahe: „Das Mahnmal steht mitten in Berlin, und es ist ein Einschnitt. Mitten in der Stadt etwas, was niemand nachvollziehen kann. Wer es sieht, soll sich erinnern, dass es eine Zeit gab, 1933 bis 1945, die einfach unerklärbar bleibt. Das Mahnmal steht mitten in Berlin, du sollst nicht verstehen, warum es da ist.“

g) Das Stelenfeld symbolisiert die Baracken von Konzentrationslagern

8 Befragte (2 Prozent) assoziierten die Stelen mit den Baracken in Konzentrationslagern oder mit den engen Gassen in Ghettos. Eine Befragte sprach sogar von „beklemmenden Todeskammern“, eine andere fand, das Stelenfeld ähnele einer Luftaufnahme von Auschwitz.

Offensichtlich verbanden diese Besucher vor allem die Barackenanordnung in Konzentrationslagern wie Dachau oder Buchenwald oder im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz mit dem Holocaust. Mit dem Bild der KZ-Baracken griffen diese Besucher auf eine Symbolisierung des nationalsozialistischen Terrorregimes zurück, die sich bereits vor Jahrzehnten herausbildete und mit der Umwandlung ehemaliger Konzentrationslager in Gedenkstätten begann. Auch international werden die Baracken von Konzentrationslagern als ein Symbol für den Holocaust angesehen.

h) Das Denkmal versinnbildlicht die industrielle Ermordung der Juden

6 Befragte (2 Prozent) interpretierten das Denkmal als ein Symbol für die industrielle Ermordung der Juden. Sie assoziierten die symmetrisch angeordneten Stelen mit der Systematik und Ordnung des Massenmordes in den Vernichtungslagern. So deutete ein Studienteilnehmer das „Erstarrte, Wohlgeordnete“ als Symbol für die Ermordung der Juden, die sehr „geordnet“ abgelaufen sei. Ähnlich argumentierte der Befragte, der die „right angles“ als Symbol für das „artificial killing“ ansah. Diese Interviewten hoben damit ein Merkmal des Holocaust hervor, das insbesondere der Historiker Raul Hilberg herausgearbeitet hat: die von der deutschen Staats- und Militärbükratie geplante und

präzise organisierte Deportation und Ermordung der Juden. Die systematische, industrielle Ermordung in den Vernichtungslagern gilt heute vielen als zentrales Charakteristikum des Holocaust, obwohl 1,3 Millionen Juden in der Sowjetunion von Einsatzgruppen, höheren SS- und Polizeiführern, Bandenkampfverbänden und der Wehrmacht erschossen worden sind (Bauer 2008: 457).

i) Das Denkmal symbolisiert die jüdische Kultur

5 Personen (2 Prozent) assoziierten das Denkmal mit der jüdischen Kultur oder Religion. So vermutete eine Befragte, die Stelen stünden schief, weil sie den umfallenden Grabsteinen auf jüdischen Friedhöfen, die nicht mehr aufgerichtet werden, nachempfunden seien. Für einen anderen Interviewten symbolisierte der scheinbar unzerstörbare Beton, dass die jüdische Kultur heute eine Renaissance erlebe und in die deutsche Gesellschaft integriert werde.

Die Antworten von insgesamt 12 Besuchern (4 Prozent) blieben unklar oder konnten nicht als Interpretationen gewertet werden. Sie bestanden zum Beispiel nur aus einzelnen Begriffen wie „Stille“. Andere Interviewte nutzten die Frage, wie sie das Denkmal deuteten, um Kritik zu üben. Sie bezeichneten das Stelenfeld als „Bauschutt Denkmal“, „Abenteuerspielplatz“ und als „Spaßplatz für Touristen“. Ein Besucher erklärte auf die Frage, wie er das Denkmal deute, dass es „wie alles Jüdische ohne Grund und Boden, ohne Wurzeln“ sei, und griff damit auf ein antisemitisches Stereotyp zurück.¹²

¹² Wurzellosigkeit als antisemitisches Stereotyp geht auf den Mythos des Ewigen Juden Ahasver zurück. Weil Ahasver Jesus auf dem Kreuzweg die Rast verweigerte, ist er verdammt, barfuß, heimat- und wurzellos die Welt zu durchwandern. Sein tragisches Geschick wurde zum Paradigma für das Schicksal des jüdischen Volkes, und die Rastlosigkeit wurde zum Ausdruck einer „Nationaleigenschaft“ der Juden stilisiert (Rohrbacher/ Schmidt 1991: 249).

9.1.2. Daten zur emotionalen Wirkung des Denkmals

Hatten die Besucher Gefühle im Denkmal verspürt?

304 Personen (61 Prozent) erklärten, das Stelenfeld habe bei ihnen Gefühle ausgelöst. 193 Befragte (38,5 Prozent) gaben an, das Denkmal habe keine Gefühle bei ihnen hervorgerufen, und 3 Besucher (0,5 Prozent) wollten die Frage nicht beantworten.

Welche Gefühle löste das Denkmal bei den Besuchern aus?

Die Empfindungen, die die Interviewten anführten, können in neun Kategorien unterschieden werden, von denen die ersten beiden mit 25 bzw. 40 Prozent der Antworten die größten Kategorien darstellen:

- a) Gefühle, die durch die Architektur des Denkmals ausgelöst wurden, wie Angst, Einsamkeit oder Beklemmung
- b) Gefühle, die traditionell mit dem Tod von Menschen assoziiert werden, wie Trauer, Traurigkeit oder Betroffenheit
- c) unangenehme Gefühle
- d) Nachdenklichkeit
- e) ambivalente oder angenehme Gefühle
- f) Entsetzen über das Geschehen
- g) Verwirrung
- h) Wut

a) Gefühle, die durch die Architektur des Denkmals ausgelöst wurden

Am häufigsten nannten die Besucher Gefühle, die durch die Architektur des Denkmals hervorgerufen wurden. 121 Personen (40 Prozent) sprachen von Empfindungen wie Angst, Bedrohung, Einsamkeit, Verlassensein, Übelkeit, Beengung und Beklemmung, die sie auf dem Weg durch das Stelenfeld empfunden hatten. Bedrückung und Beklommenheit könnten als abgeschwächte Formen von Kummer oder Traurigkeit definiert

werden. Jedoch betonten etliche Besucher, es seien die Stelen gewesen, die sie bedrückt hätten, oder sie seien erleichtert gewesen, als sie das Stelenfeld wieder verlassen konnten. Bedrückung und Beklommenheit wurden daher als Gefühle gezählt, die durch die Architektur ausgelöst wurden.

Die von der Architektur verursachten Gefühle müssen nicht unbedingt mit den historischen Ereignissen des Holocaust in Verbindung gebracht werden, sondern können auch für sich stehen. Allerdings bejahten 80 Prozent der Personen, bei denen das Denkmal Gefühle wie Einsamkeit, Angst oder Beengung ausgelöst hatte, die Interviewfrage, ob sich ihre Gefühle auf den Holocaust bezogen. Zahlreiche Besucher benannten den Zusammenhang zwischen ihren eigenen Gefühlen und den Gefühlen, die die Juden während der Verfolgung empfunden haben könnten, genauer. So fühlte sich ein Besucher im Stelenfeld gefangen und erklärte, das Denkmal „conveys a feeling of being trapped like the Jews“. Das Denkmal sei „erdrückend beim Durchgehen“, sagte eine weitere Befragte und verwies darauf, dass die verfolgten Juden ebenfalls wenig Platz gehabt hätten.

b) Gefühle, die traditionell mit dem Tod von Menschen assoziiert werden

77 Befragte (25 Prozent) nannten Gefühle wie Trauer und Traurigkeit, die mit dem Verlust von Menschen assoziiert werden (Häcker/ Stapf 2009: 1024). Vermutlich fühlten sich diese Besucher mit den Ermordeten verbunden und nahmen Anteil an deren Schicksal. Daher wurden auch Betroffenheit und Mitleid in diese Kategorie eingeordnet.

c) unangenehme Gefühle

33 Personen (11 Prozent) sprachen von sehr allgemeinen Gefühlszuständen, die sie als unangenehm charakterisierten, aber nicht näher erläuterten. Beispielsweise erklärte eine Befragte, es sei ein „special feeling to go inside which is hard to describe“. Ein anderer Besucher fand, das Denkmal sei „beeindruckend durch das Schwere, Monumentale“, ein weiterer sprach von einem „unsäglichem Gefühl, wenn ich über das Geschehen nachdenke“.

Eventuell scheuten sich diese Besucher davor, einer Fremden ihre Gefühle differenziert zu offenbaren, oder sie hatten Schwierigkeiten, ihre Emotionen genauer zu beschreiben, weil sie zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht genug Zeit gehabt hatten, sich über ihre Empfindungen klar zu werden.

d) Nachdenklichkeit

27 Personen (9 Prozent) erklärten, das Denkmal habe sie nachdenklich gestimmt. „You get start thinking what happened“, sagte eine schwedische Besucherin. Ein anderer Befragter fragte sich: „Wie konnte so was passieren?“ Nachdenklichkeit ist ein Gefühl, das kognitiv geprägt ist: Wer nachdenklich ist, hat Interesse an neuen Informationen oder stellt sich neue Fragen. Ein Thema wird überdacht oder aus einem anderen Blickwinkel betrachtet. Traditionell sollen Denkmäler, die an die Opfer des Nationalsozialismus erinnern, Nachdenklichkeit auslösen.

e) ambivalente oder angenehme Gefühle

17 Befragte (5 Prozent) nannten widersprüchliche oder angenehme Gefühle. Die Interviewten, die ambivalente Empfindungen angeführt hatten, sprachen einerseits von unangenehmen Gefühlen wie Trauer und freuten sich andererseits über spielende Kinder oder dass endlich ein Denkmal existiere. Das Denkmal hatte bei ihnen verschiedene Empfindungen gleichzeitig aktiviert.

Mehrere Personen sprachen von angenehmen Gefühlen. So war ein Interviewter erleichtert, dass es nun ein Holocaust-Denkmal gebe. Eine Besucherin, bei der das Denkmal ein „positives Gefühl“ ausgelöst hatte, erklärte, das Thema sei „sonst immer so tränenbehaftet“. Daher erfreue sie sich an den spielenden Kindern. Offenbar suchte und fand diese Befragte in den spielenden Kindern einen emotionalen Ausgleich zur Schwere der erinnerten Verbrechen. Auch in Pampels Studie hatte der Gedenkstättenbesuch nicht nur unangenehme Gefühle ausgelöst, sondern die Besucher waren beeindruckt, interessiert und teilweise sogar fasziniert von dem, was sie erfahren hatten.

f) Entsetzen über das Geschehen

13 Personen (4 Prozent) sprachen davon, dass sie schockiert, entsetzt oder erschrocken über das Geschehen seien. Schock, Entsetzen oder Erschrecken sind Gefühle, die meist in der direkten Konfrontation mit einem schrecklichen Ereignis auftreten. Es erstaunt, dass solche Gefühle von einem Denkmal ausgelöst wurden, das weder mit Text- noch mit Bildmaterial auf das Schicksal der ermordeten Juden verweist. Eventuell erinnerten sich diese Befragten an konkrete Ereignisse des Holocaust, die ihnen aus Medien bekannt waren, oder riefen sich diese bewusst ins Gedächtnis. Eine 1924 geborene Besucherin konnte sich auf ihre Erlebnisse im Nationalsozialismus stützen: „Habe die Zeit erlebt, entsetzlich“, erklärte sie.

g) Verwirrung

10 Personen (3 Prozent) drückten ihre Verwirrung oder Verwunderung über das Stelenfeld aus. Einige Besucher führten diese Empfindungen auf den hügeligen Boden des Stelenfeldes zurück. Man ahne nicht, erklärte eine Interviewte, dass man so versinke. Ebenso wie das Gefühl der Nachdenklichkeit ist das Gefühl der Verwirrung kognitiv geprägt.

h) Wut

6 Befragte (2 Prozent) erklärten, das Denkmal habe sie wütend gemacht. Eine Person fühlte Aggression, weil sie das Denkmal nicht verstanden hatte. In den anderen Fällen richtete sich die Wut gegen die Täter. „Das sind ja Schweine gewesen“, empörte sich ein Interviewter. Wut war das einzige genannte Gefühl, das sich auf die Täter bezog.

Die Antworten von 19 Befragten (6 Prozent) konnten nicht als Gefühlsäußerungen gewertet werden. Diese Interviewten hatten lediglich einzelne Begriffe genannt oder die geschlossene Frage nach dem Empfinden von Gefühlen bejaht und dennoch kein Gefühl angegeben.

Konnten die Besucher ihre Gefühle mit dem Holocaust in Verbindung bringen?

247 Personen (86 Prozent derjenigen, bei denen das Denkmal Gefühle ausgelöst hatte) bestätigten, dass sich ihre Gefühle auf den Holocaust bezogen. Für 41 Personen (14 Prozent derjenigen, bei denen das Denkmal Gefühle ausgelöst hatte) hatten die empfundenen Emotionen keinen Bezug zum Holocaust, und 16 Personen wollten die Frage nicht beantworten.

Bei Gefühlen wie Trauer, Nachdenklichkeit, Entsetzen, Schuld oder Wut liegt ein Bezug zum Thema Holocaust nahe. Um solche Gefühle zu empfinden, mussten die Interviewten eine Vorstellung von Opferschicksalen haben. Gefühle, die sich aus der Architektur speisten, mussten sich dagegen nicht unbedingt auf den Holocaust beziehen. Die Enge des Stelenfeldes, die Höhe der Stelen im Inneren des Denkmals, das Grau der Betonblöcke oder die Unebenheit des Bodens können „affektive Körpererfahrungen“ (Endlich 1999a: 10) auslösen, die für sich stehen und nicht unbedingt mit dem Holocaust in Verbindung gebracht werden müssen. Da jedoch 80 Prozent derjenigen, deren Gefühle durch die Architektur des Denkmals ausgelöst worden waren, ihre Gefühle mit dem Holocaust in Verbindung bringen konnten, wird angenommen, dass sie dafür auf historisches Wissen zurückgreifen konnten.

9.1.3. Daten zur konativen Wirkung des Denkmals

Wollten sich die Interviewten nach dem Besuch des Denkmals mehr mit dem Holocaust beschäftigen?

97 Besucher (19 Prozent) beabsichtigten, sich nach der Besichtigung des Denkmals intensiver mit dem Thema Holocaust auseinanderzusetzen. 389 Befragte (78 Prozent) wollten dies nicht, und 14 Personen (3 Prozent) beantworteten die Frage nicht. Das bedeutet, dass das Denkmal nur bei einer Minderheit der Interviewten eine konative Wirkung auslöste.

Regte der Besuch des Stelenfeldes die Interviewten dazu an, den Ort der Information zu besuchen?

34 Befragte (7 Prozent) besuchten die unterirdische Ausstellung, obwohl sie dies vor der Besichtigung des Denkmals nicht geplant hatten. Zu einem Besuch des Ortes der Informationen wurden ebenfalls nur wenige Interviewte angeregt.

9.1.4. Daten zur Bewertung des Denkmals

Stimmten die Befragten grundsätzlich einem zentralen Holocaust-Denkmal zu?

456 Personen (91 Prozent) hielten es für richtig, dass ein zentrales Holocaust-Denkmal errichtet wurde. 19 Personen (4 Prozent) lehnten ein zentrales Holocaust-Denkmal ab, und 25 Personen (5 Prozent) wählten die Antwortmöglichkeit „Ich weiß nicht“. Die Frage nach der Akzeptanz bezog sich nicht auf das gebaute Denkmal, sondern darauf, ob die Besucher ein zentrales Denkmal prinzipiell für richtig hielten. Hier konnten sich auch Interviewte positiv äußern, die die Erinnerung an den Holocaust grundsätzlich für richtig und wichtig hielten, denen das errichtete Denkmal jedoch nicht gefiel.

Gefiel den Befragten etwas am Denkmal?

Insgesamt nannten 418 Personen (83 Prozent) Aspekte, die ihnen am Denkmal zusagten. 67 Befragte (14 Prozent) konnten nichts Positives am Denkmal entdecken, und 15 Personen (3 Prozent) wollten die Frage nicht beantworten.

Was gefiel den Befragten am Denkmal?

Die Aspekte, die den Besuchern zusagten, können zehn Kategorien zugeordnet werden:

- a) die Repräsentativität des Denkmals
- b) gestalterische Details
- c) die Abstraktheit und die Andersartigkeit des Denkmals
- d) das Gesamtkonzept des Denkmals

- e) die Begehbarkeit des Denkmals
- f) die nachdenkliche Stimmung, die das Denkmal auslöst
- g) Nutzungsaspekte
- h) die emotionale Wirkung des Denkmals
- i) die grundsätzliche Existenz des Denkmals
- j) Raum für Spielerisches im Denkmal

a) Zustimmung zur Repräsentativität des Denkmals

121 Personen (29 Prozent) befürworteten entweder den zentralen Ort des Denkmals oder die Größe. „Dass es im Herzen von Berlin gebaut wurde“, freute sich zum Beispiel ein Besucher. Andere Besucher bejahten die Unübersehbarkeit oder die Großzügigkeit des Denkmals.

b) Zustimmung zu gestalterischen Details

112 Befragte (27 Prozent) hoben einzelne gestalterische Details des Stelenfeldes positiv hervor. An dem schlichten Denkmal entdeckten sie zahlreiche unterschiedliche Aspekte, die ihnen gefielen: Einige Interviewte mochten die Stelen und ihre unterschiedlichen Höhen und Ausrichtungen, anderen gefiel die Farbe, die Wellenform des Feldes, oder sie begeisterten sich für das Licht- und Schattenspiel des Stelenfeldes und die Perspektiven. „Every time you look you see something different“, erklärte ein Interviewter.

c) Zustimmung zur Abstraktheit und zur Andersartigkeit des Denkmals

93 Personen (22 Prozent) gefiel die abstrakte, andersartige, schlichte und moderne Denkmalgestaltung. Einige Besucher betonten, das Stelenfeld hebe sich positiv von traditionellen Denkmälern und Erinnerungsorten für die Opfer des Nationalsozialismus ab. Bei einem Interviewten riefen traditionell gestaltete Gedenkorte offensichtlich Schuldgefühle hervor. So fand er, dass man im Museum oft von oben herab behandelt werde und erklärt bekomme, wie schlimm die Judenverfolgung gewesen sei. Im Stelenfeld werde dem Besucher dagegen nicht das Gefühl vermittelt, er sei „der Böse“, sondern es

würden nur Assoziationen durch die Architektur geweckt, aus denen man seine Schlüsse ziehen könne. Eine andere Befragte erklärte, eine KZ-Gedenkstätte zu besuchen, fiel ihr schwer.

Mehreren Besuchern gefiel die Möglichkeit, das Denkmal frei zu interpretieren: „I like it, not so direct, open to interpretation“, erklärte ein Befragter. „Jeder Betrachter hat die Freiheit, sich eigene Gedanken zu machen, weil nichts vorgegeben ist“, sagte ein anderer.

d) Zustimmung zum Gesamtkonzept des Denkmals

63 Besuchern (15 Prozent) gefielen das Konzept, die Idee oder der Architekturstil, sie nannten jedoch keine spezifischen Details. Deutlich drückten diese Befragten jedoch ihre Zustimmung zum Stelenfeld aus und äußerten dies zum Teil mit überschwänglichen Worten. So fand eine Besucherin das Denkmal „very expressive“. Ein anderer Interviewter erklärte, es gefiele ihm „überhaupt, was Herr Eisenman da fabriziert“ habe.

e) Zustimmung zur Begehbarkeit des Denkmals

58 Personen (14 Prozent) hoben positiv hervor, dass das Denkmal betreten werden könne. Aufgrund der Begehbarkeit erhält der Besucher eine aktivere Rolle als bei traditionellen Denkmälern. Er kann das Stelenfeld, wie es ein Befragter formulierte, „nicht nur anschauen, sondern Teil davon werden“. Dadurch, so erklärte eine andere Interviewte, sei es „very easy to walk into history“.

f) Zustimmung zur nachdenklichen Stimmung, die das Denkmal auslöst

52 Befragten (12 Prozent) gefiel, dass das Denkmal sie nachdenklich gestimmt hatte, oder hoben hervor, der Holocaust bleibe aufgrund des Denkmals in Erinnerung. Diese Personen argumentierten mit einer der klassischen Funktionen von Denkmälern: Sie sollen die Erinnerung an ein Ereignis wachhalten.

g) Zustimmung zu Nutzungsaspekten

40 Besucher (10 Prozent) benannten Aspekte, die mit dem Stelenfeld als Gedenkort nichts zu tun hatten. So empfanden sie es als angenehm, sich hinsetzen zu können, erklärten, das Denkmal sei ein „awesome playground“, biete in der prallen Sonne Schatten oder stelle in der hektischen Stadt einen Ruhepol dar. Die meisten dieser Studienteilnehmer äußerten sich während des Interviews hauptsächlich kritisch über das Denkmal und standen ihm insgesamt ablehnend gegenüber. „The only thing I like is that we can sit on it“, erklärte eine Befragte. Für sie erfüllte das Stelenfeld seinen Zweck als Gedenkort offensichtlich nicht.

h) Zustimmung zur emotionalen Wirkung des Denkmals

31 Personen (7 Prozent) gefiel, dass das Denkmal bei ihnen Emotionen ausgelöst hatte. Manche Befragten bewerteten auch unangenehme Gefühle positiv. So gab eine Besucherin an, die Stelen hätten für sie etwas Bedrohliches. Dennoch war es der Aspekt, der ihr am Denkmal besonders gefiel. Eine andere Befragte war überrascht von der emotionalen Wirkung des Stelenfeldes: „So much emotions: you walk through concrete and feel something.“ All diesen Besuchern war es wichtig, sich vom Denkmal berühren zu lassen, und sie waren angetan davon, dass das Denkmal bei ihnen tatsächlich Gefühle hervorgerufen hatte.

i) Zustimmung zur grundsätzlichen Existenz des Denkmals

17 Interviewte (4 Prozent) begrüßten explizit, dass überhaupt ein Denkmal gebaut worden sei. Offensichtlich war ihnen diese Tatsache besonders wichtig. Schließlich hatten sie bereits in der vorhergehenden Frage ihre Zustimmung zu einem zentralen Holocaust-Denkmal ausdrücken können.

j) Zustimmung zum Denkmal als Raum für Spielerisches

14 Personen (3 Prozent) gefiel, dass das Denkmal auch einen ausgelassenen Umgang erlaube. So sagte eine Interviewte, das Stelenfeld lasse „Raum für Spiele, für Fröhliches“ und sei „nicht nur deprimierend“.

Missfiel den Befragten etwas am Denkmal?

Insgesamt nannten 191 Personen (38 Prozent) Aspekte, die ihnen am Denkmal nicht gefielen. 288 Befragte (57,5 Prozent) äußerten keine Kritik, und 21 Personen (4,5) wollten die Frage nicht beantworten.

Was missfiel den Interviewten am Denkmal?

Die Kritikpunkte, die die Befragten nannten, können zehn Kategorien zugeordnet werden:

- a) Kritik an der Bezuglosigkeit und Anonymität des Denkmals
- b) Unmut über das Verhalten anderer Besucher
- c) Kritik an gestalterischen Details des Stelenfeldes
- d) Kritik an der Größe des Denkmals
- e) Missfallen an der Umgebung des Denkmals
- f) Unmut über ungenügende Informationen zum Gedenkort
- g) Unmut über ausbleibende Gefühle
- h) Kritik an der Widmung des Denkmals
- i) Kritik an der Häufigkeit von Holocaust-Denkmalern
- j) Unmut über die hohen Kosten des Denkmals

a) Kritik an der Bezuglosigkeit und Anonymität des Denkmals

56 Personen (29 Prozent) kritisierten die Bezuglosigkeit, Kälte und Anonymität des Denkmals. „It doesn’t speak to you“, beklagte sich eine Besucherin. Eine andere Befragte erklärte, das Stelenfeld erinnere sie nicht an die Tötung von Millionen von Juden.

Mehrere Interviewte wünschten sich, dass die Namen von Opfern am Denkmal angebracht wären, wie es der Wettbewerbsentwurf von Christine Jakob-Marks vorgesehen hätte, oder sie hatten dies sogar erwartet und waren überrascht, die Stelen namenlos zu finden. Einige Besucher verwiesen auf andere, aus ihrer Sicht besser gelungene Denk-

mäler, die der Opfer mit Namen gedenken, wie das Vietnam Veterans Memorial von Maya Ying Lin in Washington D. C. Für diese Interviewten schien es über die Namensnennung grundsätzlich möglich, die Opfer zu personalisieren und die Anonymität aufzuheben.

b) Unmut über das Verhalten anderer Besucher

50 Befragte (26 Prozent) äußerten Unbehagen darüber, wie sich andere Besucher am Denkmal verhielten. Eine Besucherin erklärte, die Atmosphäre sei nicht stimmig: „Menschen spielen Verstecken, spielen auf den Stelen.“ So werde ein Symbol mit Füßen getreten. Ein anderer Interviewter bezeichnete es als pietätlos, dass Besucher auf die Stelen kletterten, sich auf den Stelen sonnten oder im Denkmal Unsinn machten. „Crazy that people jump on it, it's not a place to play“, kritisierte ein weiterer Befragter. Diese Studienteilnehmer störten sich daran, dass sich andere Besucher nicht an den kulturell üblichen Trauergestus hielten. Trauer und Andacht werden in der westlichen Gesellschaft meist leise oder schweigend, mit langsamen Bewegungen und verharrend bekundet.

Einige Personen, die das legere Verhalten anderer Besucher kritisierten, führten das unangemessene Benehmen auf die Architektur des Denkmals zurück. Das Denkmal animiere geradezu zum Springen und Spielen. Es sei vor allem ein „idealer Spielplatz für Kinder“, erklärte ein Interviewter.

c) Kritik an gestalterischen Details des Stelenfeldes

Insgesamt 31 Besuchern (16 Prozent) missfielen einzelne Aspekte an der Gestaltung des Denkmals. Einige Personen störten sich an der Farbe. So fand eine Interviewte: „Die Farbe der Steine weckt keine Gefühle.“ Andere Befragte beklagten, das Denkmal sei trist. Wieder anderen missfiel das Material der Stelen. Sie waren entweder empört, dass es bereits Risse aufweise, oder kritisierten, dass nur Beton gewählt worden sei. Im herkömmlichen Verständnis gilt Beton als billig und banal und wird sogar als „unbeliebtestes Baumaterial der Welt“ angesehen (Matzig 2009). Die Befragten empfanden dieses Material und seine Farbe anscheinend als unangemessen für ein würdiges Denkmal.

d) Kritik an der Größe des Denkmals

26 Personen (14 Prozent) meinten, das Denkmal sei zu groß, zu monumental oder zu protzig. So erklärte eine Besucherin: „Martin Walser hat recht: Wenn man mit einer Keule erschlagen werden soll, macht man zu. Monumentalität erschlägt die Leute.“ Insgesamt wurde die Größe in der Untersuchung jedoch seltener kritisiert, als die Debatte um das Denkmal es hatte vermuten lassen.

e) Missfallen an der Umgebung des Denkmals

19 Besucher (12 Prozent) kritisierten die Umgebung des Denkmals. Sie empfanden den Platz als zu laut oder störten sich an den stark befahrenen Straßen rund um das Denkmal. Einige Besucher wünschten sich, das Denkmal wäre von Natur umgeben; einer hätte zum Beispiel einen Standort im Tiergarten angemessener gefunden. Offensichtlich wünschten sich diese Befragten eher einen „Rückzugsraum“ für das Gedenken an die Opfer des Holocaust (Thünemann 2005: 122). Weiterhin missfielen den Befragten die Imbissbuden an der östlichen Seite des Stelenfeldes: „If there is anything I dislike it's the Dunkin' Donuts.“ Eine Besucherin betrachtete die Holzpavillons und die dort abgespielte Musik als Ausdruck des fehlenden Respekts für die Opfer.

f) Unmut über ungenügende Informationen zum Gedenkort

17 Personen (9 Prozent) kritisierten, dass nicht genügend Informationen am Denkmal bereitgestellt würden. Den meisten fehlten Erklärungen zum Stelenfeld selbst. So hätte eine Besucherin gerne mehr Informationen darüber erhalten, „was man damit bezwecken will“. Einige Befragte vermissten deutlichere Hinweise auf den Ort der Information. Offensichtlich handelte es sich um Besucher, die sich dem Denkmal nicht nur über die Auseinandersetzung mit der Gestaltung nähern wollten, sondern sich vertiefende oder neue Informationen zum Thema Holocaust wünschten.

g) Unmut über ausbleibende Gefühle

11 Personen (6 Prozent) kritisierten, das Stelenfeld habe bei ihnen keine Gefühle erzeugt. Vielleicht hatten sie emotionale Wirkungen des Denkmals erwartet, weil sie in

den Medien etwas über die Gefühle auslösende Architektur gelesen oder gehört hatten, und waren nun enttäuscht, dass bei ihnen Empfindungen ausgeblieben waren.

h) Kritik an der Widmung des Denkmals

Die ausschließliche Widmung des Denkmals für die ermordeten europäischen Juden missfiel 10 Personen (5 Prozent). So fand ein Befragter, andere Opfergruppen würden ausgeblendet, und man gewinne den Eindruck, dass hauptsächlich die Juden gelitten hätten. Einige der Befragten erklärten genauer, welche Widmung sie sich gewünscht hätten. Sie meinten, das Denkmal hätte auch den Roma und Sinti gewidmet werden sollen, den Roma und Sinti und den Homosexuellen oder allen Opfern des Nationalsozialismus.

i) Kritik an der Häufigkeit von Holocaust-Denkmälern

10 Befragte (5 Prozent) kritisierten, dass es schon zu viele Denkmäler für die Opfer des Holocaust gebe. Diese Besucher fanden offensichtlich, der öffentlichen Erinnerung an den Holocaust werde in der Bundesrepublik zu viel Platz eingeräumt. Manche Befragten relativierten auch die Bedeutung des Holocaust selbst. „Man wird ständig damit konfrontiert, wem nützt es eigentlich alles, cui bono?“, fragte eine Interviewte. „Die Juden richten immer noch genug Völkermorde an, müssen nicht ständig ein Denkmal gesetzt bekommen“, sagte eine andere Besucherin und identifizierte damit die Juden als eigentliche Täter.

j) Unmut über die hohen Kosten des Denkmals

Die Kosten des Denkmals wurden von 10 Personen (5 Prozent) kritisiert. Die Hälfte von ihnen äußerte ihre Kritik in geringschätziger Weise. So bezeichnete ein Interviewter die Ausgaben für das Denkmal als „Steuergeldverschwendung“. Ein anderer fand, dass „Berlin noch so viele Baustellen hat, die erst mal fertig werden sollten“.

9.1.5. Am Rande bemerkt – Kommentare der Besucher

126 Befragte (25 Prozent) gaben im Verlauf der Interviews nicht nur Antworten auf die gestellten Fragen, sondern äußerten sich darüber hinaus. 84 von ihnen erinnerten an den Konflikt um die Entstehung des Denkmals, bekräftigten noch einmal, dass sie den Bau des Stelenfeldes für richtig hielten, verglichen das Denkmal mit anderen Erinnerungsorten oder sprachen über ihre persönliche Beschäftigung mit dem Holocaust. Einige Ausländer kommentierten zudem, wie positiv sich die deutsche Erinnerungspolitik in den vergangenen Jahrzehnten verändert habe.

Bei 42 – ausschließlich deutschen – Befragten zeigte sich eine Diskrepanz zwischen ihren „offiziellen“ Antworten auf die Interviewfragen und ihren „inoffiziellen“ Randbemerkungen. So bejahten sie zwar ein zentrales Holocaust-Denkmal, in ihren Kommentaren zeigte sich aber, dass sie Probleme mit dem Holocaust-Gedenken hatten. Ihre Randbemerkungen können in drei Themenbereiche unterteilt werden: Die Besucher fanden, der Holocaust werde zu häufig thematisiert; sie bestritten die Schuld der Deutschen und relativierten den Holocaust; sie äußerten sich abwertend über Juden oder Israel.

Besucher fanden, der Holocaust werde zu häufig thematisiert

25 Personen äußerten im Verlauf des Interviews ihren Unmut darüber, dass sie zu oft mit dem Holocaust konfrontiert würden. Ein Interviewter meinte, das Thema sei so häufig in den Medien, dass „die Leute es nicht mehr hören können“.

5 der 25 Besucher kritisierten, sie seien in der Schule immer wieder mit dem Holocaust konfrontiert worden. Sie fühlten sich übersättigt oder erklärten, das Thema hinge ihnen „zum Hals raus“. Die intensive Beschäftigung mit dem Holocaust im Schulunterricht hatte offensichtlich nicht ihr Interesse geweckt, sondern zu einer abwehrenden Haltung geführt.

12 der 25 Personen, die fanden, sie würden zu häufig mit dem Holocaust konfrontiert, sprachen sich für einen Schlussstrich aus. Irgendwann müsse der Holocaust mal Geschichte werden, sagte eine Interviewte. Schließlich gebe es so viele Ecken auf der Welt, über die nicht geredet werde. Häufig leiteten diese Interviewten ihre Kommentare

mit dem Hinweis ein, der Holocaust dürfe nicht vergessen werden, „[...] aber langsam sind wir drüber hinweg, jedenfalls meine Generation“. „Man darf es nicht vergessen, muss aber in die Zukunft investieren, das ist wichtiger“, meinte eine weitere Interviewte.

Besucher bestritten die Schuld der Deutschen und relativierten den Holocaust

Insgesamt 12 Interviewte bestritten die Schuld der Deutschen oder relativierten den Holocaust mit Verweisen auf die Verbrechen anderer Staaten. So betonten 3 Befragte, sie wollten sich für die Vergangenheit nicht schuldig fühlen.

4 Befragte verwiesen darauf, dass auch die Deutschen Leid erlebt hätten. So erzählte ein Besucher, seine Familie sei von den Russen verbrannt worden, „von der anderen Seite also, wo genau dasselbe passiert ist“. Die anderen Besucher führten während des Interviews an, ihre Verwandten seien aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten vertrieben worden.

5 Personen verwiesen allgemeiner auf die Verbrechen anderer Staaten. So erklärte eine Besucherin, dass auch andere Nationen „Dreck am Stecken“ hätten. Ein anderer Interviewter sagte, überall auf der Welt geschähen ähnliche Verbrechen, und nur das deutsche werde so breit getreten. Ein weiterer Befragter meinte: „Es gibt in Europa Leute, die den Juden viel mehr geschadet haben. Stalin hat mehr Menschen umgebracht.“ Der fünfte Interviewte wollte die Beschäftigung mit der Ermordung der Juden nur dann als wichtig bewerten, wenn auch der „Holocaust in den kommunistischen Gulags“ gemeint sei.

Besucher äußerten sich abwertend über Juden oder Israel

5 Interviewte äußerten sich im Verlauf des Interviews antisemitisch. Sie sprachen abwertend über Juden oder über Israel. So nahm ein Befragter an, „die jüdische Bevölkerung“ habe mit dem Denkmal Aufmerksamkeit erregen wollen. Ihm war offensichtlich nicht bekannt, dass das Denkmal keineswegs von Juden initiiert worden war. Zudem unterstellte er, die Juden profitierten von der Erinnerung an den Holocaust. Darauf verwies

auch ein Besucher, der sich beschwerte, ein „israelischer Künstler“ könne mit seiner „an den Holocaust angelehnten Kunst am meisten Geld in Deutschland machen“. Ein weiterer Befragter war zwiegespalten, ob er die Beschäftigung mit dem Holocaust als wichtig bewerten solle, weil ihm „Israels Weltpolitik“ nicht gefalle. Eine interviewte Reisekauffrau erzählte, sie habe israelische Kunden gehabt, die in Deutschland kein Zimmer mit Dusche hätten haben wollen, weil sie sich an die tödlichen Duschen in den Vernichtungslagern erinnert fühlten. „So tief sitzt bei ihnen noch der Hass, [...] die haben auch einiges aufzuarbeiten“, kommentierte sie.

9.2. Die Untersuchungsergebnisse im Kontext erinnerungskultureller Debatten

Um die erhobenen Daten zu interpretieren und in die erinnerungskulturellen Debatten einzubetten, werden die Ergebnisse nach thematischen Gesichtspunkten gebündelt. Als Erstes werden die Befragungsergebnisse diskutiert, die Aufschluss darüber geben, welchen Stellenwert die Besucher der Erinnerung an den Holocaust beimaßen. Der nächste Themenkomplex befasst sich mit der Reaktion der Besucher auf die abstrakte Gestaltung des Denkmals. Dann wird der Frage nachgegangen, wie sich den Besuchern des Stelenfeldes Inhalte und Ziele des Gedenkens vermittelten. Anschließend werden die emotionalen Äußerungen der Befragten betrachtet. Die Wirkung des begehbaren Flächendenkmals, die zu unterschiedlichen Gedenkpraxen und Nutzungen anregt, bildet den nächsten Themenkomplex. Abschließend werden die Kommentare ausgewertet, die die Besucher am Rande der Interviews machten.

9.2.1. Der veränderte Stellenwert des Holocaust

Lange Zeit wurde an den Holocaust nur indirekt und abseits erinnert, und in den ersten Nachkriegsjahrzehnten mussten Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik von Opfergruppen und Bürgerinitiativen oft gegen den Widerstand staatlicher Behörden durchgesetzt werden. Auch in der DDR waren die Verfolgung und

Ermordung der Juden im Gedenken kaum präsent. Nach der Wiedervereinigung wandelte sich der Stellenwert des Holocaust im offiziellen Gedächtnis. Die Verbrechen der Deutschen während des Nationalsozialismus wurden von Bundesregierung und Bundestag als Teil der nationalen Identität akzeptiert. Ausdruck dieses veränderten kulturellen Gedächtnisses ist das Holocaust-Denkmal. Mehrheitlich bejahten offensichtlich auch die Befragten dieser Studie diese Veränderung: 91 Prozent aller Interviewten akzeptierten die Errichtung eines zentralen Holocaust-Denkmal. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass Befragte dieser Frage zustimmten, weil sie diese Antwort für politisch korrekt hielten. Darauf deuten zumindest die Antworten derjenigen Personen hin, die der Errichtung eines zentralen Denkmals zwar beigepflichtet hatten, in Kommentaren am Rande der Interviews aber deutlich machten, dass sie durchaus Probleme mit dem Holocaust-Gedenken hatten.

25 Prozent der Interviewten nannten auf die Frage, was ihnen am Denkmal gefalle, entweder die Größe oder die zentrale Lage, oder sie begrüßten explizit, dass das Denkmal gebaut wurde. Sie stimmten der Repräsentativität des Denkmals und somit dem hohen Stellenwert, den die Erinnerung an den Holocaust mit dem Denkmal erhalten hat, ausdrücklich zu. Normalerweise wird im repräsentativen öffentlichen Raum nicht an nationale Schuld und Täterschaft erinnert. Repräsentative öffentliche Räume dienen dazu, staatliche oder städtische Macht zu demonstrieren, nationale Ruhmestaten zu glorifizieren und die erhabenen Ereignisse der nationalen Geschichte herauszustellen. Das Holocaust-Denkmal, das an die Opfer eines der schwersten, von Deutschen begangenen Verbrechen erinnert, weicht von dieser traditionellen Funktion eines Bauwerks im repräsentativen öffentlichen Raum ab. Indem die Besucher die Repräsentativität des Denkmals hervorhoben, akzeptierten sie auch den Bruch mit der traditionellen Funktion des repräsentativen öffentlichen Raums.

Einige Befragte hoben die Nähe zu anderen politischen Symbolbauten wie dem Reichstag oder dem Brandenburger Tor hervor. Offensichtlich war ihnen die bedeutungssteigernde Wechselwirkung dieser Symbolbauten bewusst.

Die Authentizität des Ortes – eine Frage, die in der Debatte um die Errichtung des Denkmals ausführlich diskutiert und hoch bewertet worden war – spielte dagegen für die Befragten kaum eine Rolle. Entscheidend war für sie, dass das Denkmal an einem zentralen Platz im Zentrum der Stadt errichtet worden war.

9.2.2. Der Umgang mit der abstrakten Gestaltung des Denkmals: bezuglos oder offen für Interpretationen

Bereits in der Debatte um das Denkmal stieß die abstrakte Gestaltung nicht nur auf Zustimmung. Diskutanten bezweifelten, ob ein ungegenständliches Holocaust-Denkmal, das ohne klare Aussage bliebe, verstanden werden könne, über das historische Geschehen aufkläre und erinnerungspolitische Ziele und Inhalte vermittele. So argumentierte Kocka (1998b: 20): „Wenn Denkmäler zum Denken anregen sollen, dann dürfen sie sich nicht mit einer abstrakten Symbolik begnügen, die jeder anders versteht und keiner richtig.“ Die Ergebnisse dieser Untersuchung legen die Vermutung nahe, dass diese Kritik tatsächlich auf das Denkmal zutrifft. Über die Hälfte der Interviewten stellte sich keine Fragen zum Denkmal, und 40 Prozent hatten keine Interpretation. Möglicherweise irritierte die deutungsoffene, abstrakte Architektur manche dieser Befragten so stark, dass es ihnen nicht gelang, Fragen zu stellen oder Assoziationen für eine Deutung zu entwickeln. Erkenntnisse der Lernpsychologie besagen, dass der Unterschied zwischen vertrautem und neuem Wissen nicht zu groß sein darf, wenn das Neue Interesse hervorrufen soll (Edelmann 2000: 245). Ist die Diskrepanz zu groß, können Menschen das Neue nicht mehr verarbeiten und verlieren das Interesse. „Beispielsweise werden zeitgenössische Kunst oder Musik von zahlreichen Menschen nicht interessiert zur Kenntnis genommen, da die individuellen Denkschemata und Erwartungen zu stark von diesen Konzeptionen abweichen“ (Edelmann 2000: 246).

Doch auch Interviewte, die sich nicht von der Abstraktheit irritieren ließen und das Denkmal interpretierten, regte das bis auf die Widmung informationsfreie Stelenfeld nicht zu inhaltlichen Fragen zum Holocaust an. Denn erst die Auseinandersetzung mit Informationen – seien es Texte, Bilddokumente oder ikonographische Aussagen – löst

Fragen aus. Hier wird bestätigt, was manche Kunsthistoriker befürchten: Ungegenständliche Denkmalkunst, die eine thematische Bindung an einen Gegenstand grundsätzlich verweigert, „sei nicht in der Lage, ein Licht auf die für das Verständnis strukturell wichtigen Zusammenhänge von Opfern, Tätern und Mitläufern, von Erniedrigung im Alltag, physischer Gewalt und Mord zu werfen“ (Endlich 2002a: 5).

Sofern sich die Besucher Fragen stellten, zielten diese dementsprechend nur selten auf die historischen Ereignisse, sondern vor allem auf die Denkmaldeutung. Ein Drittel aller Interviewten fragte sich, was das Stelenfeld oder einzelne seiner Details darstellen sollten. Diese Befragten versuchten, im ungegenständlich gestalteten Denkmal das geschichtliche Ereignis Holocaust aufzuspüren. Dabei waren sie auf sich alleine gestellt und wurden offensichtlich verunsichert. Denn über die Hälfte derer, die sich fragten, was das Denkmal bedeuten solle, verfügten durchaus über eine Interpretation, bezweifelten aber, dass es die richtige sei. Es kann vermutet werden, dass sich diese Befragten eine verbindliche Deutung mit einer direkten Aussage zum Holocaust wünschten. Ausdrücklich äußerten diesen Wunsch jene 73 Interviewten, die auf die Frage, ob sie Kritik am Denkmal hatten, die Bezuglosigkeit des Denkmals oder die ungenügenden Informationen zum Gedenkort beklagten.

Vom Denkmal ging nicht die von den Auslobern erwünschte konative Wirkung aus. Nur 34 Personen wurden angesichts des Stelenfeldes zu einem Besuch des Ortes der Information angeregt. Das Zusammenspiel von Denkmal und Ort der Information scheiterte ganz offensichtlich schon an einer grundlegenden Voraussetzung: Das Denkmal besitzt nicht jenen hohen Aufforderungscharakter, der Besucher spontan dazu verleitet, die unterirdische Ausstellung zu besuchen.

Die Interviewten wurden in der Untersuchung auch danach gefragt, ob sie angesichts des Denkmals zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema Holocaust angeregt worden seien. Für nur ein Fünftel aller Befragten hatte der Besuch eine solche Wirkung.

Zunächst liegt es nahe, dass der geringe Aufforderungscharakter des Denkmals in der Gestaltung begründet ist. Es stellt sich allerdings grundsätzlich die Frage, ob ein Denk-

mal tatsächlich konative Wirkungen haben kann oder ob ein solcher Anspruch nicht einen überfordernden Auftrag darstellt.

Fast 60 Prozent der Studienteilnehmer nannten eine Interpretation für das Denkmal. Die Deutungsoffenheit und thematische Ungebundenheit des Denkmals ließen für diese Interviewten vielfältige Assoziationen zu. Am häufigsten wurde mit 109 Nennungen die Friedhofsmetapher herangezogen. Sie war auch in der öffentlichen Diskussion die populärste Deutung gewesen. Sie bietet sich an, weil die niedrigen Stelen in ihrer Form an Särge erinnern, die Stelen wegen ihrer Farbe häufig als Steine wahrgenommen werden, und grau – zumindest in Mitteleuropa – meist die dominierende Farbe von Grabsteinen ist. Zudem können sich die Besucher des Stelenfeldes ebenso wie auf einem Friedhof ihren eigenen Weg suchen. Neben der Friedhofsmetapher führten die Interviewten jedoch weitere Interpretationen an. So sahen Befragte im schwer zu überblickenden Stelenfeld ein Symbol für die Masse der Ermordeten, oder sie betonten die Dialektik von Individuum und Masse, die sie in der erst auf den zweiten Blick wahrnehmbaren Unterschiedlichkeit der 2711 Stelen erkannten. Es handelt sich bei dieser am zweithäufigsten genannten Deutung um den Versuch, in der Masse der Ermordeten das einzelne Individuum wiederzuentdecken und sich über die Vermenschlichung der Stelen den Opfern zu nähern. Diese Interpretation ähnelt dem didaktischen Ansatz, der inzwischen in Ausstellungen über den Holocaust oder im Geschichtsunterricht verfolgt wird: Aus der großen Anzahl der Ermordeten werden Einzelschicksale ausgewählt und deren Verfolgungsgeschichte dargestellt. Denn die Erfahrungen und das Leid der vielen Opfer können besser nachvollzogen werden, wenn der Bezug zu einem Individuum aufgebaut wird. Auch im Ort der Information ist dieses Konzept aufgegriffen worden. Das Denkmal gibt einen solchen didaktischen Ansatz jedoch nicht vor, sondern die Interviewten schufen ihn sich selbst.

Weitere gänzlich unterschiedliche Aspekte des Holocaust konnten die Besucher im Stelenfeld wiedererkennen: das Terrorregime der Konzentrations- und Vernichtungslager, die systematische industrielle Ermordung der Juden, die Einsamkeit und Verlassenheit

der Verfolgten. Die Vielfalt der genannten Interpretationen zeigt, dass das Denkmal kein „Bedeutungsträger von Geschichte“ an sich ist, sondern dass seine Bedeutung produziert wird: durch die Jury, den Architekten und insbesondere durch die Besucher (Krankehen 2001: 247). Allerdings mussten die Besucher bereits über das historische Geschehen Bescheid wissen. Nur dann konnte es ihnen gelingen, einen Zusammenhang zwischen dem Holocaust und dem Denkmal herzustellen.

Für ihre Interpretationen zogen die Befragten zahlreiche gestalterische Merkmale des Denkmals heran. Sie nahmen Bezug auf das Material, die Anzahl, die Anordnung, die Höhe, die Neigung und die Farbe der Stelen und den unebenen Boden. Offensichtlich hatten sie einen Code gefunden, um die gestalterischen Elemente mit Bedeutung aufzuladen und sich so das Denkmal zu erschließen. Exemplarisch steht dafür die Interpretation einer Befragten, die vier gestalterische Elemente aufgriff: „Grau für Asche; Stein für unwiederbringlich verloren; gepflastert für Tod, Leblosigkeit; Lücken: Ein paar sind entkommen, haben überlebt.“

Auf viele Besucher übte die Ästhetik des Denkmals eine große Anziehungskraft aus. Über 50 Prozent aller Interviewten nannten auf die Frage, was ihnen am Denkmal gefalle, ästhetische Aspekte wie die Modernität, gestalterische Details, den Architekturstil oder das Gesamtkonzept. Kritik erfuhr die abstrakte Gestaltung dagegen kaum. Lediglich 31 Interviewten missfielen Gestaltungsaspekte – insbesondere die Farbe oder das Material. Allein aus der großen Zustimmung zur Ästhetik kann zwar nicht geschlossen werden, dass die Besucher das Denkmal ausschließlich als Kunstwerk wahrnahmen und das Gedenken als nebensächlich empfanden. Es ist jedoch nicht von der Hand zu weisen, dass der ästhetische Reiz des Denkmals mit der Funktion als Gedenkort konkurriert. Die abstrakte Gestaltung lässt die Trennung von Form und Inhalt zu.

Bemerkenswert ist auch, wie einige Befragte ihre Vorliebe für die Abstraktheit des Denkmals begründeten: Die abstrakte Gestaltung wecke lediglich Assoziationen, man werde nicht belehrt, wie schlimm die Judenverfolgung gewesen sei, und müsse sich

nicht als der Böse fühlen. Tatsächlich stellen Gedenkstätten und andere Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus in der Regel mehr Informationen bereit als das Steinfeld. So werden die Besucher eher aufgehalten, sich mit konkreten Fakten des Holocaust zu beschäftigen. Die Zustimmung zur abstrakten Form könnte daher bedeuten, dass diese Besucher eine intensive und differenzierte Auseinandersetzung mit dem Holocaust eher scheuten. Dem Denkmal käme damit jedoch auch eine vermittelnde Funktion zu, weil es Personen anspricht, die eine Gedenkstätte nicht besuchen würden, und ihnen die Annäherung an ein wegen seiner Schwere gemiedenes Thema ermöglicht.

9.2.3. Inhalte und Ziele des Gedenkens

Der Historiker Jörn Rüsen (1996: 68) geht davon aus, dass ein Denkmal immer nur eine Botschaft transportieren könne: „[U]nd dies heißt zugleich, mögliche andere nicht aufzustellen.“ Die Untersuchung bringt in dieser Hinsicht jedoch ein anderes Ergebnis hervor: Die Interviewten stellten verschiedene Bezüge zu gegenwärtigen Ereignissen und gesellschaftlichen Vorgängen und Zuständen her, und in ihren Aussagen spiegelten sich unterschiedliche erinnerungspolitische Haltungen wider.

Am häufigsten vertraten die Interviewten (77 Personen) die traditionelle Position, das Denkmal warne davor, dass ein Ereignis wie der Holocaust je wieder geschehe. Oft bedienten sich die Befragten generalisierender Formulierungen wie „Nie wieder“. Die Zustimmung zu solchen Losungen fällt leicht, da diese keine konkreten gesellschaftspolitischen Implikationen ausdrücken; sie enthalten jedoch eine fundamentale moralische Verpflichtung.

57 Personen sahen den Gegenwartsbezug des Denkmals schlicht darin, dass der Holocaust nicht vergessen werden dürfe. Alphons Silbermann und Manfred Stoffers (2000: 157) weisen in ihrer repräsentativen Befragung über das historische Wissen zum Holocaust und zum Nationalsozialismus darauf hin, dass Erinnern stets zu etwas dienlich zu sein habe, „und dieses Etwas kann nicht, wie einfältige Köpfe denken, nur das Verhindern von Vergessen sein“. Auch wenn Silbermann/ Stoffers darin zuzustimmen ist, dass

Erinnerung nicht zum Selbstzweck werden darf, sprachen sich die Befragten mit ihrem Postulat zumindest gegen die sogenannte Schlusstrichforderung aus.

Fast ebenso viele Interviewte (56 Personen) nannten als Bezug zur heutigen Zeit, dass gegenwärtig ähnliche Verbrechen geschähen wie der Holocaust, und führten Kriege, Genozide, Menschenrechtsverletzungen, aber auch die Wirtschaftskrise oder die Klimaerwärmung auf. Die Besucher sahen im Holocaust den Prototyp eines Verbrechens: Ein Ereignis wird als besonders schlimm gekennzeichnet, indem auf die Ähnlichkeit mit dem Holocaust verwiesen wird. Die Geographin Karen E. Till (2005: 22) sieht in einem solchen Vergleich sogar eine der Funktionen des Denkmals: Das Stelenfeld sei „defined by a cosmopolitan understanding of Holocaust memory that represents a global moral order according to the categories of good and evil“. Diese Argumentation wird in der gedenkpolitischen Diskussion erst seit einigen Jahren vertreten und soll deshalb näher vorgestellt werden. Die Soziologen Daniel Levy und Natan Sznaider (2007) beschreiben das Phänomen in ihrem Buch „Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust“. Sie legen ihren Ausführungen zur Internationalisierung der Holocaust-Erinnerung die Beobachtung zugrunde, dass es in der Zweiten Moderne – wie sie das Zeitalter der Globalisierung in Anlehnung an Ulrich Beck nennen – zu einer „Entortung von Politik und Kultur“ komme. Nach der Ost-West-Konfrontation mit ihren relativ eindeutigen Orientierungen gehe die heutige politische und kulturelle Entortung mit ideologischer Ungewissheit einher. Im Strudel der Ungewissheit eigne sich der Holocaust als Maßstab für die Unterscheidung zwischen Gut und Böse (Levy/ Sznaider 2007: 21). „Die Dichotomie zwischen hilflosen Opfern, die grausamen Tätern gegenüberstehen, bietet moralischen Halt und Gewissheit, vielleicht die letzte Gewissheit in der neuen ungewissen Welt der Zweiten Moderne“ (Levy/ Sznaider 2007: 240).

Eine wichtige Funktion für die „weltgesellschaftliche“ Vermittlung der Erinnerung an den Holocaust spielen nach Levy/ Sznaider (2007: 160 f.) die Massenmedien. Sie trügen popularisierte Vorstellungen des historischen Ereignisses Holocaust weiter, wie sie in Filmen wie „Schindlers Liste“ propagiert würden. Zudem verbreiteten sie einen vereinheitlichenden Blick auf den Holocaust aus der Perspektive der Zeugenschaft: Indem die

Schuldigen ihre Schuld bekennen, würden sie in die Gemeinschaft der Zeugen aufgenommen. Für alle – Täter, Opfer und ihre Nachkommen – könne der Holocaust so zur Metapher des Bösen werden, ohne dass die Frage nach der historischen Täterschaft gestellt werde.

Was Levy/ Sznajder nicht ansprechen, sind die Folgen der Popularisierung des Themas und der Vereinheitlichung des Blicks. Der Historiker Dan Diner (1995: 51) hat darauf bereits einige Jahre vor dem Erscheinen von Levys und Sznajders Buch verwiesen: „Darüber hinaus ist die rhetorische Inanspruchnahme des nationalsozialistischen Horrors für eine Skandalisierung aller nur möglichen Untaten inflationär geworden. ‚Auschwitz‘ reüssiert als gleichsam universell anerkannte Metapher des politisch Bösen.“ Auch die Untersuchungsergebnisse dieser Befragung deuten darauf hin, dass der Vergleich mit dem Holocaust inflationär zu werden droht, etwa wenn die Befragten die Wirtschaftskrise mit dem Holocaust verglichen.

Die 31 Befragten, die meinten, auch heute gebe es noch Rassismus und Antisemitismus, zogen dagegen keine Analogien zwischen dem Holocaust und gegenwärtigen Verbrechen. Stattdessen verwiesen sie auf strukturelle Probleme heutiger Gesellschaften, die die Ausgrenzung und Verfolgung von Minderheiten immer noch zulassen.

51 Interviewte definierten den Gegenwartsbezug über die Modernität des Denkmals und bestimmten diesen damit über ein rein formales Moment: über die ästhetische Gestaltung. Eine inhaltliche erinnerungspolitische Festlegung schlossen sie so aus.

Der Blick auf die in der Befragung genannten Ziele und Inhalte des Gedenkens zeigt: Am Denkmal findet sich das gesamte Spektrum der erinnerungspolitischen Positionen wieder. Da sich den Besuchern über die offene Gestaltung keine eindeutige Botschaft vermittelte, die Widmung allein das historische Ereignis bezeichnet und die Lage und Größe des Denkmals nur seine Wichtigkeit signalisieren, ist zu vermuten: Die Betrachter griffen auf ihre eigenen, bisherigen erinnerungspolitischen Positionen zurück und projizierten sie auf das Denkmal. Dies könnte die Bandbreite der Gedenkziele erklären.

Unter den 40 Prozent der Befragten, die keinen Gegenwartsbezug im Denkmal erkennen konnten, dürften auch Interviewte gewesen sein, die das Verfahren, dem Denkmal die eigene Position als Aussage zu unterlegen, bewusst nicht anwendeten.

9.2.4. Die emotionale Komponente des Denkmals

Das Denkmal soll eine emotionale Botschaft vermitteln. Die Größe des Feldes, die Anordnung, Farbe und Höhe der Stelen und der unebene Boden zielen darauf ab, über die ganzheitliche körperliche Wahrnehmung Gefühle auszulösen. So hatte sich Eisenman (1999c: 18) erhofft, dass es den Besuchern über ihre eigenen Gefühle, die sie beim Gang durch das Denkmal verspürten, gelinge, die Situation der diskriminierten Juden nachzuvollziehen: Das Gefühl des Außenseitertums, des Alleinseins, das die Lage der Verfolgten gekennzeichnet habe, werde im Denkmal nachvollziehbar. Eisenman (1999c: 18) erklärte, der „Terror der Einsamkeit“ im Stelenfeld treffe „genau, was die Opfer des Holocaust durchgemacht haben“.

Tatsächlich führten 121 Personen – fast 25 Prozent aller Interviewten – Gefühle an, die durch die Architektur des Denkmals ausgelöst worden waren, und brachten diese mehrheitlich mit dem Holocaust in Verbindung. Sie identifizierten sich darüber mit den Opfern.

In erinnerungskulturellen Debatten wird der Versuch, über Architektur die Gefühle der Opfer nachzuvollziehen, unterschiedlich bewertet. Kritiker haben drei Einwände:

1. Emotionale Erlebnisse reichen nicht aus, um historisches Erinnern hervorzurufen: Knigge (1996: 161) hat das Bonmot „Weinen bildet nicht“ geprägt und argumentiert, es genüge nicht, wenn die Besucher von Gedenkstätten und Erinnerungsorten berührt und entsetzt seien. Gedenken müsse auf Wissen basieren, damit Trauer nicht zur rhetorischen Klage verkomme, wie Menschen anderen Menschen so etwas antun konnten. Auch der Historiker Heinz Dieter Kittsteiner (1999: 524) kritisierte in der Debatte um die Entstehung des Denkmals, Eisenmans Entwurf rufe hauptsächlich eine sinnlich wahrnehmbare Erfahrung hervor. „Ob klaustrophobe Reaktionen allerdings historisches

Erinnern auslösen, steht auf einem anderen Blatt.“ Endlich (2002a: 9) nimmt ebenfalls an, dass Eisenmans Denkmal durch die Förderung diffuser Gefühle von Angst und Vereinzelung Wege zur rationalen Auseinandersetzung mit Geschichte eher versperre als öffne. Nach Endlich (2002a: 22) geht es nicht um Erschütterung und Emotionalisierung an sich, „sondern um das Wie, Wohin, Wofür“.

2. Der Versuch, nachzuvollziehen, was den Opfern geschehen ist, ist anmaßend: Bereits in der Diskussion um Eisenmans Denkmalentwurf wandte der Theologe Richard Schröder (1999: 1209) ein, Eisenmans Anspruch, die Besucher könnten im Stelenfeld die Gefühle der Opfer nachempfinden, sei anmaßend. „Offenbar möchte Eisenman mit der Vereinzelung beim Gang durch diesen Stelenhain etwas vom KZ-Erlebnis erfahrbar machen. Ein Empathiepark soll es sein. Ich halte diese Absicht für verwegen. Was da erfahren wird, kann nie solche Vergleichbarkeit beanspruchen.“ Auch der Kulturwissenschaftler Stefan Krankenhagen (2001: 258) kritisiert in seiner Dissertation über die Frage, ob der Holocaust künstlerisch darstellbar sei, das Stelenfeld verspreche den Besuchern, „in‘ Auschwitz zu sein“. Tatsächlich mutet es merkwürdig an, dass Besucher auf einem freiwilligen Gang durch das Denkmal das Leid der Opfer nachvollziehen sollen: „Denn dieser einschnürende Raum kann wieder verlassen werden – vor den Menschenjägern Hitlers gab es kein Entrinnen“ (Kittsteiner 1999: 526).

3. Der Versuch, nachzuvollziehen, was den Opfern geschehen ist, verwischt den Unterschied zwischen den Nachkommen von Opfern und Tätern: Kirsch (2003: 310) geht davon aus, dass das körperliche Empfinden des Holocaust-Denkmal dazu führe, dass Gruppenidentitäten und Vorerfahrungen in den Hintergrund treten. Sich einer „imitierten Opfererfahrung“ auszusetzen, bedeute einen „fragwürdigen Identitätswechsel für Nachkommen der Täter und Mitläufer, für Nachkommen der Opferseite und besonders für Holocaust-Überlebende wäre es hingegen eine unerträgliche Zumutung“ (Kirsch 2003: 310). Auch Reichel (2001: 208) meint: „Für sich genommen vereinnahmt das monumentale Stelenfeld die Opfer und abstrahiert von den Tätern.“ Korn (1999c: 173) hatte in der Debatte um das Denkmal daher gefordert, statt eines Denkmals für die Opfer ein zentrales Denkmal gegen die Tat und die Täter zu errichten.

Trotz solcher Einwände werden in Museen, die den Holocaust thematisieren, wie das United States Holocaust Memorial Museum (USHMM) in Washington D. C. oder das Jüdische Museum Berlin, Ausstellungen gezeigt, die dem Besucher die Identifikation mit den Opfern nahelegen. So spielt „die Ästhetik des Erhabenen“ im USHMM „eine ebenso große, wenn nicht eine noch größere Rolle als die Information und Aufklärung über den Holocaust. [...] Der Besucher soll individuell angesprochen werden, sich mit den Opfern identifizieren und betroffen reagieren. Es gehört förmlich zur Regie des Museums, dass seine Wirkung auf Einfühlung und Erschütterung zielt, ohne freilich auf eine befreiende Katharsis hoffen zu können“ (Berghahn 2002: 157). Im USHMM werden echte oder nachgebildete Gegenstände aus der nationalsozialistischen Zeit präsentiert, um den Besuchern die Identifikation mit den Opfern zu erleichtern. Im Jüdischen Museum Berlin wird darüber hinaus die Identifikation – ähnlich wie in Eisenmans Stellenfeld – über die Architektur hergestellt. So sollen sich im Holocaust-Turm das Verlassensein und die Ausweg- und Hoffnungslosigkeit der Opfer vermitteln (Pieper 2006: 238). Im Garten des Exils soll den Besucher ein Schwindelgefühl überkommen: „[...] Denn so aus den Fugen geraten, fühlt sich die vollkommene Ordnung an, wenn man als Exilant die Geschichte Berlins hinter sich lässt“ (Libeskind, zit. nach Stiftung Jüdisches Museum Berlin 2001: 179). Der Garten des Exils ist also darauf angelegt, durch Gleichgewichtsverluste und Gefühle der Enge psychische Verunsicherung auszulösen (Pieper 2006: 243).

Studien über die nationalsozialistischen Täter zeigen, dass ihnen fast ausnahmslos Empathie für die Opfer fehlte. Auch weil sie sich nicht in ihre Opfer einfühlten, wurden sie zu Tätern: „Gerade das Sich-nicht-emotional-berühren-lassen, betroffen zu werden von der unfassbaren Not der Opfer – das ist geradezu die Voraussetzung der Täterschaft“ (Stenger 2004: 145). Nach dem Philosophen Günther Anders waren die Täter schon zur Tatzeit unfähig, „das Unsäglich, das sie begingen oder dessen Zeugen sie waren, als entsetzlich zu erleben, das Grauenhafte als grauenhaft wahrzunehmen und aufzufassen. Nicht nur keine Erinnerungen hat es gegeben, sondern noch nicht einmal Traumata“ (zit. nach Darmstädter 1995: 116).

Dass sich die Deutschen nicht in die Opfer einfühlten, galt, wie der Literaturwissenschaftler Tim Darmstädter (1995: 116) feststellt, auch für die Nachkriegszeit. Den Grund sieht er darin, dass dem Gedächtnis die Grundlage entzogen worden sei, die emotionale Besetzung habe gefehlt. Kritik an Filmen wie „Holocaust“, die versuchen, den Zuschauer emotional einzubeziehen, weist Darmstädter (1995: 138) deshalb zurück: „Wer fordert, man dürfe sich von den wie unzulänglich auch immer dargestellten Leiden der Opfer nicht rühren lassen, verkennt, dass sich jahrzehntelang tatsächlich kaum einer rühren ließ.“ Selbst Sentimentalität, als Element des Kitsches mehr ins eigene Gefühl verliebt als wirkliche Einfühlung, habe immerhin noch den Vorzug, die Verhärteten für einen Moment zu erweichen (Darmstädter 1995: 138). Auch Levy/ Sznajder (2007: 160) gehen davon aus, es seien eben jene Massenprodukte wie „Schindlers Liste“, die emotionale Reaktionen bei den Betrachtern hervorrufen könnten.

Die psychologische Forschung weist ebenfalls darauf hin, wie wichtig es ist, dass sich Menschen in die Sichtweisen von anderen einfühlen und an ihren Emotionen teilhaben, also empathiefähig sind (Cierpka 2005: 26). So haben Untersuchungen mit Elektroschockaufgaben gezeigt: Studenten mit hoher Empathie kontrollierten ihre aggressiven Handlungen besser, wenn sie unmittelbar mit dem Opfer konfrontiert wurden. Sie lehnten es ab, die Opfer mit Elektroschocks als Strafreiz bei Fehlern stärker zu motivieren (Song 2002: 115). Offensichtlich neigen empathiefähige Menschen dazu, eigene aggressive Tendenzen zu unterdrücken, weil die Wahrnehmung von Schmerz und Disstress bei anderen Menschen bei ihnen selbst zu Disstress-Reaktionen führt (Cierpka 2005: 30). Empathie wird deswegen als ein Hemmungsfaktor gegen Gewalt identifiziert (Song 2002: 95). Indem das Denkmal Besuchern dabei hilft, sich in die Opfer einzufühlen, kann es also auch einen Beitrag dazu leisten, sich der deutschen Verbrechen bewusst zu werden.

Am zweithäufigsten empfanden die Besucher Trauer und Empathie mit den Opfern in Form von Mitleid. 77 Befragte nannten diese Gefühle. Ob es möglich ist, um die Opfer des Holocaust zu trauern, ist immer wieder diskutiert worden. So weist Brumlik (1992: 197) darauf hin, dass Trauer eine Nahemotion sei, die bekannten Menschen erwiesen

werde. Da die Nachgeborenen die Ermordeten jedoch nicht kannten, sei Trauer um die Holocaust-Opfer unmöglich (Brumlik 1992: 203). Dieser Ansicht widerspricht Rüsen (1996). Als Alternative hat er den Begriff der historischen Trauer eingeführt und geht davon aus, es sei angesichts des Holocaust möglich, um den Verlust und die Negation von etwas ganz Grundsätzlichem, Allgemeinem und Fundamentalem zu trauern, das Rüsen als „Menschheitlichkeit“ bezeichnet: „Die Trauer über den Holocaust bezieht sich auf den Zivilisationsbruch der Menschheitlichkeit“ (Rüsen 1996: 75). Um einen derart elementaren Verlust könne gemeinsam getrauert werden, selbst wenn die Ermordeten den Trauernden nicht persönlich bekannt gewesen seien. So habe Trauer auch eine soziale Dimension (Rüsen 2001: 78). Kirsch (2003: 8-18) greift den Begriff der historischen Trauer in seiner Arbeit über die Debatte um das Holocaust-Denkmal ebenfalls auf. „Selbst wer an den damaligen Ereignissen in keiner Weise beteiligt war, ist heute mit der Tatsache konfrontiert, dass Menschen anderen Menschen solches antun konnten (und damit potenziell auch in Zukunft antun können)“ (Kirsch 2001: 351). Deshalb könne auf die Form der historischen Trauer nicht verzichtet werden.

Es ist anzunehmen, dass die Trauergefühle der Besucher nicht durch die architektonischen Mittel des Denkmals ausgelöst wurden, sondern durch die eigene Vorstellungskraft. Dennoch könnten die gestalterischen Momente zumindest vermittelt an der Entstehung dieser Gefühle beteiligt gewesen sein. Denn auch Trauer und Mitgefühl brauchen Auslöser. Dies gilt auch für die anderen von den Besuchern aufgeführten Emotionen wie Nachdenklichkeit, Verwirrung oder Entsetzen.

Die Zahl derjenigen Besucher, die sich vom Denkmal nicht berührt fühlte, betrug immerhin 40 Prozent. Diese Besucher wollten oder konnten sich nicht auf die emotionale Botschaft des Denkmals einlassen. Bereits in der Diskussion um das Denkmal hatte Richard Schröder (1999: 1209) kritisiert, es sei eine Zumutung und Überforderung für die Besucher, „wenn der Imperativ in Beton gegossen wird: ‚So, nun fühle!‘ Gefühle lassen sich nicht kommandieren“. Auch nehmen Menschen bewusst oder unbewusst eine abwehrende Haltung ein, wenn unangenehme Gefühle drohen, sie zu überwältigen. Die

Konfrontation mit dem Denkmal, das an sechs Millionen Ermordete erinnert, könnte bei manchen Besuchern eine solche Abwehr hervorgerufen haben. Es dürfte auch Besucher gegeben haben, für die das Erinnern ein rationaler Vorgang ist, der auf Wissen und Erkenntnis beruht. Eventuell befanden sich unter den Interviewten auch Personen, die ihre Gefühle nicht zeigen wollten und sich scheuten, diese einer fremden Interviewerin mitzuteilen.

9.2.5. Intensives Gedenken oder spielerischer Umgang mit dem Denkmal

58 Interviewte antworteten auf die Frage, was ihnen am Denkmal gefalle, dass sie von der Begehrbarkeit angetan seien. Sie hoben damit eine Eigenschaft des Denkmals hervor, die klassische Denkmäler in der Regel nicht aufweisen. Nach dem traditionellen Denkmalkonzept soll der Betrachter beeindruckt werden und die Größe des dargestellten Ereignisses oder der repräsentierten Person auch physisch wahrnehmen, indem er vor dem Denkmal steht und zu ihm aufblickt. Das klassische Denkmal ist so konzipiert, dass es hierarchisiert. Eisenman dagegen wollte mit seinem Denkmal keinen hierarchischen Abstand erzeugen. Zwar breitet sich das Denkmal in der Fläche aus und ist groß und beeindruckend, aber es verlangt nicht den verkleinernden Blick nach oben. Einige der Befragten schilderten, wie ihnen das Eintauchen in die Stelenlandschaft den Bezug zu den historischen Ereignissen erleichterte und ihnen ein intensives Gedenken ermöglichte. Sie bestätigten damit die von Reuße (1995: 201) geäußerte Vermutung, dass das Gehen als „prozessuales, zeitforderndes Element der Rezeption“ eine reflektive, kontemplative Grundhaltung fördere.

Der nicht hierarchische Gestus des Denkmals scheint allerdings manche Besucher dazu aufzufordern, das Stelenfeld gänzlich in Besitz zu nehmen, indem sie es beklettern, durchrennen, springend überqueren oder an den flachen Rändern als Sitzgelegenheit nutzen. Da der Gedenkort Teil des öffentlichen Stadtraums ist, besitzt er nicht die Intimität einer abgeschlossenen Sphäre wie die Neue Wache. Dort wäre es undenkbar, dass Besucher der Kollwitz'schen Pietà auf den Schoß springen. „Der Kontext und die topo-

graphische Verortung, in denen ein Denk- oder Mahnmal steht, entscheidet darüber, wie man sich dort verhält“, kommentierte Cilly Kugelman (2005: 2), Programmdirektorin des Jüdischen Museums Berlin, den Umgang mit dem Holocaust-Denkmal.

40 Befragte konnten sich selbst vorstellen, das Denkmal als Spielplatz, Schattenspende oder Ruheplatz zu nutzen. Oft standen sie dem Denkmal insgesamt eher mit Unverständnis gegenüber und sahen die Funktion als Gedenkort nicht erfüllt.

64 Interviewte kommentierten das legere Verhalten anderer Besucher: 14 von ihnen beurteilten es positiv. Ihnen war es wichtig, dass das Denkmal eine spielerische Nutzung erlaube und so ein Gegengewicht zur Schwere der Erinnerung ermögliche. Dagegen kritisierten 50 Befragte das ausgelassene Benehmen anderer Besucher. Sie wünschten sich eine dem traditionellen Trauerverständnis entsprechende Atmosphäre. In eine ähnliche Richtung zielte auch die Kritik von 19 Interviewten, die die Umgebung des Denkmals als zu laut und die Imbissbuden am Rande des Stelenfeldes als dem Gedenken unangemessen empfanden. Ihre Kritik verweist auf das Spannungsverhältnis, das Psar (2008) in seiner Arbeit beschreibt: Einerseits ist das Denkmal ein Gedenkort, der eine ruhige Umgebung verlangt. Andererseits handelt es sich um einen Ort, der Touristen die üblichen Annehmlichkeiten bieten soll.

Das ungezwungene Verhalten mancher Besucher wurde nach der Einweihung des Denkmals in den Medien zunächst skeptisch kommentiert: „Manche Jugendlichen springen von Stele zu Stele. Sieht so Gedenken aus?“, fragte zum Beispiel der Spiegel (Fischer 2005). Eisenman (2006) jedoch begrüßte das Benehmen der Besucher: „Die Menschen müssen doch nicht immer gebeugt herumlaufen, wenn es um den Holocaust geht.“ Er sei „froh, dass die Deutschen aus dem Mahnmal keinen heiligen Boden gemacht haben, sondern es als einen alltäglichen Ort benutzen. Die Kinder spielen Verstecken, Leute gehen zum Picknicken zum Mahnmal anstatt in den Tiergarten“. Auch Kugelman (2005: 2) erklärte, in seiner Gestalt lade das Denkmal zum Tanzen und Spielen ein. „Dann aber mit Verboten und Verhaltensregeln zu arbeiten, ist widersprüchlich, ein bisschen lächerlich und läuft auch ins Leere.“ Wie auch andere Persönlichkeiten des öffentlichen Le-

bens akzeptiert sie eher pragmatisch die Konsequenzen aus der nicht mehr veränderbaren offenen Gestalt des Denkmals.

9.2.6. Schuldabwehr unter den Befragten

In ihrer Untersuchung weisen Silbermann/ Stoffers (2000: 172) darauf hin, dass die dominanten Gefühle der Täter und Opfer des Holocaust auf die nachfolgenden Generationen tradiert worden seien und damit auch jüngere Generationen von Deutschen weiterhin Schuld- und Schamgefühle hätten, die, wenn sie nicht bearbeitet würden, in Schuldabwehr mündeten. Betrachtet man die Kritik, die manche Befragte am Denkmal übten, und insbesondere jene Kommentare, die am Rande der Interviews geäußert wurden, zeigt sich, dass die Feststellung der beiden Soziologen auch für einige Denkmalbesucher gilt. Der hohen Zustimmung zum Denkmal stehen Rückgriffe auf bekannte Mechanismen der Schuldabwehr, der Relativierung des Holocaust und einige antisemitische Kommentare gegenüber. 46 Antworten auf die Frage, was die Besucher am Denkmal kritisierten, und 42 Kommentare, die ausschließlich deutsche Besucher am Rande der Interviews äußerten, weisen in diese Richtung.

In ihrer Kritik am Denkmal hatten einige Befragte deutlich gemacht, dass für sie das Denkmal seinen Preis nicht wert sei, oder Begriffe wie „protzig“ benutzt, um ihre Einwände gegen die Größe des Denkmals zu äußern. Ihr Missfallen richtete sich gegen die Bedeutung, die der Erinnerung an den Holocaust mit einem großen Denkmal beigemessen wird. Diesen hohen Stellenwert akzeptierten auch jene Befragten nicht, die sich beklagten, dass es bereits zu viele Holocaust-Denkmäler in Deutschland gebe, oder fanden, der Holocaust werde zu häufig thematisiert. Zwar begründeten diese Besucher nicht, warum sie die Präsenz des Themas als störend empfanden. Es kann jedoch vermutet werden, dass sie die Erwähnung des Holocaust als moralischen Vorwurf und als Zwang wahrnahmen, etwas aus dem Geschehenen lernen zu müssen. Sie wollten die Konfrontation mit der unangenehmen Schuldfrage vermeiden, die „dem Bedürfnis nach

einer ungebrochenen, positiven deutschen Identität eine prinzipielle Schranke setzt“ (Heyder/ Iser/ Schmidt 2005: 148).

Unter denjenigen, die des Themas überdrüssig waren, befanden sich auch einige nach 1980 Geborene. Die Psychologin Ute Benz (2004: 204) verweist darauf, dass junge Menschen angesichts des millionenfachen Mordes an den Juden betroffen seien, gleichzeitig jedoch spürten, dass Erwachsene sie zu besonderer Betroffenheit bewegen wollen, als misstrauten diese der selbstverständlichen Bereitschaft zum Mitgefühl. „Das Bewusstsein, die deutsche NS-Geschichte niemals korrigieren zu können, stattdessen aber Objekt besonderer moralischer Anforderungen der Erwachsenengeneration zu sein, hat bei vielen lähmende Wirkung.“ Nach Benz (2004: 204) müssen Abwehrreaktionen also nicht bedeuten, dass sich die jungen Menschen der Auseinandersetzung verweigern, sondern lediglich, dass sie sich der Ansprüche und Aufträge der Elterngeneration entziehen.

Wiederholt plädierten Befragte in ihren Kommentaren für einen Schlusstrich, andere verwiesen darauf, dass auch gegen Deutsche Verbrechen begangen worden seien und auch andere Nationen Verbrechen verübt hätten. In all diesen Äußerungen wird der nicht einlösbare Wunsch deutlich, „von kollektiver Erinnerung befreit zu werden, aus dem Schatten der Vergangenheit hervorzutreten“ (W. Benz 2004a: 7 f.).

In ihren Randbemerkungen griffen einige wenige Interviewte auf antisemitische Stereotypen zurück. So deutet der Begriff „Israels Weltpolitik“, den ein Besucher verwendete, auf das antisemitische Stereotyp hin, Juden hätten zu viel Einfluss in der Welt. Zudem hatte dieser Besucher Zweifel, ob er die Beschäftigung mit dem Mord an den europäischen Juden als wichtig bewerten sollte, da ihm „Israels Weltpolitik“ nicht gefalle. Damit koppelte er die Auseinandersetzung mit dem Holocaust daran, wie sich der 1948 gegründete Staat Israel politisch in einzelnen Fragen verhält.

Ungerührt wunderte sich eine andere Befragte darüber, dass jüdische Touristen mit Deutschen in deutschen Hotelzimmern weiterhin schreckliche Assoziationen verbanden, und kommentierte, wie tief der Hass bei den Juden noch sitze. Der Historiker Wolfgang

Benz (2004b: 34) verweist darauf, dass zahlreiche Deutsche „kein Verständnis dafür [haben], dass die jüdische Perspektive auf den ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Holocaust eine völlig andere ist als die nicht jüdische“. Ihr Unverständnis gegenüber der Sicht der Opfer werde oft mit stereotypen antisemitischen Vorstellungen alttestamentarischer Rachsucht verbunden, die auch bei dieser Befragten anklangen.

Alle 42 Besucher, in deren Kommentaren sich Schuldabwehr ausdrückte, hatten der Errichtung eines zentralen Holocaust-Denkmals zugestimmt. Wie kann diese Diskrepanz erklärt werden? Da die Erinnerung an die Opfer des Holocaust im politischen Establishment inzwischen Konsens ist, könnten die Befragten einem zentralen Holocaust-Denkmal aus einem Pflichtgefühl heraus zugestimmt haben, obwohl sie dem Gedenken kritisch gegenüberstanden. Ein solches Antwortverhalten findet sich, wenn zu einem Thema eine in der politischen Öffentlichkeit eindeutige Meinung existiert, die von den Befragten jedoch nicht geteilt wird. Insbesondere bezüglich eines heiklen Themas – wie der Haltung gegenüber Juden – kann es dann zu einem widersprüchlichen Antwortverhalten kommen (Diekmann 2001: 384).

10. Schlussbetrachtung

Über den Bau des Denkmals für die ermordeten Juden Europas ist 16 Jahre diskutiert worden. Dabei sind jegliche Fragen der Erinnerungskultur aufgeworfen worden: An wen wollen wir Deutschen wie und wo erinnern? Was soll das Denkmal bewirken? Seit das Denkmal jedoch fertiggestellt ist, ist diese Diskussion erloschen. Die Frage, wie diejenigen mit dem Denkmal umgehen, an die es sich richtet – die Öffentlichkeit und insbesondere die Besucher –, ist nicht gestellt worden. Studien über die Wirkung fehlen jedoch nicht nur zum Holocaust-Denkmal, sondern auch zu anderen Denkmälern liegen keine Wirkungsstudien vor. Daraus ergab sich die Fragestellung dieser Arbeit: Wie wirkt das Denkmal für die ermordeten Juden Europas auf die Besucher?

Die Besucher erleben das Denkmal nicht voraussetzungslos, und die erinnerungspolitischen Haltungen, die sie mitbringen, beeinflussen ihre Wahrnehmung und Bewertung des Denkmals. Daher beschäftigte sich das erste Kapitel der Arbeit mit Erinnerungstheorien.

Horst-Alfred Heinrich kritisiert die Annahme anderer Erinnerungstheorien, dass es ein homogenes gesellschaftliches Gedächtnis gebe, und weist auf verfestigte, kontroverse Positionen zu bestimmten historischen Ereignissen hin, zum Beispiel auch zum Nationalsozialismus. In seiner eigenen Theorie unterscheidet Heinrich deshalb zwischen dem kulturellen Gedächtnis, das gesellschaftlich weitgehend geteilt werde und auf der Makroebene angesiedelt sei, und den auf der Mikroebene angesiedelten kollektiven Erinnerungen, die auf gesellschaftlicher Sozialisation beruhten und sich danach unterschieden, welcher gesellschaftlichen Gruppe man sich zuordne. Heinrich nimmt an, dass sich kollektive Erinnerungen je nach Alter, Bildung, Geschlechtszugehörigkeit und Regionszugehörigkeit unterschieden. Darauf deuten auch die Erkenntnisse von Nina Leonhard und Iris Wachsmuth hin, die in ihren Studien untersuchen, welche Bedeutung die nationalsozialistische Vergangenheit für unterschiedliche Generationen in Ost- und Westdeutschland hat.

Aus Heinrichs Überlegungen wurde für diese Studie geschlossen: Das Holocaust-Denkmal ist als Teil des kulturellen Gedächtnisses auf der Makroebene angesiedelt, die Denkmalbesucher mit ihren kollektiven Erinnerungen sind dagegen auf der Mikroebene verortet.

Der räumliche Kontext, in dem sich das Holocaust-Denkmal befindet, beeinflusst, wie es wirkt und welche Aussage es transportiert. Daher erfolgte im zweiten Kapitel die Beschäftigung mit dem repräsentativen öffentlichen Raum und dem Einsatz politischer Symbole. Herfried Münkler (1995a: 213 f.) hat herausgearbeitet, dass unterschiedliche Staatsformen unterschiedlich ausgeprägt auf Symbole zurückgriffen, um den repräsentativen öffentlichen Raum zu gestalten und sich darzustellen: In autoritären Systemen werde die Ordnungssicherung symbolisiert, in Demokratien dagegen die Entscheidungsfindung. Liberal-demokratische Systeme statteten ihren repräsentativen öffentlichen Raum außerdem zurückhaltender mit Symbolen aus als autoritäre politische Systeme, ließen eher Mischästhetiken zu und akzeptierten auch widersprüchliche Symbole. Insofern entspricht die Deutungsoffenheit des Denkmals der Art, wie sich Demokratien darstellen.

Das Denkmal befindet sich nicht nur in einem räumlichen Kontext, sondern auch in einem zeitlichen. Daher thematisierte das vierte Kapitel die Geschichte der Denkmäler für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus in der DDR und der Bundesrepublik. In der DDR galten die antifaschistischen Widerstandskämpfer als wichtigste Opfergruppe, ihnen waren die meisten Denkmäler gewidmet. In der Formensprache wurde meist auf den sozialistischen Realismus und auf standardisierte, eindeutige Symbole zurückgegriffen. In der Bundesrepublik wurden Denkmäler in den 1950er- und 1960er-Jahren zunächst wenig spezifiziert, sondern waren den Opfern der Gewaltherrschaft gewidmet. Seit den Siebzigerjahren wurden Juden als wichtigste Opfergruppe der nationalsozialistischen Verfolgung anerkannt. Die Formensprache der bundesrepublikanischen Denkmäler war weniger einheitlich, und die Stile wechselten sich ab.

Das fünfte Kapitel schilderte die Kontroverse um die Entstehung des Denkmals für die ermordeten Juden und zeigte auf, welche Fragen die Debatte bestimmten. Intensive

Auseinandersetzungen fanden insbesondere um die Widmung, den Standort und die Gestaltung des Denkmals statt. Thematisiert wurden in diesem Kapitel auch die Gestaltungsabsichten des Architekten.

Der Forschungsstand zur Wirkung von Denkmälern wurde im sechsten Kapitel vorgestellt. Da bisher kaum Studien über die Wirkung von Denkmälern vorliegen, wurde auf die Theorie der Kunstrezeption von Pierre Bourdieu zurückgegriffen. Bourdieu nimmt an, dass sich die Rezeption von Kunst danach unterscheide, über wie viel kulturelles Kapital die Betrachter verfügten. Er geht weiterhin davon aus, dass sich die Bedeutung eines Kunstwerks dem Rezipienten nicht ohne Weiteres offenbare, sondern mit einem kulturellen Code entschlüsselt werden müsse. Diese Entschlüsselung gelingt nach Bourdieu aber nur den oberen Bildungsschichten. Sie könnten sich den Sinn oder Gehalt eines Kunstwerks erschließen, sie könnten es interpretieren, weil sie die dargestellten Elemente als Symbole einer Kultur oder als Ausdruck der Kultur einer Epoche erkennen. Die Wahrnehmung der unteren Bildungsschichten sei dagegen auf die primären Eigenschaften eines Kunstwerks wie Objekte, Farben, Formen, Konstellationen und Stimmungen reduziert. Diese Überlegungen wurden auf die Rezeption des Denkmals übertragen.

Dorothee Halcour macht in ihrer Studie über die emotionale Wirkung von Gemälden ebenfalls deutlich, dass das emotionale Erleben eines Kunstwerks davon geprägt sei, über welches Vorwissen der Betrachter verfüge. Nur wenn ein Rezipient über entsprechende, zum Teil kulturell geprägte Schemata verfüge, könne er emotionsrelevante Aspekte in einem Bild erkennen. Zudem arbeitet Halcour heraus: Der Betrachter müsse sich kompetent fühlen, um sich von einem Kunstwerk emotional ansprechen zu lassen, und er müsse in der Stimmung sein, sich emotional auf ein Bild einzulassen. Auch diese Erkenntnisse flossen als Hypothesen in die Studie ein.

Zurückgegriffen wurde außerdem auf die Studie über die Wirkung von Gedenkstätten von Bert Pampel. Nach Pampel wird der Gedenkstättenbesuch entscheidend geprägt durch das Vorwissen, die Bewertung der historischen Ereignisse, die Motivation und einen persönlichen Bezug zur Thematik der Gedenkstätte. Für die vorliegende Studie

wurde angenommen, dass diese Faktoren auch die Wirkung des Holocaust-Denkmal auf die Besucher beeinflussen.

Im siebten Kapitel wurden schließlich auf der Basis der vorgestellten theoretischen Annahmen neun Hypothesen formuliert, die mittels einer quantitativen Untersuchung überprüft werden sollten.

Als Untersuchungsmethode diente eine Straßenbefragung von 500 Besuchern des Stelenfeldes. Dafür wurde ein Fragebogen entwickelt, der unterschiedliche Wirkungen des Denkmals erfasste, so zum Beispiel, ob das Denkmal bei den Besuchern Fragen auslöste, eine Interpretation hervorrief, einen Gegenwartsbezug erzeugte oder Gefühle provozierte. Die Befragten erhielten außerdem die Möglichkeit, das Denkmal zu bewerten.

Zusätzlich zu den geschlossenen Fragen, die der Überprüfung der Hypothesen dienten, wurden offene Fragen in den Fragebogen aufgenommen und die einfachen Häufigkeitsverteilungen ausgewertet. Die Ergebnisse sollten einen ersten Überblick bieten, welche Reaktionen das Denkmal bei den Befragten hervorgerufen hat und wie es beurteilt worden ist. So löste das Denkmal kaum Fragen zum Holocaust aus. Angenommen wurde, dies läge an der völligen Informationsfreiheit des Stelenfeldes, die nicht zu fragender Auseinandersetzung anregt.

Die vielfältigen Gegenwartsbezüge, die die Befragten nannten, lassen vermuten, dass das Denkmal keine eigenständige Botschaft für die Gegenwart hat und die Befragten ihre eigene bereits feststehende Position auf das Stelenfeld projizierten.

Eine Stärke des Denkmals liegt in seiner Deutbarkeit. Die Befragten fanden in unterschiedlicher Häufigkeit sehr unterschiedliche Interpretationen, die unmittelbar oder mittelbar mit dem Holocaust in Beziehung standen. Oft nannten sie von sich aus auf die Architektur bezogene Assoziationsketten.

Eisenmans Architektur zielt auf das Raumgefühl der Besucher ab. Sie sollen durch die ganzheitliche körperliche Wahrnehmung Gefühle empfinden und sie mit der Situation der verfolgten Juden in Verbindung bringen. In der Studie gaben ein Viertel der Besucher an, bei ihnen sei dieser Effekt ausgelöst worden. Offenblieb, welches Vorwissen

über die Geschichte des Holocaust Besucher mitbringen müssen, damit sie die Verbindung von Architektur und historischem Ereignis herstellen können.

Die Denkmalgestalt übte auf die Befragten eine große ästhetische Anziehungskraft aus. Über die Hälfte der Interviewten gefiel gestalterische Aspekte am Denkmal. Dass die Gedenkfunktion deshalb in den Hintergrund rückt, kann nicht geschlussfolgert werden. Ebenso gut könnte durch die Ästhetik der Denkmalgestalt das Gedenken intensiviert werden.

Die getroffenen Schlussfolgerungen sind erste Annahmen, die der Überprüfung durch weitere, vertiefende Studien bedürfen.

Bezüglich des Einflusses der soziodemographischen Merkmale auf die Rezeption des Denkmals zeigt die Auswertung:

Pampels Erkenntnisse aus der Gedenkstättenforschung konnten für die Besucher des Holocaust-Denkmal nur teilweise bestätigt werden: Weder die Vorbereitung auf den Denkmalbesuch noch der familiäre Bezug zu im Nationalsozialismus Verfolgten führten dazu, dass sich Befragte das Denkmal häufiger erschließen konnten oder es unterschiedlich bewerteten. Allerdings beeinflussten die Motivation, mit der Befragte das Denkmal besuchten, und der Stellenwert, den die Befragten dem Holocaust beimaßen, die Wirkungen des Denkmals. Interviewte, die die Beschäftigung mit dem Holocaust als wichtig oder sehr wichtig bewerteten, konnten sich das Denkmal in zentralen Aspekten signifikant häufiger erschließen als Personen, die die Beschäftigung mit dem Holocaust für weniger wichtig hielten. Ähnliches gilt auch für Befragte mit intrinsischer Motivation. Sie gelangten häufiger zu einer Interpretation und empfanden häufiger Gefühle. Diese Ergebnisse werfen eine Frage auf, die bezüglich der Beschäftigung mit dem Holocaust immer wieder thematisiert wird: Sollten Schüler, die sich extrinsisch motiviert mit dem Thema auseinandersetzen müssen, tatsächlich zu einer Besichtigung des Denkmals gezwungen werden?

Die interviewten Ausländer einte trotz der heterogenen Herkunftsländer ein gemeinsames Merkmal: Sie waren keine Nachkommen der hauptverantwortlichen Täter. Als sol-

che wurden sie den deutschen Besuchern in dieser Studie gegenübergestellt. Der Vergleich brachte eindeutige Ergebnisse hervor: Ausländische Besucher bewerteten das Denkmal sowohl signifikant häufiger positiv als auch signifikant seltener negativ als deutsche Besucher. Es kann vermutet werden, dass das Denkmal deutsche Besucher an die Verbrechen der eigenen Vorfahren erinnert, obwohl es die Täter des Holocaust nicht explizit thematisiert. Sie werden mit einem unrühmlichen Teil ihrer Nationalgeschichte konfrontiert, der ihnen die erwünschte positive Identifikation mit der Nation erschwert oder sogar unmöglich macht. Diese Problematik könnte bei den deutschen Befragten häufiger eine abwehrende und damit kritischere Haltung gegenüber dem Denkmal hervorgerufen haben. Das vorliegende Ergebnis muss allerdings als vorläufige Annahme gewertet werden. Erst binationale Gegenüberstellungen, die die historische Situation während der nationalsozialistischen Zeit in anderen Staaten und deren Bedeutung für nachfolgende Generationen genauer betrachten, erlaubten differenziertere Vergleiche.

Auch zum Einfluss der Sozialisation in der DDR und der Bundesrepublik war eine Hypothese aufgestellt worden. So war vermutet worden, dass das offizielle Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus, wie es in der DDR und der Bundesrepublik gepflegt worden ist, Einfluss darauf hat, wie große Teile der Bevölkerung über den Holocaust dachten und denken und wie sie das 2005 eingeweihte Denkmal für die ermordeten Juden Europas wahrnehmen. Aufgrund der zu geringen Anzahl von DDR-sozialisierten Befragten – 13 Personen gegenüber 171 Personen mit bundesrepublikanischer Sozialisation – konnte diese Hypothese in der Studie jedoch nicht überprüft werden.

Besonders deutliche Ergebnisse brachte die Studie in Bezug auf den Bildungsgrad der Besucher hervor. Die Rezeption des Denkmals ähnelt der von Bourdieu aufgezeigten Rezeption von Kunstwerken. Die Daten belegen: Befragte mit höherem Bildungsgrad konnten sich das Denkmal signifikant häufiger erschließen als Befragte mit niedrigerem Bildungsgrad: Sie konnten das Denkmal signifikant häufiger interpretieren, konnten dem Denkmal signifikant häufiger einen Bezug zur Gegenwart zuschreiben und verspürten am Denkmal signifikant häufiger Gefühle als Befragte mit niedrigerem Bildungsgrad.

Diese Erkenntnisse sind für die erinnerungstheoretische Diskussion relevant. Denn für die Erinnerung an den Holocaust gilt: Die letzten Zeitzeugen sterben. Damit wird die Materialisierung der Erinnerung noch wichtiger. Diese materialisierte Erinnerung manifestiert sich auch in der Kunst. Wenn jedoch einem Teil der Bevölkerung diese Kunst unverständlich bleibt – und die Ergebnisse dieser Studie deuten darauf hin –, werden weniger gebildete Personen in der Folge an dieser Form der Erinnerung nicht teilhaben können. Gerade Denkmäler wenden sich aber an ein breites Publikum. Sie sollen geschichtliche Ereignisse verdichten und veranschaulichen und werden mit dem Anspruch errichtet, die gesamte Bevölkerung zu erreichen. Als Objektivationen gesellschaftlicher Erinnerung und als Symbolträger im repräsentativen öffentlichen Raum haben sie vorrangig die Aufgabe, eine Aussage zu transportieren, einen Sinn zu vermitteln. Die künstlerische Form, durch die diese Sinnvermittlung geschieht, ist zwar wichtig, sie bleibt der Vermittlungsaufgabe aber immer verpflichtet oder ist dieser untergeordnet. Insbesondere dann, wenn ein Denkmal an ein so einschneidendes historisches Ereignis erinnert wie den Holocaust, ist Verständlichkeit Maßstab für den Denkmalerfolg. Denkmäler sollen, so Mittig (1997: 548), verständliche Zeichen für Vorstellungen sein, die vielen oder möglichst allen gemeinsam sind.

Die Differenz zwischen diesem Anspruch und den Ergebnissen der vorliegenden Studie muss für die Errichtung zukünftiger Denkmäler diskutiert werden.

11.Literaturverzeichnis

Abgeordnetenhaus zu Berlin 1992: Endbericht der Kommission zum Umgang mit den politischen Denkmälern der Nachkriegszeit im ehemaligen Ostberlin. Drucksache 2/2743. Berlin.

Adam, Hubertus 1991: Zwischen Anspruch und Wirkungslosigkeit. Bemerkungen zur Rezeption von Denkmälern der DDR. In: kritische berichte, 19. Jg., Heft 1, S. 44-64.

Adam, Hubertus 1992: Erinnerungsrituale – Erinnerungsdiskurse – Erinnerungstabus. Politische Denkmäler der DDR zwischen Verhinderung, Veränderung und Realisierung. In: kritische berichte, 20. Jg., Heft 3, S. 10-35.

Adenauer, Konrad 1990: Rede vom 24. März 1946, gehalten in der Universität Köln. In: Peter Bucherer (Hrsg.): Nachkriegsdeutschland: 1945-1949. Darmstadt, S. 138-165.

Amtsblatt des Kontrollrats in Deutschland 1946: Kontrollratsdirektive Nr. 30. Berlin, S. 154.

Anonym 1999: Es fehlt „das Bekenntnis zur Tat“. Die Debatte über die Zukunft des Prinz-Albrecht-Palais wird weitergehen. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 49-50.

Arnold, Sabine R./ Fuhrmeister, Christian/ Schiller, Dietmar 1998: Hüllen und Masken der Politik. Ein Aufriss. In: Sabine R. Arnold/ Christian Fuhrmeister/ Dietmar Schiller (Hrsg.): Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht. Wien, S. 7-24.

Assmann, Aleida 1999: Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Teil I. Stuttgart, S. 19-147.

Assmann, Jan 1988: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Jan Assmann/ Toni Hölscher (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a. M., S. 9-19.

Assmann, Jan 1992: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München.

Assmann, Jan 2004: Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien. München.

Aulinger, Barbara 1992: Kunstgeschichte und Soziologie. Eine Einführung. Berlin.

Azaryahu, Maoz 1991: Vom Wilhelmplatz zum Thälmannplatz. Politische Symbole im öffentlichen Leben der DDR. Tel Aviv.

Bächer, Max u. a. 1999: Offener Brief an den Senator für Wissenschaft, Forschung und Kultur. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 649.

Ballhausen, Werner/ Schittenhelm, Karin 1991: Zeitgenössische Kunst im städtischen Raum. Empirische Fallstudien zu ausgewählten Skulpturenprojekten. Berlin.

Bandyopadhyay, Papia Oda 2007: Jochen Gerz und Esther Shalev-Gerz. Mahnmal gegen Faschismus, Krieg, Gewalt – für Frieden und Menschenrechte 1986-1993. In: Uwe Fleckner (Hrsg.): Kunst in der Stadt Hamburg. 40 Werke im öffentlichen Raum. Berlin, S. 167-169.

Bartens, Werner 2010: Der Schmerz von nebenan. Wie sehr Menschen die Gefühle anderer nachempfinden können, ist eine Frage von Nerven, Moral und Distanz. In: Süddeutsche Zeitung vom 19.11.2010, S. 18.

Bauer, Kurt 2008: Nationalsozialismus. Ursprünge, Anfänge, Aufstieg und Fall. Wien.

Beaucamp, Eduard 1999: Baut Serra! Berlins Holocaust-Denkmal. In: Michael S. Cullen (Hrsg.): Das Holocaust-Mahnmal. Dokumentation einer Debatte. Zürich, S. 202-205.

Becker, Peter von 1999: Um alles und nichts. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 843-844.

Becker, Peter von u. a. 1999: „Aus Einsicht verzichten“. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1014.

Beisl, Horst 1976: Aktion und Wirkung von Denkmälern im Stadtbild. Eine Fallstudie am Beispiel der Stadt Köln. In: Zeitschrift für Kunstpädagogik und ihre Grundlagen. 5. Jg., Heft 5, S. 268-273.

Benz, Ute 2004: Täter, Opfer und Dritte. Schwierigkeiten des Verstehens. In: Wolfgang Benz (Hrsg.): Wann ziehen wir endlich den Schlussstrich? Von der Notwendigkeit öffentlicher Erinnerung in Deutschland, Polen und Tschechien. Berlin, S. 203-223.

Benz, Wolfgang 1995: Zum Umgang mit nationalsozialistischer Vergangenheit in der Bundesrepublik. In: Jürgen Danyel (Hrsg.): Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Berlin, S. 47-60.

Benz, Wolfgang 2004a: Vorwort. In: Wolfgang Benz (Hrsg.): Wann ziehen wir endlich den Schlussstrich? Von der Notwendigkeit öffentlicher Erinnerung in Deutschland, Polen und Tschechien. Berlin, S. 7-8.

Benz, Wolfgang 2004b: Was ist Antisemitismus? München.

Benz, Wolfgang 2005: Authentische Orte. Überlegungen zur Erinnerungskultur. In: Petra Frank/ Stefan Hördler (Hrsg.): Der Nationalsozialismus im Spiegel des öffentlichen Gedächtnisses. Formen der Aufarbeitung und des Gedenkens. Berlin, S. 197-203.

Berghahn, Klaus L. 2002: Ringelblums Milchkanne. Über Möglichkeiten und Grenzen der dokumentarischen Repräsentation des Holocaust. In: Klaus L. Berghahn/ Jürgen Fohrmann/Helmut J. Schneider (Hrsg.): Kulturelle Repräsentationen des Holocaust in Deutschland und den Vereinigten Staaten. New York, S. 147-165.

Bering, Dietz 2001: Kulturelles Gedächtnis. In: Nicolas Pethes/ Jens Ruchatz (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon. Reinbek bei Hamburg, S. 329-332.

Beyme, Klaus von 1991: Hauptstadtssuche. Hauptstadtfunktion im Interessenkonflikt zwischen Bonn und Berlin, Frankfurt a. M.

Beyme, Klaus von 1996: Politische Ikonologie der Architektur. In: Hermann Hipp/ Ernst Seidl (Hrsg.): Architektur als politische Kultur: philosophia practica. Berlin, S. 19-34.

Beyme, Klaus von 1998: Die Kunst der Macht und die Gegenmacht der Kunst. Studien zum Spannungsverhältnis von Kunst und Politik. Frankfurt a. M.

Blänsdorf, Agnes 1995: Die Einordnung der NS-Zeit in das Bild der eigenen Geschichte: Österreich, die DDR und die Bundesrepublik Deutschland im Vergleich. In: Werner Bergmann/ Rainer Erb/ Albert Lichtblau (Hrsg.): Schwieriges Erbe. Der Umgang mit dem Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a. M., S. 18-45.

Borsdorf, Ulrich/ Grütter, Heinrich Theodor 1999: Einleitung. In: Ulrich Borsdorf/ Heinrich Theodor Grütter (Hrsg.): Orte der Erinnerung: Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt a. M., S. 1-10.

Bourdieu, Pierre 1983: Elemente zu einer soziologischen Theorie der Kunstwahrnehmung. In: Pierre Bourdieu: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a. M., S. 159-201.

Bourdieu, Pierre 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.

Bourdieu, Pierre 1995: Sozialer Raum und Klassen. Sur la Leçon de la Leçon. 2 Vorlesungen. Frankfurt a. M.

Brandstätter, Veronika 2005: Motivation. In: Dieter Frey/ Lutz von Rosenstiel/ Carl Graf Hoyos (Hrsg.): Wirtschaftspsychologie. Weinheim, S. 273-278.

Brendgens, Guido 2007: Demokratisches Bauen. Eine architekturtheoretische Diskursanalyse zu Parlamentsbauten in der Bundesrepublik Deutschland. Dresden.

Bringmann, Fritz/ Roder, Helmut 1987: Neuengamme. Verdrängt. Vergessen. Bewältigt? Die zweite Geschichte des Konzentrationslagers Neuengamme 1945-1985. Hamburg.

Brumlik, Micha 1992: Trauerrituale und politische Kultur nach der Shoah in der Bundesrepublik. In: Hanno Loewy (Hrsg.): Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte. Reinbek bei Hamburg, S. 191-212.

Brumlik, Micha 1999: Die Kunst des Gedenkens. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 422-423.

Brumlik, Micha 2004: Der Sinn des Holocaustdenkmals zu Berlin. Überlegungen zum Mahnmal. In: Micha Brumlik/ Hajo Funke/ Lars Rensmann: Umkämpftes Vergessen: Walserdebatte, Holocaust-Mahnmal und neuere deutsche Geschichtspolitik. Berlin, S. 176-179.

Bubis, Ignatz 1999: Millionen Namen sind nicht genug. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 442.

Bucholtz, Erika 2004: Die Zentralen des nationalsozialistischen SS- und Polizeistaats. Gebäudenutzung und Bauplanung in Berlin 1933-1945. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 52. Jg., Heft 12, S. 1106-1125.

Bude, Heinz 1997: Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948. Frankfurt a. M.

Bude, Heinz 1999: Die Bonner Performanz. In: Gabriele Kahnert: Bühnen der Macht. Bilder aus Bonn. Mit einem Text von Heinz Bude. Hamburg, S. 5-7.

Bundesamt für Verfassungsschutz 2008: Symbole und Zeichen der Rechtsextremen. Düsseldorf.

Bundesregierung 2010: Bundespresseamt. Das Amt im Überblick. Die Öffentlichkeit. URL: http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/Bundespresseamt/DasAmtimUeberblick/das-amt-im-ueberblick.html__nnn=true#doc45046bodyText2 (Abruf am 15.10.2010).

Bundeszentrale für politische Bildung 2008: Bevölkerung nach Bildungsabschluss. URL: <http://www.bpb.de/files/58NFKK.pdf> (Abruf am 26.3.2010).

Carrier, Peter 2005: Holocaust Monuments and National Memory Cultures in France and Germany since 1989. The Origins and Political Function of the Vél' d'Hiv' in Paris and the Holocaust Monument in Berlin. New York.

Cierpka, Manfred 2005: „... und da hat er ihr einfach eine vors Schienbein gegeben, einfach so!“ Familiärer Kontext, individuelle Entwicklung und Gewalt. In: Manfred Cierpka (Hrsg.): Möglichkeiten der Gewaltprävention. Göttingen, S. 13-35.

Cornelißen, Christoph 2003: Was heißt Erinnerungskultur? Begriff – Methoden – Perspektiven. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 54. Jg., S. 548-563.

Danyel, Jürgen 1995: Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR. In: Jürgen Danyel (Hrsg.): Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Berlin, S. 31-46.

Danyel, Jürgen 1999: Die beiden deutschen Staaten und ihre nationalsozialistische Vergangenheit. In: Christoph Kleßmann/ Hans Misselwitz/ Günter Wichert (Hrsg.): Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der doppelten Nachkriegsgeschichte. Berlin, S. 128-138.

Darmstädter, Tim 1995: Die Verwandlung der Barbarei in Kultur. In: Michael Werz (Hrsg.): Antisemitismus und Gesellschaft. Zur Diskussion um Auschwitz, Kulturindustrie und Gewalt. Frankfurt a. M., S. 115-140.

Dekel, Irit 2009: Ways of Looking: Observation and Transformation at the Holocaust Memorial, Berlin. In: Memory Studies, Heft 2, S. 71-86.

Delitz, Heike 2009: Architektursoziologie. Bielefeld.

Delitz, Heike/ Fischer, Joachim 2009: Die Architektur der Gesellschaft: Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld.

Demnig, Gunter 2010: Stolpersteine. URL: <http://www.stolpersteine.com/start.html> (Abruf am 29.10.2010).

Demps, Laurenz 1996: Berlin-Wilhelmstraße. Eine Topographie preußisch-deutscher Macht. Berlin.

Deutscher Bundestag 1999: Stenographischer Bericht der 48. Sitzung des Deutschen Bundestages am Freitag, den 25. Juni 1999, S. 4085-4147. URL: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/14/14048.pdf> (Abruf am 20.1.2009).

Diepgen, Eberhard 1999: Rede des Regierenden Bürgermeisters Eberhard Diepgen im Abgeordnetenhaus von Berlin vom 27. Januar 1994. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 117-118.

Diekmann, Andreas 2001: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg.

Diers, Michael 1997: Schlagbilder. Zur politischen Ikonographie der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a. M.

Dimitroff, Georgi 1935: Die Offensive des Faschismus und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale. URL: <http://www.marxists.org/deutsch/referenz/dimitroff/1935/bericht/ch1.htm#s1> (Abruf am 21.10.2010).

Diner, Dan 1995: Nationalsozialismus und Stalinismus. In: Dan Diner: Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis. Berlin, S. 47-75.

Dörner, Andreas 1995: Politischer Mythos und symbolische Politik. Sinnstiftung durch symbolische Formen am Beispiel des Hermannmythos. Opladen.

Doezema, Marianne 1977: The Public Monument in Tradition and Transition. In: Marianne Doezema/ June Hargrove (Hrsg.): The Public Monument and Its Audience. Cleveland, S. 9-21.

Edelmann, Walter 2000: Lernpsychologie. 6., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim.

Ehrmann, Annegret 2000: Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust in der historisch-politischen Bildung. Wo stehen wir – was bleibt – was ändert sich? In: Bernd Fechner/ Gottfried Köbler/ Till Liebertz-Groß (Hrsg.): „Erziehung nach Auschwitz“ in der multikulturellen Gesellschaft. Pädagogische und soziologische Annäherungen. Weinheim, S. 175-192.

Eisenman, Peter 1999a: Eisenman Architects. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1111-1114.

Eisenman, Peter 1999b: Erfahrung am eigenen Leib. Der Architekt Peter Eisenman über die Walser-Debatte und die neue Kritik an seinem Entwurf für das Holocaust-Denkmal. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1178-1181.

Eisenman, Peter 1999c: Kein Wort an einer Stele. Ein Gespräch mit dem Architekten Peter Eisenman über das geplante Berliner Holocaust-Mahnmal. In: Süddeutsche Zeitung vom 21.5.1999, S. 18.

Eisenman, Peter 1999d: Ausscheiden liegt nicht in meiner Natur. In: Der Tagesspiegel vom 7.2.1999, S. 4.

Eisenman, Peter 2006: Das Mahnmal ist ernst und macht trotzdem Spaß. In: Der Tagesspiegel vom 9.5.2006. URL: <http://www.tagesspiegel.de/berlin/das-mahnmal-ist-ernst-und-macht-trotzdem-spas/709452.html> (Abruf am 7.7.2010).

Eisenman, Peter/ Serra, Richard 1999a: Eisenman Architects mit Richard Serra, New York. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 881-882.

Eisenman, Peter/ Serra, Richard 1999b: Wie Wellen im Meer. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 986-987.

Endlich, Stefanie 1994: Vergangenheit vergegenwärtigt. Einige Anmerkungen zur Denkmalsdiskussion. In: Kunstamt Schöneberg, Schöneberg Museum in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz (Hrsg.): Orte des Erinnerns, Band 1: Das Denkmal im Bayerischen Viertel. Berlin, S. 14-27.

Endlich, Stefanie 1999a: Pädagogik als Kalkül? Zum geplanten Denkmal für die ermordeten Juden Europas. In: kunststadt stadt kunst, Heft 45, S. 10-11.

Endlich, Stefanie 1999b: Berlin. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Band 2. Bonn, S. 27-227.

Endlich, Stefanie 2002a: Bilder und Geschichtsbilder. Kunst und Denkmal als Mittel der Erinnerung. In: Dachauer Hefte, 18. Jg., Heft 18, S. 3-22.

Endlich, Stefanie 2002b: Ein „dezentrales Monument“? Anmerkungen zu einem ungewöhnlichen Denkmalskonzept. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst e. V. (Hrsg.): Stolpersteine. Dokumente, Texte, Materialien. Berlin, S. 28-36.

Endlich, Stefanie 2006: Wege zur Erinnerung. Gedenkstätten und -orte für die Opfer des Nationalsozialismus in Berlin und Brandenburg. Berlin.

Engler, Wolfgang 2005: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin.

Erll, Astrid 2005: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung. Stuttgart.

Eschebach, Insa 1994: Einige Überlegungen zur Denkmalrezeption. In: Kunstamt Schöneberg, Schöneberg Museum in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz (Hrsg.): Orte des Erinnerns, Band 1: Das Denkmal im Bayerischen Viertel. Berlin, S. 112-119.

Feldhusen, Gernot 1975: Soziologie für Architekten. Wissenschaft in der Planungspraxis. Stuttgart.

Fibich, Peter 1999: Gedenkstätten, Mahnmale und Ehrenfriedhöfe für die Verfolgten des Nationalsozialismus. Ihre landschaftsarchitektonische Gestaltung in Deutschland 1945 bis 1960. Dresden. URL: [http://www.qucosa.de/recherche/frontdoor/?tx_slubopus4frontend\[id\]=urn:nbn:de:swb:14-993471154921-23995](http://www.qucosa.de/recherche/frontdoor/?tx_slubopus4frontend[id]=urn:nbn:de:swb:14-993471154921-23995) (Abruf am 29.10.2010).

Fischer, Günther 1988: Architektur und Sprache. Berlin.

Fischer, Sebastian 2005: Holocaust-Denkmal. Hüpfen von Stele zu Stele. In: Spiegel Online vom 13.5.2005. URL: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,355985,00.html> (Abruf am 14.7.2010).

Fischer, Agneta H./ Manstead, Anthony S. R. 2000: The Relation between Gender and Emotion in Different Cultures. In: Agneta H. Fischer/ Anthony S. R. Manstead (Hrsg.): Gender and Emotion. Paris, S. 71-94.

Fischer, Lorenz/ Wiswede, Günter 1997: Grundlagen der Sozialpsychologie. München.

Förderkreis zur Errichtung eines Denkmals für die ermordeten Juden Europas e. V. 1999: Brief an Hans Modrow, Ministerpräsident der DDR. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 70.

Die Fraktionen der Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik 1990: Gemeinsame Erklärung der Volkskammer. Abgedruckt in: Deutschland Archiv, 23. Jg., Heft 5, S. 794-795.

Frei, Norbert 1995: NS-Vergangenheit unter Ulbricht und Adenauer. Gesichtspunkte einer vergleichenden Bewältigungsforschung. In: Jürgen Danyel (Hrsg.): Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Berlin, S. 125-132.

Frevert, Ute 1999: Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit: vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Teil II. Stuttgart.

Fritzsche, Horst 1995: Wegweiser zu Berlins Straßennamen. Mitte. Berlin.

Fuchs-Heinritz, Werner/ König, Alexandra 2005: Pierre Bourdieu. Eine Einführung. Konstanz.

Garbe, Detlef 1992: Gedenkstätten. Orte der Erinnerung an die zunehmende Distanz zum Nationalsozialismus. In: Hanno Loewy (Hrsg.): Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte. Reinbek bei Hamburg, S. 260-284.

Garbe, Detlef/ Michelsen, Jens 2003: Gedenkstätten in Hamburg. Ein Wegweiser zu Stätten der Erinnerung an die Jahre 1933-1945. Hamburg.

Gerhards, Jürgen 1997: Soziologie der Kunst. Opladen.

Geschichtswerkstatt Berlin 2008: Der Verein – Kurzporträt der Berliner Geschichtswerkstatt. URL: <http://www.berliner-geschichtswerkstatt.de/verein/index.htm> (Abruf am 21.11.2010).

Gesetzblatt der DDR 1961: Anordnung über das Statut der Nationalen Mahn- und Gedenkstätten vom 28.7.1961. Teil II, Nr. 61, S. 381.

Gesetzblatt der DDR 1990: Beschluss der Deutschen Demokratischen Republik zur Entfernung des Staatswappens von öffentlichen Gebäuden vom 31. Mai 1990. Teil I, Nr. 30, S. 276.

Göschel, Albrecht 1987: Lokale Identität: Hypothesen und Befunde über Stadtteilbindungen in Großstädten. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 3, S. 91-107.

Goldenbogen, Nora 1999: Sachsen. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Band 2. Bonn, S. 607-777.

Gottschall, Walter 1987: Politische Architektur. Begriffliche Bausteine zur soziologischen Analyse der Architektur des Staates. Bern.

Groehler, Olaf 1992: Erblasten: Der Umgang mit dem Holocaust in der DDR. In: Hanno Loewy (Hrsg.): Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte. Reinbek bei Hamburg, S. 110-127.

Groehler, Olaf 1993: Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der DDR. In: Bernd Moltmann/ Doron Kiesel/ Cilly Kugelman/ Hanno Loewy/ Dietrich Neuhaus (Hrsg.): Erinnerung. Zur Gegenwart des Holocaust in Deutschland-West und Deutschland-Ost. Frankfurt a. M., S. 47-65.

Groehler, Olaf 1995a: Verfolgten- und Opfergruppen im Spannungsfeld der politischen Auseinandersetzung in der Sowjetischen Besatzungszone und in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Jürgen Danyel (Hrsg.): Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Berlin, S. 17-30.

Groehler, Olaf 1995b: Zur Gedenkpolitik und zum Umgang mit der „Reichskristallnacht“ in der SBZ und DDR (1945-1988). In: Werner Bergmann/ Rainer Erb/ Albert Lichtblau (Hrsg.): Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a.M., S. 285-301.

Grütter, Heinrich Theodor 1999: Denkmalskultur im Ruhrgebiet. In: Ulrich Borsdorf/ Heinrich Theodor Grütter (Hrsg.): Orte der Erinnerung: Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt a.M., S. 189-229.

Günter, Manuela 2001: Shoah. In: Nicolas Pethes/ Jens Ruchatz (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon. Reinbek bei Hamburg, S. 540-542.

Haardt, Miriam 2001: Zwischen Schandmal und nationaler Sinnstiftung. Die Debatte um das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Bremen.

Häcker, Hartmut O./ Stapf, Kurt H. (Hrsg.) 2009: Dorsch Psychologisches Wörterbuch. 15., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern.

Häussermann, Hartmut 2002: Topographien der Macht: Der öffentliche Raum im Wandel der Gesellschaftssysteme im Zentrum Berlins. In: Andreas R. Hofmann/ Anna V.

Wendland (Hrsg.): Stadt und Öffentlichkeit in Ostmitteleuropa 1900-1939. Stuttgart, S. 81-93.

Häussermann, Hartmut/ Läßle, Dieter/ Siebel, Walter 2008: Stadtpolitik. Bonn.

Hain, Simone 1998: „Von der Geschichte beauftragt, Zeichen zu setzen“. Zum Monumentalitätsverständnis in der DDR am Beispiel der Gestaltung der Hauptstadt Berlin. In: Romana Schneider/ Wilfried Wang (Hrsg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900-2000: Macht und Monument. Ostfildern-Ruit, S. 189-219.

Halbwachs, Maurice 1985: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt a. M.

Halbwachs, Maurice 1991: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt a. M.

Halcour, Dorothee 2002: Wie wirkt Kunst? Zur Psychologie ästhetischen Erlebens. Frankfurt a. M.

Haß, Ulrike 1990: Mahnmaltexte 1945-1988. Annäherung an eine schwierige Textsorte. In: Dachauer Hefte, 6. Jg., Heft 6, S. 135-161.

Hausmann, Brigitte 1997: Duell mit der Verdrängung? Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland 1980 bis 1990. Münster.

Heimrod, Ute/ Schlusche, Günter/ Seferens, Horst 1999a: Neuer Anlauf – Verständigung über den Fortgang des Verfahrens. Vorbemerkung. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 543.

Heimrod, Ute/ Schlusche, Günter/ Seferens, Horst 1999b: Das engere Auswahlverfahren von 1997/98. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 831-832.

Heinrich, Christoph 1993: Strategien des Erinnerns. Der veränderte Denkmalbegriff in der Kunst der achtziger Jahre. München.

Heinrich, Horst-Alfred 2002: Kollektive Erinnerungen der Deutschen. Theoretische Konzepte und empirische Befunde zum sozialen Gedächtnis. Weinheim.

Herbert, Ulrich 1993: Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik. In: Bernd Moltmann/ Doron Kiesel/ Cilly Kugelman/ Hanno Loewy/ Dietrich Neuhaus (Hrsg.): Erinnerung. Zur Gegenwart des Holocaust in Deutschland-West und Deutschland-Ost. Frankfurt a. M., S. 31-45.

Herf, Jeffrey 1998: Zweierlei Erinnerung. Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland. Berlin.

Herlemann, Beatrix 1999: Sachsen-Anhalt. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Band 2. Bonn, S. 497-606.

Heyder, Aribert/ Iser, Julia/ Schmidt, Peter 2005: Israelkritik oder Antisemitismus? Meinungsbildung zwischen Öffentlichkeit, Medien und Tabus. In: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 3. Frankfurt a. M., S. 144-165.

Hoffmann, Detlef 1998: Das Gedächtnis der Dinge. In: Detlef Hoffmann (Hrsg.): Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945-1995. Frankfurt a. M., S. 6-35.

Huyssen, Andreas 1994: Denkmal und Erinnerung im Zeitalter der Postmoderne. In: James E. Young (Hrsg.): Mahnmale des Holocaust. Motive, Rituale und Stätten des Gedenkens. München, S. 9-17.

Initiative zum Umgang mit dem „Gestapo-Gelände“ 1999: Brief an die Unterzeichner des Aufrufs der „Perspektive Berlin e. V.“. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 63-65.

Ipsen, Detlev 2001: Raumzeichen und Raumsymbole. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 12. Jg., Heft 3, S. 58-75.

Jochmann, Herbert 2001: Öffentliche Kunst als Denkmalkritik. Studien zur Spezifik zeitgenössischer Kunst in Bezugnahme auf öffentliche Erinnerungszeichen. Weimar.

Jordan, Raul 2008: Konfrontation mit der Vergangenheit. Das Medienereignis Holocaust und die politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a. M.

Jürgensen, Frank 2003: Unter dem Teppich liegt der Standard. In: Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell, Nr. 65, S. 55-60.

Jureit, Ulrike 2010: Opferidentifikation und Erlösungshoffnung. Beobachtungen im erinnerungspolitischen Rampenlicht. In: Ulrike Jureit/ Christian Schneider: Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung. Stuttgart, S. 17-103.

Kahl, Monika 1999: Thüringen. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Band 2. Bonn, S. 779-913.

Kaiser, Katharina 1994: Der Prozess gehört zum Denkmal oder: Wer definiert den öffentlichen Raum als Erinnerungsort? In: Kunstamt Schöneberg, Schöneberg Museum in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz (Hrsg.): Orte des Erinnerns, Band 1: Das Denkmal im Bayerischen Viertel. Berlin, S. 82-95.

Kapner, Gerhardt 1987: Studien zur Kunstsoziologie. Versuch eines sozialhistorischen Systems der Entwicklung europäischer Kunst. Wien.

Kebeck, Günther 1994: Wahrnehmung. Theorien, Methoden und Forschungsergebnisse der Wahrnehmungspsychologie. Weinheim.

Kern, Hermann 1982: Labyrinth und Spiele. Erscheinungsformen und Deutungen. 5000 Jahre Gegenwart eines Urbilds. München.

Kertzer, David I. 2008: Ritual, Politik und Macht. In: Andréa Belliger/ David J. Krieger (Hrsg.): Ritualtheorie. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden, S. 363-388.

Kirchner, Franziska 1994: Zur Frage der Abstraktion oder Gegenständlichkeit im heutigen Denkmal. In: Kunstamt Schöneberg, Schöneberg Museum in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz (Hrsg.): Orte des Erinnerns, Band 1: Das Denkmal im Bayerischen Viertel. Berlin, S. 44-52.

Kirsch, Jan-Holger 2001: Trauer und historische Erinnerung in der Berliner Republik. In: Burkhard Liebsch/ Jörn Rüsen (Hrsg.): Trauer und Geschichte. Köln, S. 342-374.

Kirsch, Jan-Holger 2003: Nationaler Mythos oder historische Trauer? Der Streit um ein zentrales „Holocaust-Mahnmal“ für die Berliner Republik. Köln.

Kittsteiner, Heinz Dieter 1999: Die Geschichte nach dem Ende der Kunst. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 520-528.

Klotz, Heinrich 1984: Ikonologie einer Hauptstadt – Bonner Staatsarchitektur. In: Martin Warnke (Hrsg.): Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute – Repräsentation und Gemeinschaft. Köln, S. 399-416.

Knigge, Volkhard 1993: Antifaschistischer Widerstand und Holocaust. In: Bernd Moltmann/ Doron Kiesel/ Cilly Kugelmann/ Hanno Loewy/ Dietrich Neuhaus (Hrsg.): Erinnerung. Zur Gegenwart des Holocaust in Deutschland-West und Deutschland-Ost. Frankfurt a. M., S. 67-77.

Knigge, Volkhard 1996: „Weinen bildet nicht“. Interview mit dem KZ-Gedenkstätten-Leiter Volkhard Knigge über Buchenwald im Kulturstadtjahr und die Reaktionen der Besucher. In: Der Spiegel, Heft 52, S. 161-162.

Knopp, Werner 1997: Kulisse der Macht im Kaiserreich. In: Helmut Engel/ Wolfgang Ribbe (Hrsg.): Via triumphalis. Geschichtslandschaft „Unter den Linden“ zwischen Friedrich-Denkmal und Schlossbrücke. Die Via triumphalis im Wandel der Zeiten. Staatsdenkmäler und Geschichtsverständnis im europäischen Vergleich. Berlin, S. 47-60.

Knox, Paul L. 1984: The Built Environment and the Imperatives of Urbanized Capitalism. In: Architecture et Comportement, 2. Jg., Heft 2, S. 107-122.

Koalitionsvereinbarung zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und BÜNDNIS 20/ DIE GRÜNEN 1999: Aufbruch und Erneuerung. Deutschlands Weg ins 21. Jahrhundert. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1145-1146.

Kocka, Jürgen 1998a: Öffentlichkeit und Repräsentation in der Reichshauptstadt Berlin. In: Deutscher Werkbund Berlin e. V. (Hrsg.): Von der Bonner zur Berliner Republik. Berlin, S. 31-54.

Kocka, Jürgen 1998b: Mahnmale. Trauer ohne Scham. In: Der Spiegel, Heft 7, S. 20.

Kocka, Jürgen 1999: Wie kann ein Denkmal Scham ausdrücken? Die vier jetzt in die engste Wahl gezogenen Entwürfe lösen ihre Aufgabe nicht. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 976-977.

Kölsch, Julia 2003: Politik und Gedächtnis. Zur Soziologie funktionaler Kultivierung von Erinnerung. Wiesbaden.

König, Helmut 1996: Das Erbe der Diktatur. Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Bundesrepublik. In: Leviathan, 24. Jg., Heft 2, S. 163-180.

Kohli, Martin/ Künemund, Harald 2005: Gegenwart und Zukunft des Generationenkonflikts. In: Martin Kohli/ Harald Künemund (Hrsg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey. 2., erweiterte Auflage. Wiesbaden, S. 337-367.

Kohli, Martin/ Neckel, Sighard/ Wolf, Jürgen 1999: Krieg der Generationen? Die politische Macht der Älteren. In: Annette Niederfranke/ Gerhard Naegle/ Eckart Frahm

(Hrsg.): Funkkolleg Altern 2. Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik. Opladen, S. 479-514.

Korn, Salomon 1999a: Monströse Platte. In: Michael S. Cullen (Hrsg.): Das Holocaust-Mahnmal. Dokumentation einer Debatte. Zürich, S. 36-41.

Korn, Salomon 1999b: Die Tafeln sind zerbrochen. In: Michael S. Cullen (Hrsg.): Das Holocaust-Mahnmal. Dokumentation einer Debatte. Zürich, S. 49-60.

Korn, Salomon 1999c: Mit falschem Etikett. In: Michael S. Cullen (Hrsg.): Das Holocaust-Mahnmal. Dokumentation einer Debatte. Zürich, S. 171-177.

Korn, Salomon 2003: Grenzen des Darstellbaren. Der Holocaust als Gegenstand von Denkmalkunst. In: Hans Erler (Hrsg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a. M., S. 51-55.

Koselleck, Reinhart 1979: Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden. In: Odo Marquard/ Karlheinz Stierle (Hrsg.): Identität. München, S. 255-276.

Koselleck, Reinhart 1993: Stellen uns die Toten einen Termin? In: Akademie der Künste (Hrsg.): Streit um die Neue Wache. Zur Gestaltung einer zentralen Gedenkstätte. Berlin, S. 27-34.

Koselleck, Reinhart 1999a: Vier Minuten für die Ewigkeit. Das Totenreich vermessen. Fünf Fragen an das Holocaust-Denkmal. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 599-601.

Koselleck, Reinhart 1999b: „Denkmäler sind Stolpersteine“. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 644-646.

Koselleck, Reinhart 1999c: Erschlichener Rollentausch. Das Holocaust-Denkmal im Täterland. In: Michael S. Cullen (Hrsg.): Das Holocaust-Mahnmal. Dokumentation einer Debatte. Zürich, S. 97-102.

Krankenhagen, Stefan 2001: Auschwitz darstellen. Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser. Köln.

Krempel, Ulrich 1989: Sieben Anmerkungen zum „Harburger Mahnmal gegen Faschismus, Krieg, Gewalt“ von Esther und Jochen Gerz. In: Volker Plagemann (Hrsg.): Kunst im öffentlichen Raum. Anstöße der achtziger Jahre. Köln, S. 177-183.

Kropp, Alexander 2005: Die politische Bedeutung der NS-Repräsentationsarchitektur. Die Neugestaltungspläne Albert Speers für den Umbau Berlins zur „Welthauptstadt Germania“ 1936-1942/43. Neuried.

Kühnrich, Heinz 1961: Judenmörder Eichmann. Kein Fall der Vergangenheit. Berlin.

Kuhrmann, Anke 2006: Der Palast der Republik. Geschichte und Bedeutung des Ost-Berliner Parlaments- und Kulturhauses. Petersberg.

Kugelman, Cilly 2005: „Jetzt mit Verboten zu arbeiten, ist ein bisschen lächerlich“. Interview mit Cilly Kugelman. In: Der Tagesspiegel vom 20.5.2005, S. 2.

Lankes, Christian 1995: Politik und Architektur. Eine Studie zur Wirkung politischer Kommunikation auf Bauten staatlicher Repräsentation. München.

Leggewie, Claus/ Meyer, Erik 2005: „Ein Ort, an den man gerne geht“: das Holocaust-Mahnmal und die deutsche Geschichtspolitik nach 1989. München.

Lehming, Malte 1999: Eine frivole Posse. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 844.

Leo, Annette 1992: Antifaschismus und Kalter Krieg. In: Kulturstadt Prenzlauer Berg/ Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e. V. (Hrsg.): Mythos Antifaschismus. Ein Traditionskabinett wird kommentiert. Berlin, S. 143-153.

Leo, Annette 1998: Als antifaschistischer Staat nicht betroffen? Die DDR und der Holocaust. In: Bernd Faulenbach/ Helmuth Schütte (Hrsg.): Deutschland, Israel und der Holocaust: zur Gegenwartsbedeutung der Vergangenheit. Essen, S. 89-104.

Leonhard, Nina 2002: Politik- und Geschichtsbewusstsein im Wandel. Die politische Bedeutung der nationalsozialistischen Vergangenheit im Verlauf von drei Generationen in Ost- und Westdeutschland. Münster.

Lepsius, M. Rainer 1989: Das Erbe des Nationalsozialismus und die politische Kultur der Nachfolgestaaten des „Großdeutschen Reiches“. In: Max Haller/ Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny/ Wolfgang Zapf (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988. Frankfurt a. M., S. 247-264.

Levy, Daniel/ Sznajder, Natan 2007: Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust. Frankfurt a. M.

Libeskind, Daniel 2001: Ohne Titel. In: Daniel Libeskind/ Bernhard Schneider: Jüdisches Museum Berlin. Zwischen den Linien. München, S. 40.

Loewenstein, Karl 1953: Betrachtungen über politischen Symbolismus. In: Demetrios S. Constantopoulos/ Hans Wehberg (Hrsg.): Gegenwartsprobleme des internationalen Rechtes und der Rechtsphilosophie. Festschrift für Rudolf Laun zu seinem 70. Geburtstag. Hamburg, S. 559-577.

Lozo, Ljubica 2010: Emotionen der Geschlechter: Ein fühlbarer Unterschied? In: Gisela Steins (Hrsg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden, S. 43-54.

Mangos, Simone 2007: A Monumental Mockery. The Construction of the National Holocaust Memorial in Berlin. Berlin.

Mani, Christine 2003: Karl Biedermann. Der verlassene Raum 1988-1996. In: Hans Dinkel/ Uwe Fleckner (Hrsg.): Kunst in der Stadt. Skulpturen in Berlin. Berlin, S. 108-109.

Mannheim, Karl 1964: Das Problem der Generationen. In: Karl Mannheim: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Berlin, S. 509-565.

Manske, Hans-Joachim 1996: Wie ästhetisch und wie sozial muss öffentliche Kunst sein? Kunst im öffentlichen Raum in Bremen zwischen 1974 und 1994. In: Falko Herlemann/ Michael Kade (Hrsg.): Kunst in der Öffentlichkeit. Ästhetisierung, Historisierung, Mediatisierung. Frankfurt a. M., S. 49-65.

Matzig, Gerhard 2009: Architektur mit Beton. In: Süddeutsche Zeitung vom 14.5.2009. URL: <http://www.sueddeutsche.de/geld/architektur-mit-beton-der-stein-der-weisen-1.456470> (Abruf am 13.7.2010).

Menkovic, Biljana 1999: Politische Gedenkkultur: Denkmäler – die Visualisierung politischer Macht im öffentlichen Raum. Wien.

Mertens, Lothar 1995: Die SED und die NS-Vergangenheit. In: Werner Bergmann/ Rainer Erb/ Albert Lichtblau (Hrsg.): Schwieriges Erbe. Der Umgang mit dem Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a. M., S. 194-211.

Mittig, Hans-Ernst 1987: Das Denkmal. In: Werner Busch/ Peter Schmoock (Hrsg.): Kunst. Die Geschichte ihrer Funktionen. Weinheim, S. 457-489.

Mittig, Hans-Ernst 1997: Das Denkmal. In: Werner Busch (Hrsg.): Funkkolleg Kunst. Eine Geschichte der Kunst im Wandel ihrer Funktionen. München, S. 532-558.

Möller, Mathias 2006: Wird das Denkmal für die ermordeten Juden Europas als nationale Gedenkstätte akzeptiert? Das „Holocaust-Mahnmal“ in der öffentlichen Diskussion. Diplomarbeit am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin. Berlin.

Mönninger, Michael 1999: Grabsteinwald voll leerer Gassen. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 941-942.

Moller, Sabine 2003: Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland. Tübingen.

Morsch, Günter 1995: Von Denkmälern und Denkmalen. Von Gedenkstätten und Zeit-historischen Museen. In: Jürgen Danyel (Hrsg.): Die geteilte Vergangenheit. Zum Um-gang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Berlin, S. 181-186.

Müller, Marion G. 1999: Politische Vision. In: Wilhelm Hofmann (Hrsg.): Die Sichtbar-keit der Macht. Theoretische und empirische Untersuchungen zur visuellen Politik. Ba-den-Baden, S. 15-27.

Münkler, Herfried 1995a: Die Visibilität der Macht und die Strategien der Machtvisuali-sierung. In: Gerhard Göhler (Hrsg.): Macht der Öffentlichkeit – Öffentlichkeit der Macht. Baden-Baden, S. 213-230.

Münkler, Herfried 1995b: Sichtbare Macht. Das Reichstagsgebäude als politisches Sym-bol. In: Ansgar Klein/ Ingo Braun/ Christine Schroeder/ Kai-Uwe Hellmann (Hrsg.): Kunst, Symbolik und Politik. Die Reichstagsverhüllung als Denkanstoß. Opladen, S. 249-258.

Münkler, Herfried 1997: Das kollektive Gedächtnis der DDR. In: Dieter Vorsteher (Hrsg.): Parteiauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR. München, S. 458-468.

Musil, Robert 1992: Frühe Prosa und aus dem Nachlass zu Lebzeiten. Reinbek bei Hamburg.

Naumann, Michael 1999: „Berlin braucht das Stadtschloss“. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1073-1074.

Nerdinger, Winfried 1996: Politische Architektur. Betrachtungen zu einem problematischen Begriff. In: Ingeborg Flagge/ Wolfgang Jean Stock (Hrsg.): Architektur und Demokratie. Bauen für die Politik von der amerikanischen Revolution bis zur Gegenwart. Ostfildern-Ruit, S. 10-31.

Nerdinger, Winfried 2004: „Einen deutlichen Strich durch diese Achse der Herrscher machen“ – Diskussionen um Symmetrie, Achse und Monumentalität zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. In: Christoph Hölz/ Regina Prinz (Hrsg.): Architektur Macht Erinnerung. Winfried Nerdinger. München, S. 27-41.

Nipperdey, Thomas 1968: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland. In: Historische Zeitschrift, 206. Jg., Heft 3, S. 529-585.

Pampel, Bert 2007: „Mit eigenen Augen sehen, wozu der Mensch fähig ist“. Zur Wirkung von Gedenkstätten auf ihre Besucher. Frankfurt a. M.

Panofsky, Erwin 1996: Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: Erwin Panofsky: Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Köln, S. 36-67.

Perspektive Berlin 1999: Aufruf der Bürgerinitiative „Perspektive Berlin“ an den Berliner Senat, die Regierungen der Bundesländer, die Bundesregierung. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 54.

Peters, Christian 2003: Politische Architektur und die Sichtbarkeit der Macht. Die Selbstdarstellung der ‚Berliner Republik‘ am Beispiel des Bundeskanzleramtes. In: Sociologia Internationalis, 41. Jg., Heft 2, S. 181-207.

Pieper, Katrin 2006: Die Musealisierung des Holocaust. Das Jüdische Museum Berlin und das U. S. Holocaust Memorial Museum in Washington D. C. Köln.

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 1999: Pressemitteilung 233/95. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 446.

Psaar, Hans-Christian 2008: Gedenkorte des Holocaust im Spannungsfeld des Tourismus. Das Beispiel des „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Saarbrücken.

Puvogel, Ulrike 1996: Einleitung. In: Ulrike Puvogel/ Martin Stankowski: Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Band 1. Bonn, S. 9-14.

Puvogel, Ulrike 1999: Einleitung. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Band 2. Bonn, S. 11-26.

Puvogel, Ulrike/ Stankowski, Martin 1996: Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Band 1. Bonn.

Raab, Jürgen 2008: Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen. Konstanz.

Radunski, Peter 1999: Ansprache anlässlich der Eröffnung. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 606-608.

Rattinger, Hans 2009: Einführung in die Politische Soziologie. München.

Reichel, Peter 1996: Berlin nach 1945 – eine Erinnerungslandschaft zwischen Gedächtnis-Verlust und Gedächtnis-Inszenierung. In: Herrmann Hipp/ Ernst Seidl (Hrsg.): Architektur als politische Kultur: philosophica practica. Berlin, S. 273-296.

Reichel, Peter 1999: Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit. Frankfurt a. M.

Reichel, Peter 2001: Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute. München.

Reichel, Peter 2002: Nach dem Verbrechen. Nationale Erinnerungen an Weltkrieg und Massenmord. In: Burkhard Asmuss (Hrsg.): Holocaust. Der nationalsozialistische Völkermord und die Motive seiner Erinnerung. Berlin, S. 215-299.

Rensmann, Lars 2004: Baustein der Erinnerungspolitik. Die politische Textur der Bundestagsdebatte über ein zentrales „Holocaust-Mahnmal“. In: Micha Brumlik/ Hajo Funke/ Lars Rensmann: Umkämpftes Vergessen: Walserdebatte, Holocaust-Mahnmal und neuere deutsche Geschichtspolitik. Berlin, S. 137-169.

Reuße, Felix 1995: Das Denkmal an der Grenze seiner Sprachfähigkeit. Stuttgart.

Rimscha, Robert von 1999: „Ich will einen Kunden“. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1059-1061.

Riegl, Alois 1903: Der moderne Denkmalkultus. Sein Wesen und seine Entstehung. Wien.

Robin, Régine 2002: Berlin: Gedächtnis einer Stadt. Berlin.

Röll, Franz-Josef/ Wolf, Hildegard 1995: Grundlagen der Bildgestaltung. Hinweise zur normativen Kraft der Ästhetik. In: Dieter Baacke/ Franz-Josef Röll (Hrsg.): Weltbilder, Wahrnehmung, Wirklichkeit: Bildung als ästhetischer Lernprozess. Opladen, S. 171-196.

Rössel, Jörg/ Bromberger, Kathi 2009: Strukturiert kulturelles Kapital auch den Konsum von Populärkultur? In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 38, Heft 6, S. 494-512.

Rohrbacher, Stefan/ Schmidt, Michael 1991: Judenbilder. Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile. Reinbek bei Hamburg.

rola 1997: Grabplatte wirkt nach. In: Die Tageszeitung vom 18.11.1997, S. 24.

Rosh, Lea 1999: Von der Idee zur Entscheidung. Ein langer Weg. In: Lea Rosh (Hrsg.): „Die Juden, das sind doch die anderen“. Der Streit um ein deutsches Denkmal. Berlin, S. 13-151.

Rudolph, Sabine 2007: Restitution von Kunstwerken aus jüdischem Besitz. Berlin.

Rüsen, Jörn 1996: Trauer als historische Kategorie. Überlegungen zur Erinnerung an den Holocaust in der Geschichtskultur der Gegenwart. In: Hanno Loewy/ Bernd Moltmann: Erlebnis, Gedächtnis, Sinn. Authentische und konstruierte Erinnerung. Frankfurt a. M., S. 57-78.

Rüsen, Jörn 2001: Historisch trauern – Skizze einer Zumutung. In: Burkhard Liebsch/ Jörn Rüsen (Hrsg.): Trauer und Geschichte. Köln, S. 63-84.

Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung 2009: Jahresgutachten 2009. URL: www.sachverstaendigenrat-wirtschaft.de/download/gutachten/ga09_ana.pdf (Abruf am 16.4.2010).

Schäfers, Bernhard 2006: Soziologie der Architektur und der Stadt. Band 1: Architektursoziologie. Opladen.

Schaffrath-Chanson, Thomas Maria 1998: Die Entwicklung bundesdeutscher Repräsentationsarchitektur. Untersuchung zur politischen Ikonographie nationaler Baukunst im demokratischen System. Köln.

Scharf, Helmut 1984: Kleine Kunstgeschichte des deutschen Denkmals. Darmstadt.

Schildt, Axel/ Siegfried, Detlef 2009: Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik. 1945 bis zur Gegenwart. Bonn.

Schirmer, Dietmar 1995: Politik und Architektur. Ein Beitrag zur politischen Symbolanalyse am Beispiel Washingtons. In: Andreas Dörner/ Ludgera Vogt (Hrsg.): Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie. Studien zur politischen Kommunikation in der Moderne. Berlin, S. 309-339.

Schittenhelm, Karin 1996: Zeichen, die Anstoß erregen. Mobilisierungsformen zu Mahnmalen und zeitgenössischen Außenskulpturen. Opladen.

Schlusche, Günter 1999: Protokoll der Sitzung des Beurteilungsgremiums am 14. und 15. November 1997. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 935-938.

Schlusche, Günter 2001: Die Parlaments- und Regierungsbauten des Bundes im Kontext der Berliner Stadtentwicklung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft B 34-35, S. 16-24.

Schlusche, Günter 2006: Tendenzen in Kunst und Architektur der Erinnerung an Verbrechen des Nationalsozialismus. In: Günter Schlusche/ Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas (Hrsg.): Architektur der Erinnerung. NS-Verbrechen in der europäischen Gedenkkultur. Berlin, S. 118-124.

Schlusche, Günter 2007: Ein Denkmal wird gebaut. Geschichte, Planung und baulicher Kontext. In: Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas (Hrsg.): Materialien zum Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Berlin, S. 14-29.

Schnell, Rainer/ Hill, Paul B./ Esser, Elke 1993: Methoden der empirischen Sozialforschung. München.

Schmid, Hans-Dieter 2009: Denkmäler als Zeugnisse der Geschichtskultur. In: Sabine Horn/ Michael Sauer: Geschichte und Öffentlichkeit. Orte, Medien, Institutionen. Göttingen, S. 52-60.

Schmidt, Helmut 1996: Weggefährten. Erinnerungen und Reflexionen. München.

Schmitz, Michael 2005: Die Gegenwart der Vergangenheit. Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas im Kontext deutscher Erinnerungspolitik. In: kritische berichte, 33. Jg., Heft 1, S. 51-73.

Schmoll, Friedemann 1995: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Stuttgart.

Schönfeld, Martin 1991: Gedenktafeln in Ost-Berlin. Orte der Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus. Berlin.

Schröder, Gerhard 1999: Eine offene Republik. Ein Zeit-Gespräch mit dem Bundeskanzler Schröder über das geplante Holocaust-Mahnmal, die Folgen der Walser-Bubis-Debatte und den Wiederaufbau des Berliner Schlosses. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1136-1240.

Schröder, Richard 1999: So nicht! Ein fauler Kompromiss über das Mahnmal bahnt sich an. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1209-1211.

Schuller, Konrad 1999: Die Untaten entzweien die Opfer. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 224-226.

Schulz zur Wiesch, Lena 2007: Zum Umgang mit den baulich-symbolischen Relikten der DDR in Ostberlin. In: Rudolf Jaworski/ Peter Stachel (Hrsg.): Die Besetzung des öffentlichen Raums. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich. Berlin, S. 231-257.

Schulze-Rohr, Jakob 1999: „Dabei kommen belanglose Gedenkstätten raus“. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 55-56.

Schwingel, Markus 2003: Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg.

Der Schwur von Buchenwald 1945. URL: <http://www.buchenwald.de/index.php?p=138> (Abruf am 21.10.2010).

Die Sechzehn Grundsätze des Städtebaus vom 27. Juli 1950. Abgedruckt in: Werner Durth/ Jörn Düwel/ Niels Gutschow 1998: Architektur und Städtebau der DDR. Band 1: Ostkreuz: Personen, Pläne, Perspektiven. Frankfurt a. M., S. 173.

Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999a: Künstlerischer Wettbewerb: Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Ausschreibung. In: Ute Heimrod/ Günter

Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 171-216.

Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999b: Pressemitteilung vom 17. März 1995. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 269.

Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999c: Künstlerischer Wettbewerb: Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Kurzdokumentation. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 273-410.

Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1999d: Wettbewerb Denkmal für die ermordeten Juden Europas endgültig entschieden. Auslober für Realisierung des Entwurfs der Gruppe um Christine Jakob-Marks. Presseerklärung. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 440-441.

Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten 1999: Vermerk II zum Termin am 26. Mai 1992. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 91-92.

Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur 1999: Engeres Auswahlverfahren. Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Aufgabenbeschreibung und Rahmenbedingungen. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 833-842.

Seuthe, Rupert 2001: „Geistig-moralische Wende“? Der politische Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Ära Kohl am Beispiel von Gedenktagen, Museums- und Denkmalprojekten. Frankfurt a. M.

Siegfried, Detlef 2000: Zwischen Aufarbeitung und Schlussstrich. Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten 1958-1969. In: Axel Schildt/ Detlef Siegfried/ Karl Christian Lammers (Hrsg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. Hamburg, S. 77-113.

Silbermann, Alphons 1986: Empirische Kunstsoziologie. Stuttgart.

Silbermann, Alphons/ Stoffers, Manfred 2000: Auschwitz – nie davon gehört? Erinnern und Vergessen in Deutschland. Berlin.

Sion, Brigitte 2009: Affective Memory, Ineffective Functionality: Experiencing Berlin's Memorial to the Murdered Jews of Europe. William Niven/ Chloe Paver (Hrsg.): Memorialization in Germany since 1945. London, S. 243-252.

Skriebeleit, Jörg 2005: „Orte des Schreckens“. Dimensionen verräumlichter Erinnerung. In: Petra Frank/ Stefan Hördler (Hrsg.): Der Nationalsozialismus im Spiegel des öffentlichen Gedächtnisses. Formen der Aufarbeitung und des Gedenkens. Berlin, S. 205-220.

Song, Sok-Rok 2002: Empathie und Gewalt. Studie zur Bedeutung von Empathiefähigkeit für Gewaltprävention. Berlin.

Speth, Rudolf 1997: Symbol und Fiktion. In: Gerhard Göhler (Hrsg.): Institution – Macht – Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken. Baden-Baden, S. 65-142.

Spielmann, Jochen 1988: Gedenken und Denkmal. In: Berlinische Galerie/ Der Senator für Bau- und Wohnungswesen (Hrsg.): Gedenken und Denkmal. Entwürfe zur Erinnerung an die Deportation und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Berlins. Berlin, S. 7-46.

Spielmann, Jochen 1990: Entwürfe zur Sinngebung des Sinnlosen. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades des Fachbereichs Geschichtswissenschaft der Freien Universität Berlin. Berlin.

Stachel, Peter 2007: Stadtpläne als politische Zeichensysteme. Symbolische Einschreibungen in den öffentlichen Raum. In: Rudolf Jaworski/ Peter Stachel (Hrsg.): Die Besetzung des öffentlichen Raums. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich. Berlin, S. 13-60.

Stavginski, Hans-Georg 2002: Das Holocaust-Denkmal. Der Streit um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ in Berlin (1988-1999). Paderborn.

Stein, Harry 1999: Gedenkstätte Buchenwald, Weimar. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation. Band 2. Bonn, S. 892-903.

Steinberg, Katharina 2007: Erinnerungskultur im öffentlichen Raum: Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus. Zu ihrer Entstehung und Wirkung. Unveröffentlichte Diplomarbeit im Studiengang Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Stenger, Ursula 2004: Dimensionen des Bildes. Anthropologische Überlegungen mit einem Blick auf die Schoah. In: Bettina Bannasch/ Almuth Hammer (Hrsg.): Verbot der Bilder – Gebot der Erinnerung. Mediale Repräsentationen der Schoah. Frankfurt a. M., S. 131-146.

Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas 2011: Chronologie. URL: <http://stiftung-denkmal.de/dasdenkmal/chronologie> (Abruf am 22.3.2011).

Stiftung Jüdisches Museum (Hrsg.) 2001: Geschichten einer Ausstellung. Zwei Jahrtausende deutsch-jüdische Geschichte. Berlin.

Stocké, Volker 2004: Entstehungsbedingungen von Antwortverzerrungen durch soziale Erwünschtheit. Ein Vergleich der Prognosen der Rational-Choice-Theorie und des Modells der Frame-Selektion. In: Zeitschrift für Soziologie, 33. Jg., Heft 4, S. 303-320.

Stürmer, Michael 1993: Die Republik auf der Suche nach Staat und Stil. In: Günter Er-misch/ Hanns E. Hieronymus/ Werner Knopp/ Christoph Stölzl (Hrsg.): Wanderungen durch die Kulturpolitik. Festschrift für Sieghardt v. Köckritz. Berlin, S. 15-19.

Sußebach, Henning: Ein weites Feld. In: Die Zeit vom 2.6.2005. URL: http://www.zeit.de/2005/23/Mahnmal_23 (Abruf am 14.7.2010).

Till, Karen E. 2005: The New Berlin. Memory, Politics, Place. Minneapolis.

Timm, Angelika 1995: Der politische und propagandistische Umgang mit der „Reichskristallnacht“ in der DDR. In: Jürgen Danyel (Hrsg.): Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Berlin, S. 213-223.

Thünemann, Holger 2005: Holocaust-Rezeption und Geschichtskultur. Zentrale Holocaust-Denkmäler in der Kontroverse. Ein deutsch-österreichischer Vergleich. Idstein.

Thurn, Hans Peter 1973: Soziologie der Kunst. Stuttgart.

Treinen, Heiner 1988: Was sucht der Besucher im Museum? In: Gottfried Friedl (Hrsg.): Museum als soziales Gedächtnis? Kritische Beiträge zu Museumswissenschaft und Museumspädagogik. Klagenfurt, S. 24-41.

Treinen, Heiner 2004: Zu Gast beim kollektiven Gedächtnis. Prozesse der Aneignung und ihre Grenzen. In: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Gedenkstätten und Besucherforschung. Bonn, S. 76-87.

Verheyen, Dirk 1999: Straßennamenpolitik und städtische Identität in Berlin. In: Reinhold Viehoff/ Rien T. Segers (Hrsg.): Kultur, Identität, Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion. Frankfurt a. M., S. 333-369.

Vorländer, Hans 2003: Demokratie und Ästhetik. Zur Rehabilitation eines problematischen Zusammenhangs. In: Hans Vorländer (Hrsg.): Zur Ästhetik der Demokratie. Formen der politischen Selbstdarstellung. Stuttgart, S. 13-26.

Wachsmuth, Iris 2008: NS-Vergangenheit in Ost und West. Tradierung und Sozialisation. Berlin.

Walser, Martin 1999: Die Banalität des Guten. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 1145.

Warnke, Martin 1984: Politische Architektur in Europa vom Mittelalter bis heute. Repräsentation und Gemeinschaft. Köln.

Wefing, Heinrich 1995: Parlamentsarchitektur. Zur Selbstdarstellung der Demokratie in ihren Bauwerken. Eine Untersuchung am Beispiel des Bonner Bundeshauses. Berlin.

Wefing, Heinrich 2001: Kulisse der Macht. Das Berliner Kanzleramt. Stuttgart.

Weihsmann, Helmut 1998: Bauen unterm Hakenkreuz. Architektur des Untergangs. Wien.

Weizsäcker, Richard von 1985: Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Ansprache des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985 in der Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages. URL: http://www.hdg.de/lemo/html/dokumente/NeueHerausforderungen_redeVollstaendigRichardVonWeizsaecker8Mai1985/index.html (Abruf am 16.7.2010).

Welch Guerra, Max 1999: Hauptstadt Einig Vaterland. Planung und Politik zwischen Bonn und Berlin. Berlin.

Welzer, Harald 2010: Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft 25-26. URL: http://www.bpb.de/themen/ZL8DOO,2,0,Erinnerungskultur_und_Zukunftsged%EA4chtnis.html (Abruf am 16.6.2011).

Wenk, Silke 1992: Warum ist die (Kriegs-)Kunst weiblich? Frauenbilder in der Plastik auf öffentlichen Plätzen in Berlin. In: Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, 47. Jg., Heft 3, S. 29-38.

Wenk, Silke 1997: Identifikation mit den Opfern und Sakralisierung des Mordes. Symptomatische Fehlleistungen des Berliner Denkmalsprojekts für die ermordeten Juden Europas. In: Fritz-Bauer-Institut (Hrsg.): Überlebt und unterwegs. Jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland. Frankfurt a. M., S. 341-369.

Wielenga, Friso 2001: Erinnerungskulturen im Vergleich. Deutsche und niederländische Rückblicke auf die NS-Zeit und den Zweiten Weltkrieg. In: Zentrum für Niederlande-Studien (Hrsg.): Jahrbuch des Zentrums für Niederlande-Studien. Erinnerungskultur und Vergangenheitspolitik, Band 12. Münster, S. 11-30.

Wolfrum, Edgar 2005: Die beiden Deutschland. In: Volkhard Knigge/ Norbert Frei (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. Bonn, S. 153-169.

Young, James E. 1991: The Counter-Monument: Memory against Itself in Germany Today. In: Critical Inquiry, 18. Jg., Heft 2, S. 267-296.

Young, James E. 1992: Die Textur der Erinnerung. Holocaust-Gedenkstätten. In: Hanno Loewy (Hrsg.): Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte. Reinbek bei Hamburg, S. 213-232.

Young, James E. 1994: Die Zeitgeschichte der Gedenkstätten und Denkmäler des Holocaust. In: James E. Young (Hrsg.): Mahnmale des Holocaust: Motive, Rituale und Stätten des Gedenkens. München, S. 19-40.

Young, James E. 1997a: Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation. Frankfurt a. M.

Young, James E. 1997b: Formen der Erinnerung. Gedenkstätten des Holocaust. Wien.

Young, James E. 1999a: Der Widerspruch der Künstler. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 518-520.

Young, James E. 1999b: Empfehlung der Findungskommission. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 939-940.

Young, James E. 2002: Nach-Bilder des Holocaust in zeitgenössischer Kunst und Architektur. Hamburg.

Young, James E. 2008: Peter Eisenman's Design for Berlin's Memorial for the Murdered Jews of Europe: A Juror's Report in Three Parts. In: Robin Ostow (Hrsg.): (Re)vi-

sualizing National History: Museums and National Identities in Europe in the New Millennium. Toronto, S. 200-213.

Zentralrat Deutscher Sinti und Roma 1999: Aufruf an den Bundeskanzler, den Regierenden Bürgermeister von Berlin und die Ministerpräsidenten für die zentrale Gedenkstätte für den Völkermord. In: Ute Heimrod/ Günter Schlusche/ Horst Seferens (Hrsg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“. Eine Dokumentation. Berlin, S. 54-55.

Zurstiege, Guido 2007: Werbeforschung. Konstanz.

12. Anhang

12.1. Fragebogen für die Besucher des Denkmals für die ermordeten Juden Europas

Dissertationsprojekt von Katharina Steinberg, Diplom-Sozialwissenschaftlerin

- 1) Sind Sie zufällig zum Denkmal gekommen, oder sind Sie geplant hierhergekommen?

Geplant Zufällig

Wenn geplant: Haben Sie sich auf den Besuch des Denkmals vorbereitet?

Ja Nein

- 2) Besuchen Sie das Denkmal aus eigenem Interesse?

Ja Nein Ja, aber im Rahmen eines Programms

- 3) **Wenn geplanter Besuch:** Wollten Sie auch den Ort der Information besuchen?

Ja Nein

- 4) Haben Sie bereits den Ort der Information besucht?

Ja, und zwar heute Ja, und zwar an einem anderen Tag Nein

- 5) Haben Sie an einer Führung durch das Stelenfeld teilgenommen?

Ja Nein

- 6) Hat das Denkmal bei Ihnen Fragen ausgelöst?

Ja Nein

Wenn ja: Welche Fragen hat das Denkmal bei Ihnen ausgelöst?

- 7) Haben Sie eine Deutung für das Stelenfeld?

Ja Nein

Wenn ja: Wie deuten Sie das Stelenfeld?

- 8) Hat das Stelenfeld bei Ihnen Gefühle ausgelöst?

Ja Nein

Wenn ja: Welche Gefühle hat das Stelenfeld bei Ihnen ausgelöst?

Haben diese Gefühle einen Bezug zum Holocaust?

Ja Nein

9) Vielen Personen gefällt das Stelenfeld nicht. Gibt es etwas, das Ihnen am Stelenfeld nicht gefällt?

Ja Nein

Wenn ja: Was gefällt Ihnen am Stelenfeld nicht?

10) Gibt es auch etwas, das Ihnen am Stelenfeld gefällt?

Ja Nein

Wenn ja: Was gefällt Ihnen am Stelenfeld?

11) Halten Sie es für richtig, dass ein zentrales Holocaust-Denkmal gebaut worden ist?

Ja Nein Weiß nicht

12) Hat das Denkmal für Sie einen Bezug zur Gegenwart?

Ja Nein

Wenn ja: Welchen Bezug zur Gegenwart hat das Stelenfeld für Sie?

13) Ist die Beschäftigung mit dem Holocaust heutzutage

weniger wichtig wichtig sehr wichtig?

14) Haben Sie sich schon mal aus eigenem Interesse mit dem Holocaust beschäftigt?

Ja Nein

15) Hat der Besuch des Stelenfeldes bei Ihnen den Wunsch geweckt, sich mehr mit dem Holocaust auseinanderzusetzen?

Ja Nein

Soziodemographische Daten

16) Welches ist Ihr höchster Schulabschluss? Bei Schülern: Klassenstufe

Wenn Abitur/ Fachhochschulreife: Haben Sie auch studiert?

Ja Nein Student/in

17) Welche Nationalität haben Sie?

18) In welchem Jahr sind Sie geboren?

19) **Nur für deutsche Besucher, die vor 1971 geboren sind:** Sind Sie größtenteils in der DDR oder in der Bundesrepublik aufgewachsen?

DDR Bundesrepublik

20) Abschließend würde ich Ihnen gerne eine sehr persönliche Frage stellen, die Sie selbstverständlich nicht beantworten müssen: Haben Sie Verwandte, die im Nationalsozialismus verfolgt worden sind?

Ja Nein Keine Antwort

21) Geschlecht

männlich weiblich

Vielen Dank für das Interview.

12.2. Tabellen

Korrelationen, die im χ^2 -Signifikanztest höchstens eine Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,5 erreicht haben, werden als signifikant bezeichnet. Tabellen, die solche Korrelationen wiedergeben, werden mit * markiert. Korrelationen, die höchstens eine Irrtumswahrscheinlichkeit von 0,1 erreicht haben, werden als hochsignifikant bezeichnet und mit ** gekennzeichnet.

12.2.1. Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom Bildungsgrad

Bildungsgrad	Interpretation		
	nein	ja	Gesamt
ohne Hochschulabschluss	55.70	44.30	100.00
mit Hochschulabschluss	31.58	68.42	100.00
Gesamt	40.24	59.76	100.00

*Tabelle 1: Fähigkeit, eine Interpretation zu finden, in Abhängigkeit vom Bildungsgrad (Angaben in Prozent)***

Bildungsgrad	Bezug zur Gegenwart		
	nein	ja	Gesamt
ohne Hochschulabschluss	46.31	53.69	100.00
mit Hochschulabschluss	30.94	69.06	100.00
Gesamt	36.47	63.53	100.00

*Tabelle 2: Fähigkeit, einen Bezug zur Gegenwart herzustellen, in Abhängigkeit vom Bildungsgrad (Angaben in Prozent)***

Bildungsgrad	Gefühle		
	nein	ja	Gesamt
ohne Hochschulabschluss	46.00	54.00	100.00
mit Hochschulabschluss	32.83	67.17	100.00
Gesamt	37.59	62.41	100.00

*Tabelle 3: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeitsgrad vom Bildungsgrad (Angaben in Prozent)***

Bildungsgrad	Gefühle mit Bezug zum Holocaust		
	nein	ja	Gesamt
ohne Hochschulabschluss	22.78	77.22	100.00
mit Hochschulabschluss	8.93	91.07	100.00
Gesamt	13.36	86.64	100.00

*Tabelle 4: Gefühle mit Bezug zum Holocaust in Abhängigkeit vom Bildungsgrad (Angaben in Prozent)***

Bildungsgrad	Zustimmung zu Denkmalaspekten		
	nein	ja	Gesamt
ohne Hochschulabschluss	23.13	76.87	100.00
mit Hochschulabschluss	11.28	88.72	100.00
Gesamt	15.59	84.41	100.00

*Tabelle 5: Zustimmung zu einzelnen Aspekten des Denkmals in Abhängigkeit vom Bildungsgrad (Angaben in Prozent)***

Bildungsgrad	Anregung zu mehr Auseinandersetzung		
	nein	ja	Gesamt
ohne Hochschulabschluss	84.35	15.65	100.00
mit Hochschulabschluss	80.69	19.31	100.00
Gesamt	82.02	17.98	100.00

Tabelle 6: Anregung zu mehr Auseinandersetzung mit dem Holocaust in Abhängigkeit vom Bildungsgrad (Angaben in Prozent)

Bildungsgrad	Fragen zum Denkmal		
	nein	ja	Gesamt
ohne Hochschulabschluss	57.89	42.11	100.00
mit Hochschulabschluss	54.51	45.49	100.00
Gesamt	55.74	44.26	100.00

Tabelle 7: Fähigkeit, Fragen zum Denkmal zu stellen, in Abhängigkeit vom Bildungsgrad (Angaben in Prozent)

12.2.2. Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom feldspezifischen Wissen

Feldspezifisches Wissen	Interpretation		
	nein	ja	Gesamt
nein	63.46	36.54	100.00
ja	51.04	48.96	100.00
Gesamt	55.41	44.59	100.00

Tabelle 8: Fähigkeit, eine Interpretation zu finden, in Abhängigkeit von der Verfügung über feldspezifisches Wissen (Angaben in Prozent)

Feldspezifisches Wissen	Fragen zum Denkmal		
	nein	ja	Gesamt
nein	65.38	34.62	100.00
ja	54.55	45.45	100.00
Gesamt	58.28	41.72	100.00

Tabelle 9: Fähigkeit, Fragen zum Denkmal zu stellen, in Abhängigkeit von der Verfügung über feldspezifisches Wissen (Angaben in Prozent)

Feldspezifisches Wissen	Gefühle		
	nein	ja	Gesamt
nein	51.92	48.08	100.00
ja	42.27	57.73	100.00
Gesamt	45.64	54.36	100.00

Tabelle 10: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeit von der Verfügung über feldspezifisches Wissen (Angaben in Prozent)

Feldspezifisches Wissen	Bezug zur Gegenwart		
	nein	ja	Gesamt
nein	54.90	45.10	100.00
ja	42.27	57.73	100.00
Gesamt	46.62	53.38	100.00

Tabelle 11: Fähigkeit, im Denkmal einen Bezug zur Gegenwart zu erkennen, in Abhängigkeit von der Verfügung über feldspezifisches Wissen (Angaben in Prozent)

Feldspezifisches Wissen	Anregung zu mehr Auseinandersetzung		
	nein	ja	Gesamt
nein	88.00	01.12.00	100.00
ja	83.33	16.67	100.00
Gesamt	84.93	15.07.13	100.00

Tabelle 12: Anregung zu mehr Auseinandersetzung mit dem Holocaust in Abhängigkeit von der Verfügung über feldspezifisches Wissen (Angaben in Prozent)

12.2.3. Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit von der Nationalität

Nationalität	Kritik an Denkmalaspekten		
	nein	ja	Gesamt
ausländisch	78.35	21.65	100.00
deutsch	47.72	52.28	100.00
Gesamt	60.13	39.87	100.00

*Tabelle 13: Kritik an einzelnen Aspekten des Denkmals in Abhängigkeit von der Nationalität (Angaben in Prozent)***

Nationalität	Zustimmung zu Denkmalaspekten		
	nein	ja	Gesamt
ausländisch	7.18	92.82	100.00
deutsch	18.28	81.72	100.00
Gesamt	13.81	86.19	100.00

*Tabelle 14: Zustimmung zu einzelnen Aspekten des Denkmals in Abhängigkeit von der Nationalität (Angaben in Prozent)***

Nationalität	Zustimmung zu einem zentralen Holocaust-Denkmal		
	nein	ja	Gesamt
ausländisch	2.13	97.87	100.00
deutsch	5.23	94.77	100.00
Gesamt	4.00	96.00	100.00

Tabelle 15: Zustimmung zu einem zentralen Holocaust-Denkmal in Abhängigkeit von der Nationalität (Angaben in Prozent)

Nationalität	Bezug zur Gegenwart		
	nein	ja	Gesamt
ausländisch	29.65	70.35	100.00
deutsch	42.86	57.14	100.00
Gesamt	37.53	62.47	100.00

*Tabelle 16: Fähigkeit, einen Bezug zur Gegenwart herzustellen, in Abhängigkeit von der Nationalität (Angaben in Prozent)***

Nationalität	Anregung zu mehr Beschäftigung		
	nein	ja	Gesamt
ausländisch	69.47	30.53	100.00
deutsch	86.82	13.18	100.00
Gesamt	80.04	19.96	100.00

*Tabelle 17: Anregung zu mehr Beschäftigung mit dem Holocaust in Abhängigkeit von der Nationalität (Angaben in Prozent)***

12.2.4. Erschließung des Denkmals in Abhängigkeit vom Geschlecht

Geschlecht	Gefühle		
	nein	ja	Gesamt
weiblich	33.20	66.80	100.00
männlich	44.27	55.73	100.00
Gesamt	38.83	61.17	100.00

*Tabelle 18: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeit vom Geschlecht (Angaben in Prozent)**

Geschlecht	Bezug zur Gegenwart		
	nein	ja	Gesamt
weiblich	32.22	67.78	100.00
männlich	42.52	57.48	100.00
Gesamt	37.53	62.47	100.00

*Tabelle 19: Fähigkeit, einen Bezug zur Gegenwart herzustellen, in Abhängigkeit vom Geschlecht (Angaben in Prozent)**

12.2.5. Erschließung in Abhängigkeit von der selbstständigen Vorbereitung des Besuchs

Besuch des Denkmals	Fragen zum Denkmal		
	nein	ja	Gesamt
ohne Vorbereitung	51.35	48.65	100.00
mit Vorbereitung	57.50	42.50	100.00
Gesamt	53.30	46.70	100.00

Tabelle 20: Fähigkeit, Fragen zum Denkmal zu stellen, in Abhängigkeit von der Vorbereitung des Besuchs (Angaben in Prozent)

Besuch des Denkmals	Interpretation		
	nein	ja	Gesamt
ohne Vorbereitung	37.74	62.26	100.00
mit Vorbereitung	36.13	63.87	100.00
Gesamt	37.23	62.77	100.00

Tabelle 21: Fähigkeit, eine Interpretation zu finden, in Abhängigkeit von der Vorbereitung des Besuchs (Angaben in Prozent)

Besuch des Denkmals	Gefühle		
	nein	ja	Gesamt
ohne Vorbereitung	36.96	63.04	100.00
mit Vorbereitung	35.29	64.71	100.00
Gesamt	36.44	63.56	100.00

Tabelle 22: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeit von der Vorbereitung des Besuchs (Angaben in Prozent)

Besuch des Denkmals	Bezug zur Gegenwart		
	nein	ja	Gesamt
ohne Vorbereitung	38.28	61.72	100.00
mit Vorbereitung	23.93	76.07	100.00
Gesamt	33.78	66.22	100.00

*Tabelle 23: Fähigkeit, einen Bezug zur Gegenwart herzustellen, in Abhängigkeit von der Vorbereitung des Besuchs (Angaben in Prozent)***

Besuch des Denkmals	Anregung zu mehr Beschäftigung		
	nein	ja	Gesamt
ohne Vorbereitung	83.46	16.54	100.00
mit Vorbereitung	68.42	31.58	100.00
Gesamt	78.80	21.20	100.00

*Tabelle 24: Anregung zu mehr Beschäftigung mit dem Holocaust in Abhängigkeit von der Vorbereitung des Besuchs (Angaben in Prozent)***

12.2.6. Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom Besuch des Ortes der Information

Besuch des Ortes der Information	Fragen zum Denkmal		
	nein	ja	Gesamt
nein	55.35	44.65	100.00
ja	52.99	47.01	100.00
Gesamt	54.80	45.20	100.00

Tabelle 25: Fähigkeit, Fragen zum Denkmal zu stellen in Abhängigkeit vom Besuch des Ortes der Information (Angaben in Prozent)

Besuch des Ortes der Information	Interpretation		
	nein	ja	Gesamt
nein	43.04	56.96	100.00
ja	35.34	64.66	100.00
Gesamt	41.25	58.75	100.00

Tabelle 26: Fähigkeit, eine Interpretation zu finden, in Abhängigkeit vom Besuch des Ortes der Information (Angaben in Prozent)

Besuch des Ortes der Information	Bezug zur Gegenwart		
	nein	ja	Gesamt
nein	42.48	57.52	100.00
ja	21.05	78.95	100.00
Gesamt	37.53	62.47	100.00

*Tabelle 27: Fähigkeit, das Denkmal in einen Bezug zur Gegenwart zu stellen, in Abhängigkeit vom Besuch des Ortes der Information (Angaben in Prozent)***

Besuch des Ortes der Information	Gefühle		
	nein	ja	Gesamt
nein	41.36	58.64	100.00
ja	30.43	69.57	100.00
Gesamt	38.83	61.17	100.00

*Tabelle 28: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeit vom Besuch des Ortes der Information (Angaben in Prozent)**

12.2.7. Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit von der Teilnahme an einer Führung

Teilnahme an einer Führung	Fragen zum Denkmal		
	nein	ja	Gesamt
nein	54.96	45.04	100.00
ja	52.78	47.22	100.00
Gesamt	54.80	45.20	100.00

Tabelle 29: Fähigkeit, Fragen zum Denkmal zu stellen, in Abhängigkeit von der Teilnahme an einer Führung (Angaben in Prozent)

Teilnahme an einer Führung	Interpretation		
	nein	ja	Gesamt
nein	41.21	58.79	100.00
ja	41.67	58.33	100.00
Gesamt	41.25	58.75	100.00

Tabelle 30: Fähigkeit, eine Interpretation zu finden, in Abhängigkeit von der Teilnahme an einer Führung (Angaben in Prozent)

Teilnahme an einer Führung	Gefühle		
	nein	ja	Gesamt
nein	39.05	60.95	100.00
ja	36.11	63.89	100.00
Gesamt	38.83	61.17	100.00

Tabelle 31: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeit von der Teilnahme an einer Führung (Angaben in Prozent)

Teilnahme an einer Führung	Bezug zur Gegenwart		
	nein	ja	Gesamt
nein	39.17	60.83	100.00
ja	16.67	83.33	100.00
Gesamt	37.53	62.47	100.00

*Tabelle 32: Fähigkeit, einen Bezug zur Gegenwart herzustellen, in Abhängigkeit von der Teilnahme an einer Führung (Angaben in Prozent)***

Teilnahme an einer Führung	Anregung zu mehr Beschäftigung		
	nein	ja	Gesamt
nein	81.11	18.89	100.00
ja	66.67	33.33	100.00
Gesamt	80.04	19.96	100.00

*Tabelle 33: Anregung zu mehr Beschäftigung mit dem Holocaust in Abhängigkeit von der Teilnahme an einer Führung (Angaben in Prozent)**

12.2.8. Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom extrinsisch bzw. intrinsisch motivierten Interesse am Denkmalbesuch

Besuch des Denkmals	Interpretation		
	nein	ja	Gesamt
aus eigenem Interesse	37.94	62.06	100.00
im Rahmen eines Programms	50.00	50.00	100.00
nicht aus eigenem Interesse	63.46	36.54	100.00
Gesamt	40.94	59.06	100.00

*Tabelle 34: Fähigkeit, eine Interpretation für das Denkmal zu finden, in Abhängigkeit vom extrinsisch bzw. intrinsisch motivierten Interesse am Besuch des Denkmals (Angaben in Prozent)***

Besuch des Denkmals	Gefühle		Gesamt
	nein	ja	
aus eigenem Interesse	34.74	65.26	100.00
im Rahmen eines Programms	46.15	53.85	100.00
nicht aus eigenem Interesse	67.31	32.69	100.00
Gesamt	38.49	61.51	100.00

*Tabelle 35: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeit vom extrinsisch bzw. intrinsisch motivierten Interesse am Besuch des Denkmals (Angaben in Prozent)***

Besuch des Denkmals	Zustimmung zu Denkmalaspekten		Gesamt
	nein	ja	
aus eigenem Interesse	11.30	88.70	100.00
im Rahmen eines Programms	30.77	69.23	100.00
nicht aus eigenem Interesse	27.45	72.55	100.00
Gesamt	13.54	86.46	100.00

*Tabelle 36: Zustimmung zu einzelnen Aspekten des Denkmals in Abhängigkeit vom extrinsisch bzw. intrinsisch motivierten Interesse am Besuch des Denkmals (Angaben in Prozent)***

Besuch des Denkmals	Kritik an Denkmalaspekten		Gesamt
	nein	ja	
aus eigenem Interesse	63.75	36.25	100.00
im Rahmen eines Programms	58.33	41.67	100.00
nicht aus eigenem Interesse	32.00	68.00	100.00
Gesamt	60.25	39.75	100.00

*Tabelle 37: Kritik an einzelnen Aspekten des Denkmals in Abhängigkeit vom extrinsisch bzw. intrinsisch motivierten Interesse am Besuch des Denkmals (Angaben in Prozent)***

Besuch des Denkmals	Fragen zum Denkmal		
	nein	ja	Gesamt
aus eigenem Interesse	55.24	44.76	100.00
im Rahmen eines Programms	46.15	53.85	100.00
nicht aus eigenem Interesse	57.69	42.31	100.00
Gesamt	55.26	44.74	100.00

Tabelle 38: Fähigkeit, Fragen zum Denkmal zu stellen, in Abhängigkeit vom extrinsisch bzw. intrinsisch motivierten Interesse am Besuch des Denkmals (Angaben in Prozent)

12.2.9. Erschließung und Bewertung des Denkmals in Abhängigkeit vom Stellenwert, den die Besucher dem Holocaust zuschrieben

Stellenwert des Holocaust	Bezug zur Gegenwart		
	nein	ja	Gesamt
weniger wichtig	59.46	40.54	100.00
wichtig	39.62	60.38	100.00
sehr wichtig	26.73	73.27	100.00
Gesamt	37.30	62.70	100.00

*Tabelle 39: Fähigkeit, einen Bezug zur Gegenwart herzustellen, in Abhängigkeit vom Stellenwert, den die Besucher dem Holocaust zuschrieben (Angaben in Prozent)***

Stellenwert des Holocaust	Interpretation		Gesamt
	nein	ja	
weniger wichtig	54.67	45.33	100.00
wichtig	43.93	56.07	100.00
sehr wichtig	33.00	67.00	100.00
Gesamt	41.06	58.94	100.00

*Tabelle 40: Fähigkeit, eine Interpretation zu finden, in Abhängigkeit vom Stellenwert, den die Besucher dem Holocaust zuschrieben (Angaben in Prozent)***

Stellenwert des Holocaust	Gefühle		Gesamt
	nein	ja	
weniger wichtig	60.00	40.00	100.00
wichtig	40.19	59.81	100.00
sehr wichtig	29.56	70.44	100.00
Gesamt	38.82	61.18	100.00

*Tabelle 41: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeit vom Stellenwert, den die Besucher dem Holocaust zuschrieben (Angaben in Prozent)***

Stellenwert des Holocaust	Fragen		Gesamt
	nein	ja	
weniger wichtig	68.00	32.00	100.00
wichtig	53.02	46.98	100.00
sehr wichtig	52.68	47.32	100.00
Gesamt	55.15	44.85	100.00

Tabelle 42: Fähigkeit, Fragen zum Denkmal zu stellen, in Abhängigkeit vom Stellenwert, den die Besucher dem Holocaust zuschrieben (Angaben in Prozent)

12.2.10. Erschließung des Denkmals in Abhängigkeit von der Verwandtschaft mit im Nationalsozialismus verfolgten Personen

Verfolgte Verwandte	Gefühle		Gesamt
	nein	ja	
nein	38.31	61.69	100.00
ja	38.24	61.76	100.00
Gesamt	38.30	61.70	100.00

Tabelle 43: Emotionale Berührung durch das Denkmal in Abhängigkeit von der Verwandtschaft mit im Nationalsozialismus verfolgten oder ermordeten Personen (Angaben in Prozent)